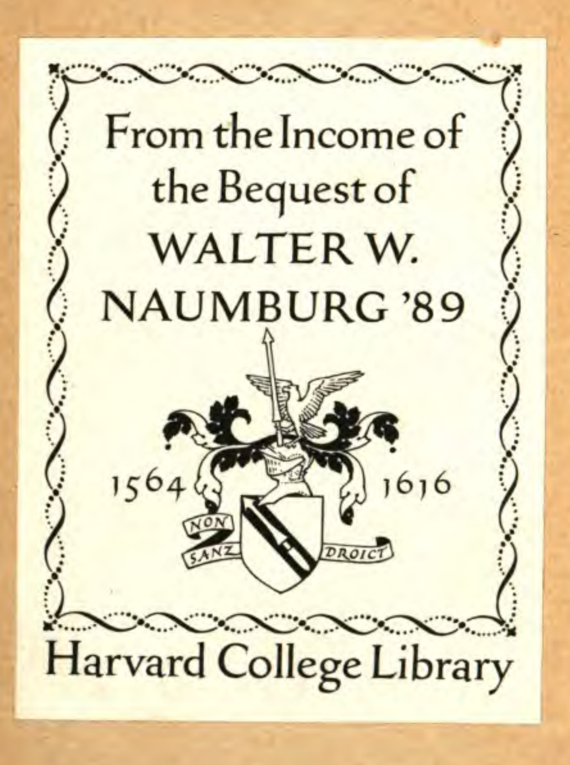
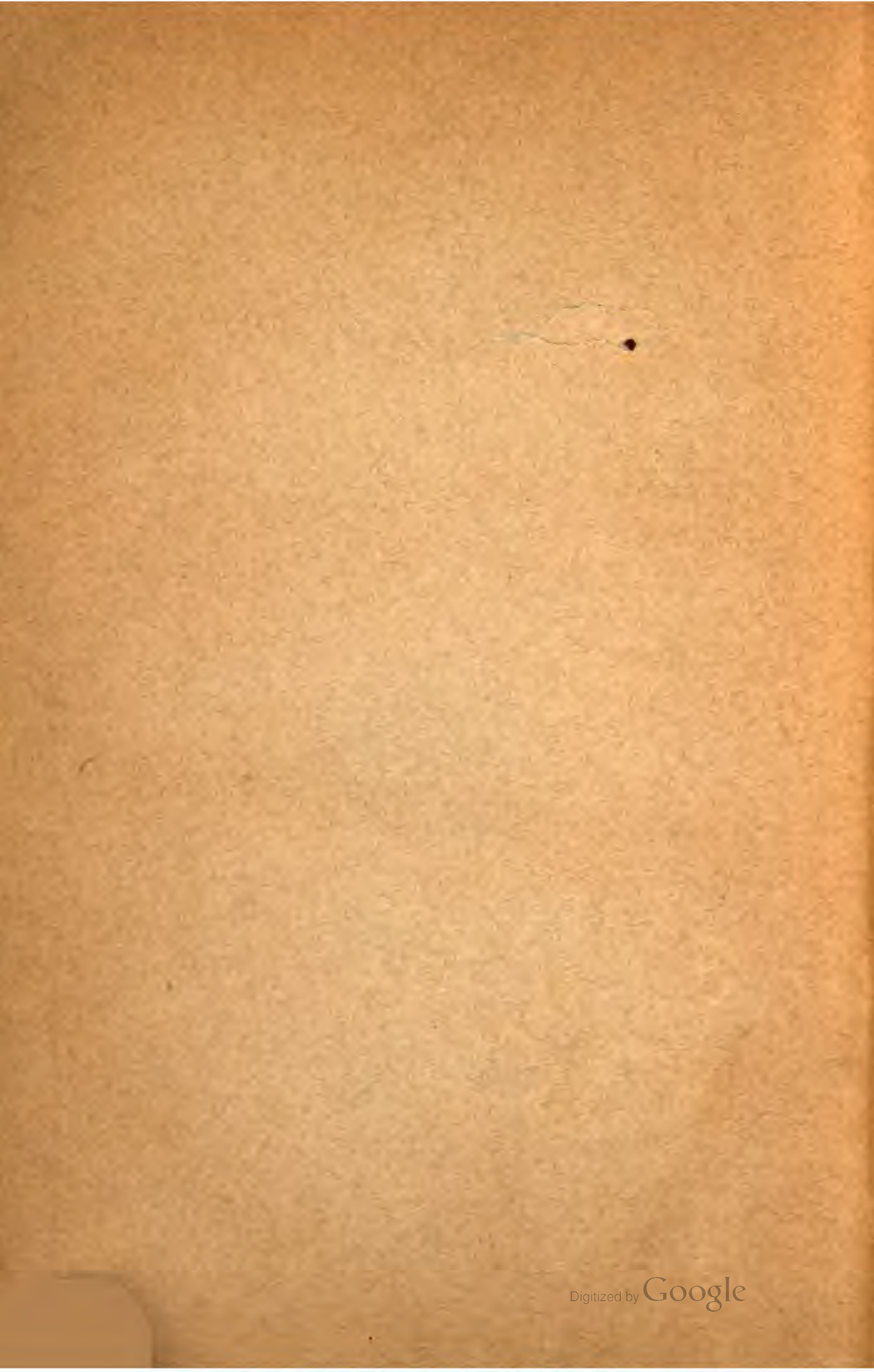

WIDENER LIBRARY
HX 3C4Q 9


From the Income of
the Bequest of
WALTER W.
NAUMBURG '89
1564
1616
NON
SANZ
DROICT
Harvard College Library







Geschichte

der

französischen Kolonie

in

Preußen.

Von

C. Reyer,

Lehrer am Hospice français.

Berlin, 1852.

F. Schneider & Comp.

Unter den Linden Nr. 19.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Anhang.

Vorrede.

Durch mein Lehramt war ich seit einigen Jahren hindurch veranlaßt, in meinem historischen Unterricht die Geschichte der Réfugiés in Preußen mit besonderer Rücksichtnahme abzuhandeln. Ich wurde so auf das Studium der Quellen geleitet, die sehr auseinander gestreut in den Schriftwerken verschiedenster Art aufgesucht werden mußten. So war ich's im Stande, dem Bedürfnisse meines Berufes zu genügen. Aber gerade diese meine Forschungen nach dem Materiale, die damit verbundenen Schwierigkeiten und Umständlichkeiten machten es mir klar, wie Wenige sich die Zeit dazu nehmen könnten, eine ähnliche Selbstbelehrung zu unternehmen, und daß die Mitglieder der Kolonie, oder wer sonst Interesse für diese kleine Schaar eingewanderter Franzosen nehme, nur eine sehr dürftige nnd unzureichende Erkenntniß über die vergangenen Zeiten gewinnen könnten. Es fehlte ein besonderes Handbuch über

diesen Gegenstand, ein solches ist nun das vorliegende Buch geworden. Ich war gezwungen, da ich hierbei an ein reiferes Publikum dachte, über den engen Kreis der Schule in der ganzen Behandlung hinaus zu gehen. Es mußte eine größere Vollständigkeit erzielt werden, damit das Wesentliche des historischen Herganges umfassend vorhanden sei, dabei aber mußte der Inhalt durch einfache und klare Darstellung allen Bildungsstufen zugänglich gemacht, und selbst für die Schuljugend ein Lesebuch, und denen, die die Schule verlassen, eine Mitgift fürs Leben geschaffen werden.

Alle Geschichte, welche aus einem geistigen Punkt sich entwickelt, hat ihre lebendige Kraft und zeugende Wirksamkeit für fernere Jahrhunderte: was unser kleines Völkchen der Réfugiés aus ihrer Heimath trieb, diese Standhaftigkeit des Geistes, diese Treue im Glauben, diese Zuversicht auf ein höheres Walten, kurz was sie als Keime in das neue Vaterland brachten, das ist als rüstige Thatkraft in Gewerbe und Handel, in Wissenschaft und Kunst, in häuslicher Sittlichkeit und aufopferndem Gemeinsinn groß geworden, und hat nicht bloß dem Einzelnen Glück und Segen gebracht, sondern auch der ganzen Gemeinde Ansehn und Liebe bei ihren großmüthigen Beschützern und bei ihren neuen Landesbrüdern erweckt. So ist im Verfolg des Geschehenen, indem die Darstellung die nackten, wahren Vorgänge gewähren ließ, ohne alles künstliche Zuthun und Fernhalten aller berühmenden Ueberschätzungen ein Denkmal erstanden, welches den Abkömmlingen

zur freudigen Genugthuung und Erinnerung, und insbesondere der Jugend zur sittlichen Erhebung ihres Menschthums und zum Gedächtniß frühern öffentlichen Gemeinsinns dienen mag.

Wer selbst an sich erprobt hat, wie eine sorgsame und liebevolle Hingebung an ein Unternehmen Mühe und Fleiß vergessen macht, der kann ermessen, daß die Arbeit an diesem Werke nicht ohne fröhliche Ausdauer, und bei dem ernsten Streben nach Gelingen nicht ohne Genugthuung vollbracht ist. Sollte es sich aber fügen, daß die öffentliche Theilnahme und Anerkennung diesem kleinen Werke sich zuwendete: so würde auch der Zweck desselben in besonderer Weise belohnt sein.

Berlin, im September 1852.

Der Verfasser.

I. Buch.

Die reformatorischen Bewegungen und Kämpfe von Peter Waldo bis zum Tode Calvins. 1180 — 1564.

Erstes Capitel.

Die Waldenser und Albigenser.

Wenn ich, lieber Leser, dir in diesem Werkchen eine Geschichte der in Preußen lebenden französischen Colonie, der du angehörst, geben will: so wirst du auch gern wissen wollen, wie es gekommen ist, daß deine Voreltern aus dem schönen, herrlichen Frankreich auswanderten! Etwas Höheres, als leibliches Wohlsein muß es gewesen sein, dem sie nachzogen, das sie antrieb, Heerd und Heimat, Freunde, Verwandte und liebe Nachbaren zu verlassen, um in der Ferne und Fremde, unbekannt mit Sprache, Sitte und Lebensweise jenes Landes, sich ein Asyl zu suchen.

Aber was war es, das ihnen so hohen Muth, so große Selbstverleugnug einflößte, daß die Aufopferung irdischer Güter ihnen so leicht machte? Es war der Glaube an Jesum Christum, den Erlöser der Welt, der da gesagt hat: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den werde ich wieder vor meinem Vater bekennen.“ Und was war es, das Preußen hatte und Frankreich ihnen nicht geben konnte, oder wollte? „die Glaubensfreiheit!“ d. h. diejenige Freiheit, seinen Glauben öffentlich darlegen und bekennen zu dürfen, ohne darüber zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Religiöse Unduldsamkeit, von fanatischen Priestern und schwärmerischen Mönchen genährt, hatte in diesem, von der Natur so gesegneten Lande die Fackel des Bürgerkrieges entzündet, und dem Bruder gegen den Bruder die Waffen in die Hand gegeben. Christi Lehre: „Liebet euch unter einander,“ hatte sich in den bittersten Haß verkehrt, und Frankreichs Boden trank Ströme Blutes seiner sich gegenseitig zerfleischenden Söhne. Diese religiöse Unduldsamkeit, durch all' die niedern Leidenschaften der Seele: Eigennutz, Habsucht und Herrschsucht hervorgerufen, durch Unwissenheit und Unverstand genährt, wollte nur eine „allein seligmachende Kirche,“ die katholische! Nicht nur Heiden, Juden und Türken waren nach ihrer Lehre von Gott und Christo verworfen, sondern auch alle Christen, welche nur den leisesten Zweifel an der Untrüglichkeit und Wahrheit ihrer Lehrsätze hegten, in ihren religiösen Ansichten von ihr abwichen, mochten sie auch in der Bibel ihre Quelle haben, waren verdammt und wurden blutig verfolgt. Und doch hatte die Mutter viele ihrer Kinder zum Abfall gezwungen! denn seit den frühesten Zeiten des Christenthumes hatte die katholische Kirche eine Menge von Satzungen und Irrlehren zu Glaubenssätzen erhoben, und die reine Christuslehre so verdunkelt und verunstaltet, daß der denkende Geist nur mit Unwillen die religiösen Fesseln trug, und sich heraussehnte aus der geistigen Knechtschaft.

Daher finden wir aber auch schon in der frühesten Zeit Männer von tiefem Gemüth und echtem, christlichem Glauben gegen die eingeschlichenen Mißbräuche, gegen die Anmaßungen der Päpste und der Hierarchie eifern, und im Kampfe für religiöse Wahrheit und Ueberzeugungen; und wenn sie und ihre Anhänger in diesen finstern Jahrhunderten im Streite unterlagen, und als Märtyrer für ihren Glauben starben, so bereiteten sich, wiewohl langsam, aber auch desto sicherer und unabweisbarer die Jahrhunderte einer reinen und unverfälschten Glaubenslehre vor.

Des Zusammenhanges wegen müssen wir hier einige der Secten erwähnen, welche sich schon frühzeitig von der katholischen Kirche lossagten und im Kampfe mit dieser, ihrer er=

bitterten Feindin, eine Hingebung und Ausdauer bewiesen, die nur aus einer innigen Ueberzeugung von der Wahrheit ihres Glaubens hervorgehen konnte, und die um so mehr unsere Theilnahme und Dankbarkeit verdienen, als wir in der Glaubenslehre dieser Secten die ersten Anfänge der Reformation zu suchen haben. Hierher gehören besonders:

die Waldenser und die Albigenser.

Ueber den Ursprung des Namens und der Secte der Waldenser haben sich verschiedene Meinungen geltend gemacht. einige behaupten, und nicht ohne gewichtige Gründe, daß dieser Name von Val, französisch: Vaux, Vaudois; italienisch: Valdesi; lateinisch: Valdenses, d. h. Thalleute herkomme, und setzen den Ursprung dieser Secte schon in die ersten Jahrhunderte des Christenthums; andere leiten ihren Ursprung unmittelbar von dem Apostel Paulus her, der auf einer Reise von Rom nach Spanien durch die Thäler von Piemont gekommen sei, und führen zum Beweise die Stelle aus der Epistel an die Römer an: Cap. 15, v. 24 u. 25; noch Andere halten den Peter Waldo für den Stifter derselben.

Dieser Peter Waldo soll ein reicher Kaufmann in Lyon gewesen sein, und um das Jahr 1160 gelebt haben. Wegen seiner ausgedehnten Handelsverbindung hatte er Gelegenheit, viel mit Fremden zu verkehren nnd die verschiedenen Secten im südlichen Frankreich kennen zu lernen. Auf welche Weise er dazu gekommen, sich religiösen Betrachtungen hinzugeben, und sich im Dienste Gottes einem Wanderleben zu weihen, erzählt eine alte waldensische Kronik folgendermaßen: „Peter Waldo habe sich eines Tages, vereint mit einigen Freunden, bei einem fröhlichen Nachtessen befunden, als plötzlich einer der Anwesenden eines unerwarteten und schnellen Todes gestorben sei. Dies Ereigniß habe auf ihn einen so erschütternden Eindruck gemacht, — wer denkt hier nicht an Luther — daß er fortan sein Geschäft aufgegeben, seine Güter den Armen geschenkt, sich gegen die Lehren der katholischen Kirche erklärt, und auf Straßen und Märkten das Evangelium gepredigt habe.“ Er fand leicht Anhänger, und seine Jünger nannten sich: „Arme von Lyon.“ Bald erregte er Aufsehen, und seine Lehren wurden

verboten; da er aber nach dem Grundsatze: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen," fortfuhr zu predigen, so erging über ihn die Verfolgung, und er verbarg sich, ohne jedoch seine Thätigkeit einzustellen, drei Jahre hindurch bei seinen Freunden, bis ihn der Bannfluch des Papstes, Alexanders III., 1175 aus seinem Vaterlande in die Thäler von Piemont vertrieb; aus Piemont flüchtete er nach der Picardie, im nördlichen Frankreich. Hier führten seine Anhänger den Namen Picarden, und da er auch hier nicht sicher war, so ging er durch Deutschland nach Böhmen, wo er gegen das Jahr 1180 gestorben sein soll. —

Auch in Böhmen und in den benachbarten Ländern muß er viel Anhänger gefunden haben; denn nach einer alten Nachricht wurden im Jahre 1391 in der Mark und in Pommern über 400 Waldenser ihrer Irrlehren wegen vernommen, und Angermünde soll, wegen der vielen Waldenser, die hier lebten, den Namen Ketzer-Angermünde erhalten haben. In der Neumark zählte man gegen vierzehn solcher Ketzerdörfer, die sich später den Hussiten anschlossen.

Welche Annahme nun die richtige sei, ist schwer zu entscheiden, für uns übrigens gleichgültig; denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß man mit dem Namen Waldenser meist diejenigen bezeichnete, die in ihren Dogmen von der katholischen Kirche abwichen. So viel scheint doch ausgemacht, daß sie als eine besondere Secte schon vor Peter Waldo vorhanden waren, jedoch erst nach Gregor VII. als solche entschieden hervor traten, wegen ihrer abweichenden Glaubenslehre die Aufmerksamkeit auf sich zogen und später die grausamsten Verfolgungen gegen sich hervorriefen.

Die Waldenser verwarfen in ihrer Glaubenslehre die Messe, das Fegefeuer, Anrufung der Heiligen, Verehrung der Bilder, die Obergewalt, Unfehlbarkeit und Heiligkeit des Papstes, so wie das Cölibat — Ehelosigkeit der Geistlichen —; dagegen erklärten sie die heilige Schrift als die einzige Erkenntnißquelle in Glaubenssachen, gestatteten einem Jeden das freie Forschen in derselben, und nahmen nur zwei Sacramente, die Taufe und das heilige Abendmahl an.

Ebenso einfach, wie ihre Glaubenslehre, waren auch ihre Sitten, und der Frömmigkeit ihres Wandels mußten auch ihre erbittertsten Feinde Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die kirchlichen Verhältnisse waren tief in das Leben und in die Familie eingedrungen. Die Geistlichen in der ersten Zeit Barbes oder Onkel genannt, waren mit ihnen innig vereint; sie waren die Vertrauten und die treusten Freunde der Familien, die Wächter der Zucht und der Sitte, oft auch, bei den einfachen bürgerlichen Verhältnissen, die Schiedsrichter über Mein und Dein. Aber ihre Geistlichen waren auch der hohen Achtung würdig! denn nicht nur theilten sie die Armuth ihrer Gemeinden, sondern sie übten auch die gewissenhafteste und treuste Seelsorge unter großen Mühen und Beschwerlichkeiten, denen sie sich in den schwer zugänglichen Gebirgen und Thälern Piemonts bei der Ausübung ihres Hirtenamtes unterziehen mußten. Gotteslästerliche Reden, Fluchen und Schwören hörte man bei den Waldensern nie, wiewohl sie dem Richter den Eid nicht verweigerten; Kartenspiel und Tanz waren früher streng verboten, später wurde aber Beides nachgegeben; dagegen halten sie noch bis auf den heutigen Tag den Feiertag in gebührender Weise heilig. Auch Luther, der zwar die böhmischen Brüder und Picarden, die man von den Waldensern herleitet, zusammenwirft und Waldenser nennt — wir haben jedoch stets die Waldenser in Piemont, dem ursprünglichen Sitze derselben vor Augen — sagt in einem, an die böhmischen Brüder gerichteten Schreiben: „Denn weil ich höre, daß von Gottes Gnaden bei euch ein so freier, züchtiger, äußerlicher Wandel ist, daß man nicht so schwälget, frißt und säuffet, wie bei uns, sondern ein jeglicher sich seiner Arbeit nähren muß, wo er kann, und nicht solche müßige Fräßlinge und Bäuchlinge habt, wie wir, und auch Niemanden darben lässet: habe ich mich nicht mögen enthalten, und aus christlicher Pflicht euch anzeigen, was mich dünkt, daß noch an eurem innerlichen Wandel des Glaubens und der Lehre Mangel habe, welchen ich ja gerne aufs allerlauterste sehen und hören wollte."

Wiewohl nun die Waldenser nichts weiter forderten, als ungestört ihrem Gott in ihrer Weise dienen zu können, im

Uebrigen aber sich durch ihren streng sittlichen Lebenswandel, durch Fleiß und treue Anhänglichkeit an ihre Fürsten — die Waldenser hatten sich von Piemont, ihrem Ursitze, nach Frankreich, Spanien und Italien verbreitet — auszeichneten: so ergingen doch bald die schauderhaftesten Gerichte über sie.

Im Wesentlichen stimmten die Waldenser in ihrer Glaubenslehre mit den Albigensern, von der Stadt Albi, in Languedoc, sogenannt, überein, — wiewohl ein Theil derselben sich ketzerischen Lehren hinneigte — und wir erwähnen derselben besonders deswegen, weil ihre Geschichte mit der der Waldenser zusammenhängt und sie gleiche Verfolgungen erduldet haben.

Die ersten Verfolgungen traten erst nach dem Tode Peter Waldo's ein und waren zunächst gegen die Albigenser, im südlichen Frankreich, wo sie in dem Grafen Raimund von Toulouse und andern Großen mächtige Beschützer und Anhänger hatten, gerichtet. Schon Papst Alexander III., 1179, hatte harte Verordnungen gegen sie erlassen, aber erst unter Innocenz III., 1198 bis 1216, unter welchem bekanntlich der Dominikanerorden, und gegen 1200 das furchtbare Inqusitions-Tribunal entstand, begannen die Verfolgungen allgemeiner zu werden.

Innocenz versuchte zuerst den Weg der Güte, da aber weder dieser, noch eine, 1206 gehaltene, Zusammenkunft von Theologen beider Parteien einen günstigen Erfolg hatten, und die Verirrten nicht in den Schooß der allein seligmachenden Kirche — einige Arme abgerechnet — zurückkehren wollten: so wurde das Kreuz gegen die Verstockten gepredigt. In der Bannbulle, die der Statthalter Christi gegen die Ketzer erließ, hieß es:

„die Albigenser müssen mit allen Mitteln, die Gott ihnen,
„den Kreuzrittern und Soldaten, offenbaren wird, ja, schärfer
„als die Saracenen verfolgt werden, weil sie schlechter als
„diese sind! Sie sollten sie vom Felde des Herrn verjagen,
„den Gläubigen aber ihre Güter übergeben werden.“

Der Graf Simon von Montfort, ein persönlicher Feind Raimunds von Toulouse, fiel verheerend in das unglückliche Land ein: Städte, Burgen und Schlösser gingen in Rauch auf,

die Einwohner wurden dem Schwert geopfert, oder später dem Ketzergericht übergeben.

Wohin Raubsucht und Glaubenswuth führen kann, zeigt die Eroberung von Beziers. Hier sollen gegen sechszig Tausend Menschen erschlagen worden sein; sieben Tausend der Einwohner wurden allein mit der Magdalenen-Kirche den Flammen geopfert! Als man den Abt von Citeaux fragte, wie man die Gläubigen erkennen könnte, soll er geantwortet haben: „Schlagt nur todt, der Herr wird die Seinigen schon erkennen!“ Auf dieses Wort hin stürzte die wüthende Bande über eine Prozession von Priestern und Mönchen her, die, von der Partei der Kreuzsoldaten, denselben mit einem „Herr Gott, dich loben wir“ entgegen zogen und hieben in ihrem blinden Fanatismus ihre Freunde nieder.

Dieser Vernichtungskrieg dauerte fast das ganze 13. Jahrhundert hindurch, bis 1281; hier endigte er. Die Albigenser waren bis auf Wenige, in welchen sich der Glaube der Väter erhielt und fortpflanzte, vertilgt.

Gleichzeitig mit den Albigensern begannen auch die Verfolgungen gegen die Waldenser, jedoch beschränkten sie sich anfänglich nur auf die Colonien in Spanien, Frankreich und Italien, wo mit dem Jahre 1560 auch die letzte Spur derselben verschwindet. Als aber die Ketzergerichte, die in dem Albigenser-Kriege so vortreffliche Dienste geleistet hatten, überall eingeführt und mit der größten Machtfülle ausgerüstet worden waren, so verbreiteten sich die Verfolgungs- und Vernichtungskriege auch über die ursprünglichen Sitze der Waldenser in Piemont. Solche Kriege fanden namentlich in den Zeiträumen von 1560—1650, dann von 1650—1685, uud endlich in den Jahren 1685 und 1686 Statt.

In allen diesen Kriegen kämpften die ehrlichen frommen, gottergebenen Glaubenshelden mit dem größten Heldenmuthe, und nicht der Uebermacht, nicht den blanken Waffen ihrer Feinde erlagen sie, sondern den schlauen Künsten derselben, dem Verrath, der Tücke und Hinterlist; nicht die feierlichsten Versicherungen, nicht die Heiligkeit der Eide banden die Feinde an die gegebenen Versprechungen! — Ketzern brauchte man ja nicht

Wort, nicht Eid zu halten! Und mit welcher Barbarei wurden diese Kriege geführt!

Es giebt keine Schandthat, keine Marter, die an diesen Unglücklichen nicht ausgeübt wurde. Bei der Vernichtung der Waldenser in den Colonieen, 1560, ließ der Inquisitor Panza 80 derselben wie Schaafe abschlachten, andere mit Pech überziehen und verbrennen, noch andere von hohen Thürmen herabstürzen. Alle starben mit einer Glaubensfreudigkeit, die selbst ihren Verfolgern Bewunderung abnöthigte. Einem der zu Opfernden hielt man das Crucifix zur Anbetung hin, und versprach ihm Leben und Freiheit, aber auch grassen Tod von schwindelnder Höhe, wenn er verstockt bliebe; er wählte sofort den letztern.

In demselben Jahre beschloß Philibert die Vernichtung der Waldenser in Piemont; die Erschreckten wandten sich mit Bittschriften an ihn und seine Gemahlin, aber während der Unterhandlungen wurden sie in St. Germain mitten in der Nacht überfallen, viele Geistliche verbrannt und sogar Frauen gezwungen, zu den Scheiterhaufen ihrer Männer das Holz herbei zu schleppen. Im Jahre 1655 rückte eine Armee von 15,000 Mann in ihre Thäler ein. Der Marquis von Pinaße lud die Waldenser-Vorsteher freundlich ein, behielt sie zur Tafel bei sich, und bot ihnen Frieden an. Die Getäuschten, die den Frieden wünschten, öffneten sorglos die Thore; aber sogleich wurde das Zeichen zur allgemeinen Niedermetzelung gegeben, wobei die ausgesuchtesten Grausamkeiten verübt wurden. Männer und Frauen wurden verstümmelt, dann langsam getödtet, Kinder mit den Köpfen gegen die Felsen geschmettert, oder an den Beinen von einander gerissen. Das Theatrum Europäum berichtet: „So viel Grausamkeit damaliger Zeit vorgegangen, drangen durch Herzen und Nieren; dergleichen barbarischen Gräuelthaten müssen alle Menschen feind seynd."

Als Ludwig XIV. 1685 das Edict von Nantes aufhob, erließ auch der Herzog von Savoyen, Viktor Amadeus II., ein Edict, das an schonungsloser Härte alle bisherigen Erlasse dieser Art übertraf. Jede Religionsübung, auch in Privat-

häusern, ward bei Lebensstrafe untersagt; alle Kirchen, Häuser und Gebäude, welche zu religiösen Versammlungen dienten, sollten niedergerissen werden; alle Prediger und Schullehrer bei Lebensstrafe innerhalb vierzehn Tage das Land verlassen, und alle Kinder in der katholischen Religion erzogen werden. Als alle Vorstellungen der Waldenser nichts fruchteten, so rüsteten sie sich zu einem verzweiflungsvollen Widerstande. Der Krieg begann, und wurde mit all' der Grausamkeit wie die früheren, geführt; gegen 3000 Waldenser verloren das Leben, und mehr als 10,000 schmachteten in den Gefängnissen; die Leiden dieser waren entsetzlicher als der Tod. In vierzehn Gefängnissen zusammen geschichtet, erhielten sie zur gewöhnlichen Nahrung nichts anders, als Brot und Wasser, beides aber von so schlechter Beschaffenheit, daß nur die Noth zum Genusse zwingen konnte. Das Wasser war entweder stinkend, oder aus den Straßengossen geschöpft, mit Kehricht, Kalk und Glas vermischt. In Lumpen gehüllt, von Ungeziefer gepeinigt, der Sonnenhitze, wie der Winterkälte ausgesetzt, verfaultes Stroh zum Lager, starben viele dahin, aber unerschüttert in ihrem Glauben an Christum, ihren Erlöser. Zu diesen Körperleiden kamen die noch viel härtern der Seele, denn fortwährend wurden sie von Mönchen und Priestern gequält, ihrer Religion zu entsagen, und zur katholischen Kirche überzutreten; aber nur Wenige unterlagen der Versuchung. Endlich, durch die kräftige Vermittelung protestantischer Fürsten, schlug die Stunde ihrer Freiheit, die selbst, durch die Bosheit ihrer Feinde, ihnen Verderben bringen sollte. Mitten im strengsten Winter, und an den meisten Orten erst gegen Abend, wurden ihnen die Gefängnisse geöffnet und die Unglücklichen ohne Aufenthalt über die Gebirge, über Schnee- und Eisfelder, bei furchtbarem Sturm, nach der Schweiz geführt. Viele der Unglücklichen, namentlich Weiber, Greise und Kinder, kamen auf diesem Marsche um; die Uebrigen, vielleicht einige Tausende, erreichten ihr Asyl in einem jammervollen Zustande. Und dies hieß man Gott dienen, Christi Gebot erfüllen!

Wenden wir uns nun zu einem freundlicheren Bilde, welches uns in dem Churfürsten von Brandenburg, Friedrich

Wilhelm dem Großen, entgegentritt. Dieser Fürst hatte sich, schon bei den früheren Verfolgungen, der Bedrängten auf das Thätigste angenommen; und auch jetzt hatte er, in Verbindung mit Holland und England, für die Befreiung der Verfolgten kräftig mitgewirkt. Seine Menschenfreundlichkeit beschränkte sich jedoch nicht allein darauf, den Waldensern die Gefängnisse geöffnet zu haben, sondern er steuerte auch zu den in den protestantischen Ländern veranstalteten Sammlungen reichlich bei, was um so höher zu schätzen ist, als sein Land noch an den Wunden des dreißigjährigen Krieges blutete; dann aber traf er Veranstaltungen, daß gegen 2000 der Vertriebenen in seinem Lande Aufnahme finden konnten, von welchem Anerbieten indessen nur 900 Gebrauch machten, indem die meisten es vorzogen, in der Nähe ihres Vaterlandes zu bleiben, um in dasselbe zurückzukehren, wenn die Verhältnisse sich günstiger gestalten sollten.

Schon diese einzige Handlung hätte hingereicht, den Namen dieses Fürsten unsterblich zu machen. Neunhundert Unglückliche gerettet zu haben, ist doch wohl mehr werth, als Schlachten gewinnen, Länder verwüsten und erobern! besonders, wenn wie hier reine Menschenliebe, nicht Eigennutz, die Triebfeder ist; denn die Waldenser waren arm, waren Ackerleute und Weinbauer, brachten keinen neuen Zweig der Industrie mit in's Land, sondern verursachten vielmehr Sorge, Unkosten und Unbequemlichkeiten, um sie günstig unterzubringen. Besondere Schwierigkeiten veranlaßte der Transport und der Durchmarsch der Waldenser durch die verschiedenen Staaten der deutschen Fürsten, welche mancherlei Bedenklichkeiten hegten. Alle, hierüber von Seiten des Churfürsten gewechselten Briefe zeigen von seinem edlen Sinne, von seinem menschenfreundlichen Charakter; aber der hochherzige Fürst sollte die Vollendung seines schönen Werkes nicht mehr sehen. — Der Tod ereilte ihn am 26. April 1688. Indessen erlitt dasselbe durch seinen Hintritt keine Störung; die Gesinnung des Vaters war auf seinen Sohn, Friedrich III., übergegangen und alle hierüber gefaßten Beschlüsse wurden von diesem bestätigt.

Am 30. Juli 1688 brachen die Waldenser in mehreren

Abtheilungen von Bern auf und gelangten am 31. August wohlbehalten in Stendal, ihrem neuem Aufenthaltsorte an, wo sie indessen nicht auf's Freundlichste empfangen wurden, so daß sich die Regierung genöthigt sah, sie zum Theil nach Burg, Magdeburg und Spandau überzusiedeln.

Die in der Schweiz und in den benachbarten Ländern aufgenommenen Waldenser, hätten mit ihrem Loose wohl zufrieden sein können und wären es auch gewesen, wenn nicht der mächtige Trieb, den die Natur dem Menschen so tief eingepflanzt hat, die Liebe zu der ursprünglichen Heimat, so lebendig in ihnen gewesen wäre. Mit Sehnsucht blickten sie nach der Wiege ihrer Kindheit, nach den Thälern und Bergen, wo ihre Väter gelebt hatten, zurück. Was galt ihnen auch das Leben. wenn sie es da nicht beschließen konnten, wo sie es empfangen hatten! Nicht der Reiz der Neuheit, nicht das reichere Leben konnte sie fesseln, nicht die Gefahren, die sie bedrohten, zurückschrecken. In aller Stille wurde der Plan entworfen und mit kühnem Muthe unter der Oberleitung ihres Pfarrers, Henri Arnaud, ausgeführt. In einem großen Walde, zwischen Nion und Rolle, nördlich vom Genfer-See, versammelten sie sich, acht- bis neun hundert an der Zahl, und traten in der Nacht vom 17. August 1689 diesen denkwürdigen Zug an, der nur für die, an die Schrecknisse einer wilden Natur gewöhnten Waldenser die Möglichkeit des Gelingens in Aussicht stellte; denn nicht genug, daß sie über hohe Berge, tiefe Schlünde, reißende Bergströme, Schnee- und Eisfelder ihren Zug zu nehmen hatten, sondern er mußte auch meistentheils bei Nacht und mitten durch das feindlich gesinnte Savoyen genommen werden; sie hatten nicht allein mit den Bewohnern, sondern auch mit den geübten Heeren der Franzosen und Piemonteser harte und blutige Kämpfe zu bestehen, und würden auch wohl dem zwanzig Mal stärkeren Feinde haben unterliegen müssen, wenn nicht unter den beiden feindlichen Gewalthabern selbst Zwietracht und Krieg ausgebrochen wäre, in Folge dessen den Waldensern von dem Herzog von Savoyen, ihrem früheren Landesherrn, Frieden, Rückkehr in ihre alten Wohnsitze in Piemont und mit diesem freie Religionsübung angetragen worden wäre.

Als die Waldenser in den brandenburgischen Staaten von dem glücklich ausgeführten Unternehmen ihrer Landsleute und den von dem Herzog Victor Amadeus II. ihnen ertheilten Rechten und Freiheiten Kunde erhielten, regte sich auch in ihnen die Liebe zum alten Vaterlande und der Wunsch nach Rückkehr in dasselbe.

Der Churfürst, Friedrich III., willfahrte ihnen gern, und äußerte sich in einem Schreiben an die evangelischen Eidgenossen der Schweiz folgendermaßen:

„Wenn Wir aber auch an der andern Seite considериren, wie „alle Menschen die Begierde, sich in Ihrem Vaterlande und „an dehnen Orten, woselbst Sie und Ihre Vorfahren von so „langen Jahren her gewohnt, auch ferner zu mainteniren, „gleichsam von der Natur selbst eingepflanzt, diese armen „Leute auch mit großer Gewalt und ohne alle einzig Ihr „Verschulden aus dem Ihrigen verstoßen worden, so finden „Wir dieses Ihr Verfahren so beschaffen, daß, wenn selbiges „nicht gar excusirt werden kann, jedoch billig darüber einige „Commiseration und christliches Mitleiden mit Ihnen zu „haben ist. —"

So brachen sie denn im Jahre 1690 auf, mit Allem versehen und auch durch die Freigebigkeit des Churfürsten mit Geldmitteln reichlich ausgestattet und langten glücklich in ihrem Vaterlande an, von wo aus sie in einem Schreiben an den Churfürsten ihren heißesten Dank für die erwiesene Gnade ausdrückten. Die wenigen zurückgebliebenen Waldenser-Familien schlossen sich den Refugié's an.

Wenn nun auch die Waldenser nach ihrer Rückkehr zu verschiedenen Zeiten noch mancherlei Bedrückungen und Verfolgungen zu erdulden hatten, so ist doch seit dem Jahre 1818 ihre Lage eine durchaus befriedigende. Dies verdanken sie den kräftigen Verwendungen und Geldunterstützungen der protestantischen Fürsten und besonders dem edelgesinnten König Friedrich Wilhelm III.; wie denn überhaupt alle brandenburgische Regenten, von dem großen Churfürsten bis auf den jetzt regierenden König, Friedrich Wilhelm IV., sich ihrer Glaubensgenossen stets thatsächlich angenommen haben. Friedrich

Wilhelm IV. unterstützt nicht nur die evangelischen Glaubensgenossen und deren Kirchen in fremden Ländern und Erdtheilen mit königlicher Freigiebigkeit, sondern seine Großmuth gewährt noch bis auf den heutigen Tag vier Waldensern die Mittel, sich dem Studium der Theologie widmen zu können.

Zweites Capitel.

Reformatoren des 14. und 15. Jahrhunderts.

a. Johann Wiklef und die Lollarden *).

Durch die blutigen Verfolgungen, welche die Waldenser von dem weltlichen Schwerte und dem geistlichen Gericht — der Inquisition — in den südlichen Ländern Europas erduldet hatten, war hier jede feste Verbindung der evangelischen Gemeinde zerrissen, die weitere Verbreitung des Glaubens fast unmöglich gemacht. Was noch unternommen wurde, geschah von Einzelnen, ohne Zusammenhang, und deshalb ohne besondere Erfolge. Jeder, der die reine Lehre predigte, ward ergriffen und verbrannt. Aber, was dem Süden nicht gelang, das sollte von den naturkräftigen Völkern des Nordens, wenn auch erst Jahrhunderte später, ausgeführt werden.

Viele der Verfolgten waren, wie oben erwähnt ist, in die nördlichen Länder Europas, namentlich nach England, geflüchtet, und wenn sie auch hier nicht öffentlich auftraten, denn die römische Kirche war überall wach geworden, wenn auch hier keine bedeutende Wirkungen ihrer Thätigkeit sichtbar wurden: so ist es doch unverkennbar, daß ihr Geist wirksam gewesen ist, daß ihre Meinungen und religiösen Ansichten sich verbreitet und erhalten haben; denn von den Waldensern gingen wahrscheinlich die englischen Lollarden aus, wenigstens haben diese in ihren Grundsätzen die größte Aehnlichkeit mit ihnen. Auch die Lollarden verwarfen die römische Kirche, die sie eine Synagoge des Satans nannten; sie leugneten, mit Ausnahme der Taufe

---

*) Lollarden, von Lollen, singen; in den Schlaf lullen.

und des Abendmahles, die Kraft aller Sacramente, und auf den Umsturz des römischen Kirchenthums, wie auf den Umbau der christlichen Kirchengesellschaft, der das unverfälschte Evangelium zur Unterlage dienen sollte, waren alle ihre Bestrebungen gerichtet; sie unterschieden sich aber von den Waldensern dadurch, daß sie auch eine politische Secte bildeten, und in die Bewegungen der Zeit bedeutend eingriffen.

Auch in England stand es, wie überall, mit der Religion übel. Die Geistlichkeit war übermäßig reich, hatte den größten Theil des Grund und Bodens an sich gerissen — der Papst zog fünfmal so viel Einkünfte aus dem Lande, als der König selbst — und war in Lüste und Ausschweifungen versunken; herrschte über König und Volk und kümmerte sich um das Seelenheil des Volkes, das in tiefer Unwissenheit lag, gar nicht; denn das Predigen wurde für überflüssig erklärt, und wo es noch Statt fand, geschah es durch die Bettelmönche, die Franziskaner, die aber alberne Dinge lehrten, und ihre Bettelarmuth über Christi Verdienst stellten; die Bibel, die Quelle aller christlichen Erkenntniß, wurde — wenigstens das Evangelium Johannis — für ketzerisch erklärt, und sogar deren Gebrauch, den jungen Priestern untersagt.

Die Könige Eduard I. und III. und Richard II., zwischen 1272—1399, traten zwar kräftig den Anmaßungen der Geistlichen entgegen, zwangen sie, von ihrer Armuth zu den Staatslasten beizusteuern, und der erstere verbot ihnen, 1279, ohne Erlaubniß des Königs, weder etwas zu erwerben, noch zu erkaufen, oder zu ertauschen. An allen diesen Bewegungen nahm Johann Wiklef den thätigsten Antheil.

Johann Wiklef ward im Jahre 1324 zu Richmond, in der Grafschaft Yorkshire, geboren, widmete sich der Theologie und studirte die Bibel mit solchem Eifer, daß er sich den Beinamen Doctor evangelicus erwarb. Die tiefe Unwissenheit des Volkes, die große Verworfenheit der Priester und Mönche und ihre Anmaßung ergriff auf's Tiefste sein reines Gemüth, und mit Wort und Schrift trat er 1360 gegen das Unwesen der Letztern auf, nnd griff besonders, wie später Luther, ihre Lehre von der Buße, die Werkheiligkeit und den Ablaß an.

Namentlich suchte Wiklef die heilige Schrift dem Volke zugänglich zu machen, und übersetzte sie in's Englische — was ihm als Ketzerei ausgelegt wurde — die Bibel war bis dahin nur in lateinischer Uebersetzung vorhanden — damit Männer und Frauen, Alt und Jung sie lesen könnten. Wie sehr sie im Volke verbreitet gewesen sein muß, beweisen die Worte eines Schriftstellers, der darüber jammert, daß nun die Laien, und unter diesen sogar die Weiber oft besser in der heiligen Schrift bewandert wären, als viele, selbst gelehrte Geistliche. „Die Perle," meint er, „sei damit vor die Säue geworfen!"

Die Uebersetzung der Bibel machte den Geistlichen große Unruhe; ihm, dem Wiklef, erwarb sie aber die Gunst und den Schutz des Königs und der weltlichen Großen, und da er die Rechte des Königs gegen die Geistlichen mit allem Eifer vertheidigte, so erhielt er die Pfarre von Lutterworth und die Professur an der Universität zu Oxford.

Anfangs trat Wiklef mit vieler Mäßigung gegen die Mißbräuche der Kirche auf, später aber kühner gemacht, griff er die Messe an, und leugnete die fleischliche Gegenwart des Leibes und des Blutes Christi bei derselben, und wollte dies in 16 Sätzen, 1381, beweisen. Hierüber that ihn der Bischof von Canterbury, in den Bann, und seine Gönner und selbst König Richard erklärten sich gegen ihn; doch verlor er ihre Gunst nicht, mußte aber die Universität verlassen. Er begab sich auf seine Pfarrei, wo er nicht weiter verfolgt wurde, ja sogar ungestört fortfuhr zu lehren. Hier starb er denn auch, 1384, unangefochten, vom Schlage getroffen. Die Römlinge stellten seinen Tod als Strafe des Himmels dar, und erzählten, daß er gerade am Festtage des heiligen Thomas von Becket, gegen welchen er habe predigen wollen, erfolgt sei.

Nach seinem Tode erging nun über seine Anhänger eine furchtbare Verfolgung: wozu die Geistlichen den Aufstand der so hart gedrückten Bauern benutzten: die Geistlichen zettelten eine weit verzweigte Verschwörung gegen Richard II., den sie wegen seiner reformatorischen Ideen haßten, an, stürzten ihn, 1399, vom Throne und ermordeten ihn, in demselben Jahre im Gefängnisse. An seine Stelle ward Heinrich IV. König, ein

williges und fügsames Werkzeug der Kirche; denn unter ihm begannen eben jene Verfolgungen gegen die Ketzer. Richard's Unentschiedenheit war Schuld, daß er den Thron verlor, und daß die Reformation nicht schon im 14. Jahrhundert durchgeführt wurde. Doch was jetzt nicht geschah, bewirkte das 16. Jahrhundert, wie in Deutschland, so auch in England.

b. Johann Huß, Hieronymus von Prag, die Taboriten und Hussiten.

Kurze Zeit nachher, nachdem in England Wiklef und die Lollarden eine Reformation der Kirche durch die weltliche Macht herbeizuführen versucht hatten, entstand eine andere in Böhmen, welche für Rom und das ganze römische Priesterthum weit gefährlicher zu werden drohte; aber hier wurde, wie in England, das Bestreben, die Welt der römischen Hierarchie zu entreißen, überwältigt, die Reformation aufgehalten, jedoch der Geist der Wahrheit nicht zerstört. Dies giebt uns Zeugniß, und in bedrängter Zeit Beruhigung, daß Wahrheit und Recht endlich siegen werden! Denn welche Macht hat es je auf Erden gegeben, welche gewaltiger war, als die römische Kirche, und dennoch mußte sie vor dem flammenden Lichte der Wahrheit zurückweichen, ihr Truggewebe zerrissen sehen, durch die Kraft des Evangeliums! damit das Wort Christi, des lebendigen Gottessohnes erfüllet würde, der zu Petro sprach: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen."

Immer weiter breitete sich der Geist des kirchlichen Widerstandes aus, und wo ein evangelisches Wort erscholl, da fand es Anklang in tausend und aber tausend Gemüthern!

Schon im 13. Jahrhundert war Böhmen ein Land voll Ketzer; denn auch hierher hatten, wie oben mitgetheilt, sich Waldenser geflüchtet; aber auch hier verfolgt, zogen sie sich in die Stille zurück, und traten erst wieder hervor, als Böhmen durch Huß in Bewegung gesetzt wurde und wie sie in England den Namen Lollarden führten, so nannten sie sich hier Taboriten; wenigstens muß man diese als die Träger der Meinungen und Lehren der Waldenser ansehen.

Die Lehren Wiklef's hatten in Deutschland vielen Anklang gefunden; zwischen England und Böhmen war aber noch eine ganz andere Verbindung durch die Vermählung der Tochter Karl IV. mit Richard II. eingetreten. Vornehme Böhmen studirten seitdem in Oxford, und Engländer bezogen die Universität zu Prag, welche Karl IV., 1348, gestiftet hatte. So fanden also die Schriften Wiklef's in Böhmen leicht Eingang und Verbreitung.

Damals lebte zu Prag ein ehrwürdiger Priester, der Liebe und des Strebens nach Wahrheit voll: Johann Huß, geboren den 6. Juli 1373, zu Hussinez, auf der Prager Universität gebildet, seit 1396 Magister und seit 1398 Professor der Philosophie. Er war ein gerader und einfacher Mann, ganz erfüllt von der Heiligkeit seines Berufes; sein Leben war so rein, daß selbst seine erbittertsten Feinde, die sonst so gern ihre Zuflucht zur Unwahrheit nahmen, auch nicht den geringsten Makel auf ihn bringen konnten. Die Treue und Aufrichtigkeit, die heilige Gluth nach Wahrheit und Recht setzte er bei Allen voraus, wo sich das Gegentheil noch nicht unzweideutig ausgesprochen hatte. Von der Schlauheit und Tücke dieser Welt verstand er nichts, und diese heilige Einfalt ist es, die ihn nach Kostnitz und in den Flammentod führte. —

Zu seinem akademischen Lehramte wurde ihm 1402 noch der Beruf zu Theil, an der Kapelle Betlehem, das Predigtamt zu übernehmen. Hier predigte er in der Landessprache und befleißigte sich ganz besonders eines recht einfachen Vortrages der großen Lebenswahrheiten des Evangeliums. Als er aber in seinen Predigten die Verderbtheit der Kirchen und ihrer Diener mit christlichem Muthe hart angriff und strafte, die Wunderwerke der römischen Kirche als Blendwerk verwarf, gegen den Ablaß und für die Rechtfertigung durch Christum, wie später Luther, eiferte: so zog ihm dies, 1413, den Bann zu und er ward gezwungen, da Unruhen in Prag ausbrachen, die Stadt zu verlassen.

In der Lehre vom Abendmahl trat er Wiklef's Ansichten nicht bei, obgleich er in vielen Dingen mit ihm übereinstimmte.

Als Huß nun 1414 aufgefordert wurde vor der großen Kirchenversammlung zu Costnitz zu erscheinen, — Huß hatte an eine allgemeine Kirchenversammlung appellirt — so warnten ihn mehrere böhmische Ritter, dem Worte des Kaisers Sigismund und dessen Geleitsbriefe zu trauen, und boten ihm ihren Schutz an, wenn er in Böhmen bliebe. Er lehnte dies ab; denn wie konnte der redliche Mann in die Worte eines Kaisers Zweifel setzen!

Auf seiner Reise von Prag nach Costnitz gewann er durch seine Freundlichkeit Aller Herzen. Jedem Gastwirthe schenkte er für die gute Bewirthung eine Abschrift der zehn Gebote — so groß war damals die Unwissenheit in religiösen Dingen!

Huß kam nach Costnitz, um vor Bischöfen und Doctoren der abendländischen Kirche, vor den mächtigsten Fürsten frei seinen Glauben zu bekennen; aber diese Freude ward ihm nicht zu Theil; denn am fünf und zwanzigsten Tage nach seiner Ankunft, am 28. November, Abends spät, wurde er gefangen gesetzt. Der Kaiser, der noch nicht angekommen war, schickte sogleich den Befehl hin, Huß sofort frei zu geben, sonst würde er das Gefängniß erbrechen lassen. Man befolgte aber seinen Befehl nicht, und als er selbst nach Costnitz kam, wußte man ihn gegen Huß so einzunehmen, daß er wortbrüchig ward. Wie anders Karl V. gegen Luther zu Worms!

In ungesundem Kerker, von Krankheit darnieder gedrückt, ohne Anwalt, den man ihm verweigerte, sollte er sich gegen seine arglistigen Feinde vertheidigen. Nur mit Mühe erlangten seine Freunde, unter denen sich der Ritter von Chlum durch seine rührende Anhänglichkeit, durch seine edle Aufopferung — er hielt bis zum letzten Augenblicke bei dem Verfolgten aus — bei allen Gutgesinnten ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, ein öffentliches Verhör.

Am 5., 7. und 8. Juni 1415 stand Huß vor dem Concil, aber nicht, wie er es wollte, um seine Lehre zu vertheidigen, sondern unvertheidigt sie zu widerrufen. Seine Worte gewannen ihm Aller Herzen, aber seine Sache verlor er!

Er erwartete und empfing sein Todesurtheil — man hätte ihn gern gerettet, aber er wollte Christum nicht verleugnen —

mit Ergebung und festem Vertrauen auf Gott und seinen Erlöser. Am 6. Juli, an seinem Geburtstage, erduldete er den Feuertod. Seine Asche wurde in den Rhein gestreut, wie ein Jahr später, den 31. Mai 1416, die seines edlen Freundes, Hieronymus von Prag. Aber aus ihrer Asche entzündete sich ein Feuer, das viele Jahre hindurch Böhmen und die angrenzenden Länder verwüstete; noch weiß die späte Nachwelt von diesem Hussitenkriege zu erzählen. Nachkommen der Taboriten, von dem Berge Tabor so genannt, sind wahrscheinlich die böhmischen und mährischen Brüdergemeinden.

Drittes Capitel.

Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts.

Wenn die Sittenlosigkeit und Unwissenheit der Geistlichen und Mönche bei allen Wohldenkenden den Wunsch nach einer Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern hervorgerufen, und die in ihnen lebendig gewordene Sehnsucht nach der reinen evangelischen Lehre den muthigen Vorkämpfern der Reformation zahlreiche Anhänger zugeführt hatte: so waren doch die Erfolge ihrer Bestrebungen im Ganzen nur geringe zu nennen, und selbst die Kirchenversammlungen zu Costnitz, 1415—1418, und zu Basel, 1431, entsprachen keineswegs den Hoffnungen, welche alle Wohlgesinnten gehegt hatten. Der römische Stuhl hatte sie von Neuem zerstört. —

Wenn man aber bedenkt, wie groß die Macht und das Ansehn der jeder Reform feindlich gesinnten Geistlichen bei dem Volke war, in welcher beklagenswerthen Unwissenheit das letztere im Ganzen sich noch befand, wie schwach und mangelhaft die Mittel zur Verbreitung reinerer und besserer Lehren waren, wenn man ferner und hauptsächlich berücksichtigt, daß außerordentliche Ereignisse ihre Zeit haben müssen, um reif zu werden, daß aber solche Zeitpunkte allein in der Hand der Vorsehung liegen: so wird das Auffallende dieser Erscheinung, so werden

uns die mißglückten reformatorischen Bestrebungen der früheren Jahrhunderte, trotz des Bedürfnisses, trotz der Theilnahme, die sie fanden, nicht weiter befremden, zumal das Volk noch in der unbedingtesten Abhängigkeit von seinen Geistlichen lebte.

Anders gestalteten sich aber die Verhältnisse im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts. Eine Menge von Erfindungen und Entdeckungen erweiterten den Blick der europäischen Menschheit, läuterten ihre Ansichten, und regten das Streben nach freierer Bildung in ihr an.

Unter den derzeitigen Erfindungen nimmt die Buchdruckerkunst unbestreitbar den ersten Rang ein, denn durch diese Erfindung — von den eigennützigen und gewinnsüchtigen Mönchen zwar als Teufelswerk verschrieen — wurde nicht sowohl der flüchtige Gedanke gefesselt und verkörpert, als vielmehr und hauptsächlich vervielfältigt, und dadurch ein Gemeingut Aller. Was die bevorzugten Geister jener Zeit empfunden und gedacht, blieb nicht mehr in ihrem Kopfe begraben, oder auf den kleinen Kreis ihrer Freunde und Gesinnungsgenossen beschränkt, sondern durchflog mit Blitzesschnelligkeit, tausendfältig vermehrt, die Welt, und entzündete alle, nach besserer Einsicht ringende Geister! Sie war es vornehmlich, die einen Umschwung aller Verhältnisse hervorrief und den nun sich entspinnenden Kampf mit den Feinden des Lichtes siegreich zu Ende führen half; zumal da durch die Eroberung von Konstantinopel, 1453, in Folge deren viele gelehrte Griechen nach Italien flüchteten, der Sinn für die klassische Literatur von Neuem angeregt wurde. Eine natürliche Folge war, daß man die herrschende Lehre mit dem Inhalte der Bücher verglich, welche die Quelle aller Wahrheit sein mußten, und daß diese Vergleichung nur zum Nachtheile der Kirche ausfallen konnte. Mit ernsten und gelehrten Forschungen, noch mehr aber mit der Satyre, einer furchtbaren Waffe in den Händen der Gegner, griff man die Mißbräuche an; geißelte mit Spott und Witz die Anmaßung, den Hochmuth, die Unwissenheit, das schwelgerische und lasterhafte Leben der Geistlichen; — und diese Schriften wurden fast verschlungen. So wurde der feste Bau der Hierarchie allmälig gelockert und einem entscheidenden Schlage entgegen ge-

führt. Alles drängte zu einer allgemeinen kirchlichen Umwälzung. — Die Zeit war erfüllet! — Da erschien der Mann, den sich die Vorsehung zum Rüstzeuge auserſehen hatte. — Es war:

„Doctor Martin Luther."

Es wäre genug, seinen Namen zu nennen, und füglich könnten wir seine Lebensgeschichte übergehen, die Hoch und Niedrig, Jung und Alt bekannt ist. Wer hat auch wohl jemals mehr Popularität besessen, als der Uebersetzer der Bibel, die dem einfachsten Verstande verständlich, und dem tiefsten Denker noch unerschöpften Stoff für seine Forschungen bietet; er war ein Mann des Volkes, der Volksmann schlechthin, der sich nicht nach höfischem Brauch zu gebahren wußte, auf den aber die Fürsten blickten mit Hoffnung und Zuversicht, oder mit Furcht und Zagen, je nachdem er für oder wider sie war; ihm gehörte Deutschland, wie er Deutschland angehörte.

Wer weiß nicht, daß er 1483, am 10. November zu Eisleben geboren wurde, eines Bergmann's Sohn war, der zu Magdeburg und Eisenach die Schule besuchte, und, um nach dem Wunsch und Willen seines Vaters die Rechte zu studiren, die Universität zu Erfurt, 1501, bezog, wo ihn dieser mit aller Liebe und Treue hielt, und durch seinen sauern Schweiß und Arbeit, ihm dahin geholfen, wohin er gekommen ist; daß er 1505 aus Rührung über den plötzlichen Tod seines Freundes ein Mönch ward — wie dieser Freund sein Leben verlor, scheint ungewiß, denn Melanchthon selbst kannte die Todesart nicht — und wie er in Schwermuth verfiel, aus der ihn sein Beichtiger und Staupitz, sein späterer Gönner, wieder aufrichteten; — denn bis zu dem Glauben an die Rechtfertigung durch Christum, war er noch nicht durchgedrungen — wie er als Professor an die Universität berufen und daselbst zu predigen gezwungen ward, was ihm, dem Furchtsamen, sauer ankam, ihm, dem später Menschenfurcht fremd war! wie er nach Rom, der heiligen Stadt, reisete, wo er Alles, nur nichts Heiliges sah, und 1517, am 31. October, in frommer Entrüstung seine 95 Sätze gegen Tetzel und den Ablaßkram an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, und Jeden männiglich, nach der Sitte der Zeit, herausforderte, ihm zu widerlegen. Wer kennt nicht

seinen Streit mit Johann Eck, dem rüstigen Werkzeuge der Finsterniß, zu Leipzig, und sein kühnes, verwegenes Auftreten gegen den Papst, dessen Bannbulle er, sammt dem kanonischen Recht, den 10. Oktober 1520. vor dem Elsterthore zu Wittenberg den Flammen übergab, weil er den Heiligen des Herrn gelästert habe? Wer nicht die muthige, unerschrockene Vertheidigung seiner Lehren, die Antwort ohne Hörner und Zähne, vor Kaiser und Reich und wüthenden, nach Auto da Fé's dürstenden Prälaten, auf dem Reichstage zu Worms? wo so viel Teufel waren, als Ziegel auf den Dächern; des ehrlichen Frundsbergs Worte und sein fester Glauben ihn aber sprechen ließen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" Wer kennt nicht den Ritter Görge von der Wartburg, wohin er vor der Reichsacht gerettet wurde, und von wo er hervorbrach, nicht mit Roß und Reisigen, nicht unter seines Landesherrn Beistand und Schutz, den er auch nicht begehrte, sondern mit dem Beistand des Himmels, um die Bilderstürmer unter dem rasenden Karlsstadt nieder zu werfen? Den Reformator, der die Herrschaft des Papstes, das Cölibat und das Mönchswesen verwarf; die Dogmen von der Brotverwandlung, das Meßopfer und die Fürbitte der Heiligen verließ; den Glauben, daß durch unsere eigene Gerechtigkeit und die guten Werke allein das wahre Heil zu erlangen sei, stürzte, und demgemäß die Messe abschaffte, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilte, die Muttersprache bei dem Gottesdienste einführte, den Geistlichen die Ehe gestattete, das Klostergelübde für unverbindlich erklärte, und die Festtage verminderte; dann aber für Kirche und Schulen heilsame Verordnungen ergehen ließ. Dies Alles, und wie er auf den Reichstagen, für den Glauben nnd für die Erhaltung des Friedens wirkte, ist hinlänglich bekannt, so wie sein Ungestüm, sein männlicher Trotz, seine Heftigkeit, die in Verbindung mit seinem halsstarrigen Bestehen auf seiner Meinung viel Gutes verhinderte, und wir könnten uns dem weiteren Gange der Begebenheiten zuwenden, wenn nicht noch einige Züge aus seinem Leben und die Schilderung seines Charakters, durch einen Zeitgenossen, ein besonderes Interesse gewährten.

Ueber seine Weihe zum Priester, 1507, äußerte sich Luther später in folgender Weise: „Mein Weihbischof, da er mich zum Pfaffen machte, reichte mir den Kelch mit den Worten: Nimm hin die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und die Todten! Daß uns die Erde nicht verschlang, das war Unrecht, und all zu große Gottesgeduld!“ Wegen seiner Namensänderung als Klosterbruder, als solcher wurde er Augustin genannt, machte er sich später bittere Vorwürfe; denn, meinte er, was kann es Schädlicheres und Ungöttlicheres geben, als mit der Kappe auch den in der heiligen Taufe empfangenen Namen zu ändern.“

Von seinem Aufenthalt in Rom macht er uns auch eine ergötzliche Schilderung: „Ich war, sagte er, in Rom noch so ein toller Heiliger, lief durch alle Kirchen und Klöster, glaubte Alles, was daselbst erstunken und erlogen ist. Ich habe auch wohl ein oder zehn Mal Messe gelesen, und war mir sehr unlieb, daß mein Vater und Mutter noch lebten, denn ich hätte sie gar gerne mit meinen Messen und köstlichen Werken aus dem Fegefeuer erlöset.“

Bald aber wurde er, als er das ausschweifende, gottlose und frivole Leben in Rom kennen lernte, anderer Meinung, und tiefer Jammer erfüllte sein frommes, reines Gemüth. Ist es doch, als trieben sie ein Gaukelspiel! denn ehe ich an's Evangelium kam, hatte mein Nebenpfaffe seine Messe ausgericht, und schrie mir zu: „Eile, und mache, daß Du davon kommst!“

Mit tiefer Entrüstnng verließ er Rom, und warnte Alle, nach dieser Babel zu reisen. „Wer das erste Mal nach Rom kommt, sagt man, der sucht einen Schalk; zum zweiten Mal findet er ihn; zum dritten Mal nimmt er ihn mit heraus.“ An einer andern Stelle sagt er jedoch: „Ich wollte nicht hundert tausend Gulden nehmen, daß ich Rom nicht gesehen hätte.“

Albers entwirft folgende Schilderung von Luther:

„Luther war ein wohlberedeter, feiner, freundlicher, holdseliger, ehrenhafter, wahrhaftiger, besorgter, züchtiger, gastfreier, fröhlicher Mann, dem Alles wohl anstand, was er that; konnte in allen Dingen Mäßigkeit halten, redete kein vergeblich Wort; dem Halsstarrigen war er schrecklich, den Blöden tröstlich. Wenn

er gefragt wurde um den rechten Verstand eines Wortes, oder Spruches der heiligen Schrift, alsbald war er mit der Antwort fertig. Wenn er um Rath gebeten ward, von Stund an gab er so guten Rath, als hätte er sich eine lange Zeit darauf bedacht, und war so wohl gerathen, daß man leichtlich spürte, der heilige Geist wäre der Meister und Rathgeber gewesen. Er ward nicht störrig, sahe Niemanden mürrisch an, gab freundliche Antworten und guten Bericht, war kein Spötter, sondern hatte Mitleid mit der einfältigen Thorheit oder Unverstand, half gerne, leitete gerne, gab gerne: beides, mit Rath und That, Worten und Werken. Aus seinem Gespräche über Tische lernte man so viel, als aus einer Predigt. Er war ein Mann ohne Falsch; Lügnern und Zweizüngigen war er gram; Aufrichtigkeit hatte er lieb, den Geiz haßte er, der Hoffarth war er feind; Trunkenheit und Unzucht waren ihm unbekannt, doch suchte und liebte er die anständigen und geselligen Vergnügungen, sogar Schauspiele, zu deren Aufführungen er selber die Hand bot, — nur waren sie anderen Inhalts als die unsrigen. — Man spürte an ihm keinen Zorn, außer wenn er zu Felde lag gegen die Papisten und Schwärmer."

Wie dem Huß, Zwingli nnd Calvin, so hatte der Himmel auch dem Luther einen Freund beigesellt; dies war Philipp Melanchthon, der zu Bretten 1497 das Licht der Welt erblickte. Mit einem leichten Sinn, einer ruhigen Besonnenheit und Bescheidenheit verband er eine tiefe Gelehrsamkeit, aber auch große Schüchternheit, die ihn zu einem selbstständigen Reformator unfähig machten. Die Vorsehung führte ihn dem Luther zu, dessen ungestüme Hitze er zu mäßigen verstand, und so entspann sich zwischen beiden ein Freundschaftsbund, der, weil sie sich einander ergänzten, ungeachtet der unendlichen Verschiedenheit ihrer Charaktere, bis an den Tod dauerte. Er nahm an fast allen Religionsgesprächen den thätigsten Antheil, und die wichtigsten Abhandlungen gingen meistens von ihm aus; wie die Augsburgische Confession, und die Apologie derselben gegen die Angriffe und Widerlegungen der Katholiken. Eben so thätig, wie für die Kirche, wirkte er auch für die Verbesserung der Schulen, und ihrer Lehrbücher.

Später und nach Luthers Tode, der ihm allen Muth raubte, neigte er sich zu Calvins Ansichten hin, wodurch er sich viele Angriffe und Verfolgungen zuzog, die seine letzten Lebensjahre sehr verbitterten. Er starb im Jahre 1560.

Ulrich Zwingli und die schweizerische Reformation.

Geschützt durch die Natur ihres Landes, durch ihre himmelhohen Berge, lebten die Schweizer von dem Ertrage ihrer Heerden in ursprünglicher Einfachheit und Unabhängigkeit; fern von dem Getriebe der Welt und unberührt von ihren Bedürfnissen. Einig unter sich, fromm und arm, liebten sie nichts mehr, als ihre Freiheit und ihre Berge, die sie beide gegen Oesterreichs Habsucht und Hinterlist und Frankreichs Eroberungssucht in blutigen und siegreichen Schlachten zu vertheidigen wußten, und Thaten verrichteten, die den gepriesensten des Alterthumes würdig an die Seite gestellt werden können. Aber wie die Griechen dem persischen Golde, und die Römer dem asiatischen Luxus unterlagen, so wurden auch die Schweizer nicht durch das Schwert der Feinde, sondern durch deren Gold besiegt. Der Ruhm ihrer Tapferkeit flog durch die Länder Europa's und die Fürsten buhlten um die Gunst der freien Bergbewohner, um sich ihres Beistandes bei ihrem Länderraub zu versichern. Die französischen und besonders die italiänischen Fürsten zahlten reiche Jahrgelder und nahmen für den höchsten Sold Schweizer in ihre Dienste. Dieser Reislauf, so nannte man das Eintreten in fremde Kriegsdienste, überstieg alle Grenzen. Die zurückkehrenden Söldlinge brachten Ueppigkeit, frechen Leichtsinn und alle Laster in ihr Vaterland mit herein; die Beamten bereicherten sich durch schnöden Lohn, wurden die feilen Diener fremder Herrn und ergaben sich ebenfalls allen Lastern. Mit dem Verfall ihrer Sitten verfiel auch ihre Einigkeit, die sie allein stark machte. Die Geistlichkeit war eben so wenig geneigt noch geeignet, diesem Unwesen zu steuern, denn sie theilten die Laster des Volkes.

Der Papst, der sich gleifalls der schweizerischen Tapferkeit gegen seine Widersacher bediente, bewies ihnen eine Nachsicht,

wie keinem Volke; und so entwickelte sich hier schon früh ein freierer Sinn in kirchlichen Angelegenheiten und Glaubenssachen, der durch die aufblühenden Wissenschaften noch mehr genährt, sich überall verbreitete; und schon im Anfange des 16. Jahrhunderts ließen sich auf der Universität zu Basel sehr freie Stimmen vernehmen. Es war daher kein Wunder, daß Luther's Werk gleich im Anfang große Theilnahme in der Schweiz fand, und daß seine ersten Schriften zuerst in Basel 1520 gedruckt, mit vielem Beifall gelesen wurden. Diesen Geist nährten die aus Wittenberg zurückkehrenden Studirenden noch mehr; jedoch kann man dies Alles nur als Vorbereitung zur Reformation in der Schweiz ansehen, die hier später in selbstständiger und eigenthümlichen Weise von Ulrich Zwingli durchgeführt wurde.

Ulrich Zwingli ward am 1. Januar 1484, zu Wildhausen, einem Dorfe in der Grafschaft Toggenburg, geboren. Die Einwohner des Dorfes trieben wegen der hohen Lage desselben nur Viehzucht. Unter diesem gemüthlichen Hirtenvolke lebte Zwingli's Vater, ein mäßig begüterter Landmann, aber durch die Achtung seiner Mitbürger in der höchsten Stelle des Ortes, der eines Ammans. Ulrich, unter seinen Brüdern der Begabteste, wurde von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimmt, und sein Oheim, ein Priester, übernahm den ersten Unterricht. Später besuchte er die Schule zu Basel und Bern und zuletzt auf zwei Jahre die hohe Schule zu Wien. Hierauf kehrte er nach Hause zurück und ging dann nach Basel, wo der fremde, noch nicht achtzehn Jahr alte Jüngling eine Magisterstelle erhielt. Hier beschäftigte er sich viel mit dem Studium der griechischen und lateinischen Klassiker, dabei aber, wie es sein Beruf erforderte, auch eifrig mit der Theologie, die damals sehr im Argen lag; denn die Priester, anstatt in einfacher Weise die heilige Schrift zu erklären, unterhielten ihre Zuhörer mit müßigen Träumereien einer verirrten Phantasie: so malte der eine die Hölle mit solcher Genauigkeit, als wenn ein langer Aufenthalt in derselben ihm die Details geliefert hätte; ein anderer erklärte der Welt Entstehung wie ein Augenzeuge ihrer Schöpfung; ein dritter untersuchte, ob nach der

Auferstehung Essen und Trinken wohl erlaubt sein möchte, und was des Unsinns mehr war. Gegen solche Verirrung schützten Zwingli seine klassische Bildung und sein heiteres, offenes Gemüth.

Im Jahre 1506 wurde er nach Glarus als Prediger berufen und hier studirte er das griechische neue Testament mit großem Eifer. Anfänglich zog er die Auslegung der Kirchenväter zu Rathe; bald aber dachte er: „Du mußt Alles liegen lassen, und die Meinung Gottes aus seinem eigenen einfältigen Worte lernen. Er nahm daher die Schrift allein vor sich, hub an, Gott inbrünstig um die Erleuchtung von oben zu bitten, nnd fand, wie so viele vor und nach ihm gefunden haben, daß ihm auf diesem Wege mehr von dem Verständniß der Schrift gegeben würde, als irgend wie sonst. Hiermit gewann er aber auch die Ueberzeugung von der Verderbtheit in Lehren und Gebräuchen, Verfassung und Verwaltung der Kirche. Diese gewonnene Ueberzeugung behielt er jedoch jetzt noch für sich; es waren andere Mißbräuche, gegen die er seine Stimme erhob.

Als echter Republikaner nahm er den lebendigsten Antheil an allen, das Gemeinwohl betreffenden Angelegenheiten, zog mit seiner Gemeinde nach Schweizer Sitte in den Krieg, kämpfte aber eben so unerschrocken und kühn gegen den überhandnehmenden Reislauf, und gegen die noch größere Unsitte der Annahme von Jahrgeldern. Dafür verlor er aber seine Stelle; denn seine Gegner behielten die Oberhand.

Im Jahre 1516 ging er als Pfarrer nach der Abtei Einsiedeln. Diese Abtei liegt im Kanton Schwyz, und war im 9. Jahrhundert eine, fast unzugängliche Einöde, die man den finstern Wald hieß. Meinhard, ein Mönch aus dem Hause Hohenzollern entsprossen, fand sich in seinem Kloster Rapperswyl der Welt zu nahe und baute in Mitten dieses Waldes eine Einsiedelei und Kapelle. Hier lebte er noch sechs und zwanzig Jahre in strenger, frommer Buße. Räuber, Beute suchend, erschlugen ihn; sie wurden, der Sage nach, von zwei Raben, die der fromme Klausner aufgezogen hatte, verrathen. Im 10. Jahrhundert baute der Straßburger Domherr auf der Stelle der Einsiedelei des finstrn Waldes ein Kloster, und

weihete es der heiligen Jungfrau. In der Nacht vor der Einweihung vernahm der Bischof von Constanz, welcher die Handlung vollziehen sollte, frommen Gesang in der Kapelle, und weigerte sich am Morgen die Weihe vorzunehmen. Als er aber dennoch auf dringendes Bitten die Festlichkeit begann, hörte er drei Mal die Worte erschallen: „Höre auf, Gott hat sie geweiht!“ — Die Sage des Ereignisses ist uralt und alle sieben Jahre wird zum Wiedergedächtniß das Fest: „die Engelsweihe“, gefeiert. Noch in unsern Tagen ziehen große Schaaren von Pilgern hierher, um Ablaß zu erhalten. Hier, unter dem aufgeklärten Administrator, Diebold von Gerolseck, und in Verbindung mit gleichgesinnten Freunden bildete Zwingli durch fortgesetztes Studium der Alten und besonders der Bibel immermehr die Gesinnung aus, die ihn befähigte, die weltlichen und kirchlichen Zustände seines Vaterlandes dereinst umzugestalten. Auch fing er hier schon an, das morsche Gebäude des Katholicismus abzutragen; die Inschrift des Klosters: „Hier wird den Pilgern vollkommener Ablaß ertheilt“, wurde ausgekratzt, die Reliquien eingegraben, und in einem ihm untergebenen Nonnenkloster führte er eine neue Zucht ein, hob mehrere Uebungen auf, forderte Statt der Messe das Lesen des neuen Testamentes, und erlaubte denen, die keinen Beruf für das Klosterleben fühlten, die Rückkehr in die Welt.

Die Predigten, die er den Pilgern hielt, athmeten gerade den entgegengesetzten Geist, von dem, was jene wollten, und sie schonten weder des Volkes Glauben, noch der Priester Unglauben.

Den Letzteren legte er am Tage der Engelsweihe folgende Worte in den Mund: „Lasset uns unserer Lüste fröhnen, durch Anderer Vermögen uns bereichern, scheuen wir uns nicht, mit Mord und Blut uns're Hände zu besudeln, der Kirche Gnade ertheilt uns ja für alle Sünden leichte Abbüßung!“ „O, der Thoren,“ fährt er fort, „glauben sie denn durch öfteren Anruf der Königin des Himmels ihre Lügen, ihre Unzucht, Ehebruch, Mordthaten und Meineid zu büßen, als wenn diese Verbrecher schützte. O, täusche dich nicht länger, verblendetes Volk! Worte des Mundes versöhnen nicht den Himmel! Gott verzeiht nur

dem, der seinem Feinde Beleidigungen verzeiht." — Dabei fuhr er fort, gegen diejenigen zu eifern, die ihr Vaterland an fremde Herren verkauften.

Von einem solchen Prediger versprach sich die Züricher Geistlichkeit die beste Wirkung auf das Volk, mit dessen Sittlichkeit es in allen Klassen traurig aussah. Neid, Gewissenlosigkeit und störrischer Eigensinn herrschte bei den Dürftigen; Stolz, Uebermuth und Geiz aber bei den Reichen. Bestechlichkeit bei den Magistrats-Mitgliedern, hatte die Regierung in Verachtung gebracht, und bedrohte den Staat mit gänzlichem Verfall. Daher trug man Zwingli, besonders auf Betrieb des Chorherrn am Münster, Konrad Hoffmann, durch dessen kräftige Reden die Einwohner bewogen worden waren, die französischen Jahrgelder für immer abzuweisen, die Pfarrstelle am Münster an, die er, wiewohl nicht ohne Kampf, mit Freudigkeit annahm, weil sich hier ein viel weiteres Feld seiner Thätigkeit, als in Einsiedeln bot, und er trat sofort zur Gemeinde in die doppelte Beziehung eines politischen und kirchlichen Reformators, die er mit so vieler Festigkeit behauptete.

Am 1. Januar 1519, an seinem fünf und dreißigsten Geburtstage, hielt Zwingli die erste Predigt und mit solchem Beifall, daß, wiewohl sich Magistrats-Personen, Geistliche und Leute jedes Standes von seinem Tadel getroffen fühlten, sie dennoch zu seinen Vorträgen unwiderstehlich hingezogen wurden und Gott für die Sendung eines solchen Priesters der Wahrheit dankten.

Dieser Tag und dieses Jahr sind auch zum Zeitpunkt des Jubiläums der Reformation in Zürich gewählt worden.

Um seine Zuhörer so recht in die heilige Schrift einzuführen, erklärte er ganze Bücher derselben in fortlaufender Reihenfolge, und dies in schlichter, einfältiger, allgemein verständlicher Weise. Seiner Lehre Hauptbegriff war: die wahre Religion besteht in Gottvertrauen und Gottesliebe. Bei dem Allen verfuhr er im Allgemeinen sehr behutsam; denn nicht mit Gewalt, sondern durch überzeugende Belehrung wollte er der Wahrheit den Sieg erringen. Ging es mitunter, wie es nicht anders sein konnte, etwas zu scharf in seinen Predigten her, und der Unschuldige verletzt werden konnte, so sprach er besänftigend:

„Frommer Mann, nimm dir's nicht an." Vertheidigten die Leute mit zu großer Hartnäckigkeit ihre Irrthümer, so brach er den Streit mit den Worten ab: „Nun, versucht ihr es auf eure Weise, ich will bei der meinigen bleiben, und es wird sich zeigen, wer Recht behalten wird."

Wie Tetzel in Sachsen, so trieb Samson in der Schweiz sein Unwesen mit dem Ablaß. So oft dieser öffentlich auftrat, geboten seine Diener den herandringenden armen Leuten, zurückzutreten. „Lasset," sagten sie, „zuerst die Reichen, die ihrer Sünden Ablaß begehren, heran kommen, sind diese abgefertigt, so soll auch der Arme gehört werden." Wirklich brachte er in Kurzem 120,000 Dukaten zusammen.

Als dieser nun auch nach Zürich kam, so erhob sich Zwingli und predigte in den stärksten Ausdrücken gegen den Ablaß und gegen die verderbten Sitten der Geistlichen und Mönche. Beides zog ihm die heftigste Feindschaft und Verfolgung zu, so daß ihm der Magistrat eine Schutzwache in sein Haus legen, und des Abends, wenn er ausging, begleiten ließ. Samson mußte eilig Zürich und die Schweiz überhaupt verlassen.

Besonders förderlich für die Reformation war, daß ein französischer Mönch, Franz Lambert, der gen Wittenberg, um den Luther zu hören, zog, und durch Zwingli in einer öffentlichen Disputation besiegt wurde, dem Papstthum vor der ganzen Gemeinde entsagte. Dies Ereigniß gab der herrschenden Kirche einen so gewaltigen Stoß, daß der Rath, ungeachtet des Widerspruchs des Bischofs, die frühere Erlaubniß, „das Wort Gottes frei zu verkündigen", jetzt in ein Gebot verwandelte. Nach einer, auf Veranstaltung des Rathes, im Jahre 1523 gehaltenen Versammlung von Geistlichen, um die Streitpunkte noch einmal gründlich zu erörtern, und wobei Zwingli gegen Faber den Sieg davon trug, ermächtigte er jenen, in bisheriger Weise fortzufahren, die Geistlichen aber wies er an, nichts zu lehren, ja auch nichts zu unternehmen, was nicht aus der heiligen Schrift erwiesen werden könnte.

Bald darauf wurde auch die Messe abgeschafft, und die Bilder aus der Kirche entfernt, und Zwingli verfaßte eine

Anweisung für die Geistlichen, die als die erste Bekenntnißschrift der schweizerischen evangelischen Kirche angesehen werden muß. In Verbindung mit Leo Judae und Kaspar Großmann veranstaltete er eine Uebersetzung der Bibel, die aber erst im Jahre 1529 zu Stande kam. Nach dem letzten Beschluß wurde alles, was Gegenstand abergläubischer Verehrung gewesen war, aus der Kirche gewiesen; die Kreuze verschwanden, die Mauern wurden weiß übertüncht, die Orgel that man weg, den Altar ersetzte man durch einen einfachen Tisch und eine neue Taufformel wurde eingeführt.

Am grünen Donnerstag 1524 feierte man im großen Münster das Abendmahl, in seiner ursprünglichen, einfachen Weise zum ersten Mal; das Brot wurde in hölzernen Schüsseln, der Wein in hölzernen Bechern aufgetragen, und jeder nahm davon, nach vorangegangener Ermahnungsrede.

Der gänzlichen Kirchenreformation folgte nun eine eben so entschiedene Reform der Sitten. Eine strenge Kirchenzucht wurde eingeführt; unzüchtige Dirnen und Ehebrecherinnen, so wie öffentliche Verbrecher wurden aus der Stadt entfernt, wobei der Reformator und der Rath in dem gesunden und sittlichen Charakter des Volkes eine kräftige Stütze fanden.

Die Reformation gewann in der Schweiz eine immer größere Ausdehnung, aber auch der Widerstand vermehrte sich und drohte mit gewaltsamer Hemmung. Von zwei ganz verschiedenen Seiten her erhob sich derselbe: der eine Angriff ging von den Anhängern der alten Verfassung und der alten Kirche aus; der andere jedoch von den Anhängern der neuen Lehre, und zwar von den Widertäufern, mit denen auch Luther zu kämpfen gehabt hatte. Sie trieben zuletzt solchen Unfug, daß die Regierung sich genöthigt sah, um die Ruhe zu erhalten, mehrere ihrer Häupter hinrichten zu lassen; die Uebrigen wurden mit Gewalt unterdrückt.

Weit gefährlicher war der Widerspruch, den die Freunde des Alten erhoben. Zwingli hatte besonders die unpatriotische Verbindungen der Schweizer mit den fremden Herrschern angegriffen und den Reislauf und die Jahrgelder bekämpft. In manchen Cantonen hatte er Eingang und Beifall gefunden.

Diese Erfolge waren es nun, welche die weit verzweigte Partei, die meistentheils die Reichen und Vornehmen in sich begriff, gegen ihn aufgebracht hatte, und diese Eigennützigen verbanden sich sogar mit der katholischen Geistlichkeit, die mit Freuden in diese Verbindung einging. Religionsgespräche sollten ihnen den Sieg verschaffen. Aber sie täuschten sich, denn 1528 reformirte Bern und bald folgte auch Basel, mit ihnen trat auch St. Gallen, Biehl und Mühlhausen in einen Bund mit Zürich. Dies bewog auch die Gegenparthei, zu einem Bündniß zusammenzutreten, dessen Hauptstützen die besonders feindlich gesinnten katholischen Cantone von Uri, Unterwalden, Schwyz, Zug und Luzern waren, die weder die Jahrgelder, noch das Recht, fremde Kriegsdienste nehmen zu dürfen, fahren lassen wollten.

So gestalteten sich die Verhältnisse immer feindlicher, und im Jahre 1531 brach das schon lange unter der Asche glimmende Feuer der Zwietracht zwischen den katholischen Cantonen und Zürich und Bern zur hellen Flamme des Bürgerkrieges aus. Zwingli, vom Magistrat aufgefordert, und der Schweizer Sitte gemäß, begleitete bewaffnet das Banner der Stadt und führte einen schwachen Heerhaufen der Grenze zu, nach Cappel, wo die Vorposten der Evangelischen schon im Gefecht waren und der tapfersten Gegenwehr ungeachtet aus dem Felde geschlagen wurden. Natürlich, denn es herrschte Uneinigkeit in Zürich und nur 2000 Mann waren in den Streit gegen 8000 gezogen, wiewohl die Stadt gegen 10,000 Streiter hätte stellen können. Zwingli, der schon längst Verrath und Unglück ahnte, ermahnte dessenungeachtet auf dem Marsche zum Kampfplatze hin, zur Standhaftigkeit und zum Heldenmuth: „Müssend wir glich Lyde, so ist die Sach' güt. Befehlend Uech Gott.

Welch ein Unglück ist denn das; den Leib können sie wohl tödten, aber die Seele nit."

Auch Zwingli war unter den Erschlagenen, und Augenzeugen erzählten, daß er von einem Steine schwer getroffen niedergesunken; und von einigen Feinden mit auf der Brust gefalteten Händen, betenden Lippen, gefunden worden wäre. Von diesen gefragt, ob er nicht noch beichten, oder seine Seele

der heiligen Jungfrau empfehlen wolle, schüttelte Zwingli „syn Haupt, rett' nyt und sach über sich in Himel;" hierauf habe ihm ein Hauptmann von Unterwalden den Spieß durch den Hals gestoßen. Folgenden Tages wurde der Leichnam erkannt und dem Heere zur Schau ausgestellt. Ein ehemaliger Amtsgenosse des Zwingli, ein Gegner der Reformation, betrachtete ihn lange mit Rührung und brach endlich in die Worte aus: „Wie auch Dein Glaube sein mochte, das weiß ich, daß Du Dein Vaterland geliebt; und immerfort Redlichkeit geübt hast. Gott gebe Deiner Seele Ruhe!" Der rohe Kriegshaufen, jedes Gefühles baar, viertheilte und verbrannte die Leiche; die Asche streuten sie in die Winde. —

So starb Zwingli, sieben und vierzig Jahr alt, für seinen Glauben und für seinen Erlöser, ein wahrer Christ, von frommem, versöhnlichem Gemüthe, dem Gesetze gehorsam, treu seinem Vaterlande bis in den Tod; fern von Anmaßung und Hochmuth. Jeder Gewaltthat fremd, ermahnte er stets zum Frieden und zur Eintracht. Immer bescheiden drang er Niemandem seine Meinung auf, nur durch Ueberzeugung wollte er seiner Kirche den Sieg bereiten; aber auch unerschütterlich fest in dem, was er als wahr erkannt hatte. Mag er immerhin Luther und Calvin nachstehen, mögen seine Anhänger sich auch nicht nach seinem Namen nennen, so war doch die Reformation in der Schweiz sein eigenes Werk und würdig steht er seinem Vorgänger und Nachfolger zur Seite. Zwingli hatte sich erst im vierzigsten Jahre verheiratet; sein Geschlecht starb in der Mitte des 17. Jahrhunderts aus. Sein Todesjahr war auch das seines Freundes Oekolompadius, der einer Krankheit und dem Schmerze über den Tod seines Freundes erlag.

Johann Calvin oder Jean Chauvin.

In Frankreich, wo das Licht der Wahrheit, wie wir eben erzählt haben, früh durchgebrochen, aber auch mit empörender Gewalt wieder unterdrückt worden war, ging es, fast nach dreihundertjähriger Verborgenheit, von Neuem auf. Die

Worte des Evangeliums, die jetzt von Deutschland herübertönten und die Gemüther ergriffen, riefen auch hier die Männer auf, aus ihrer Verborgenheit mit ihren geläuterten Ansichten vor die Welt zu treten, und zu bekennen, daß sie der Wahrheit die Ehre geben müßten.

Zu diesen Männern gehörte der ehrwürdige Theologe Lefèvre, der schon manche Erläuterungen über die Bibel geschrieben, und in Frankreich den die katholische Kirche zerstörenden Grundsatz aufgestellt hatte: „Das Heil ist in der Rechtfertigung allein durch Christum, oder in dem Glauben, aber nicht in der päpstlichen Kirche mit ihren todten Werken." Unter Lefèvre's Schülern zeichnete sich Robert Olevetan aus Noyen mit Calvin verwandt, als Bibel-Uebersetzer aber vor allen der kühne, fast verwegene Farel aus, der bei einer feierlichen Prozession dem Priester die Monstranz aus den Händen riß und in die Rhone warf, welche verwegene That ihm beinahe das Leben gekostet hätte.

König Franz I., in weltliche Freuden versunken, sah für jetzt den religiösen Bewegungen gleichgültig zu, seine Schwester jedoch, Margarethe, Großmutter Heinrich's IV., wandte sich der neuen Lehre zu, wie auch viele Vornehme am Hofe, der Bischof von Meaux, Briçonnet, der feste und treue Berquin zu Paris, der begeisterte Wollkämmer Leclerc wirkten für die Verbreitung der neuen Lehre. Jetzt erhoben sich aber auch die Feinde des Evangeliums und die Verfolgungen begannen. Leclerc wurde unter den grausamsteu Qualen, die er als echter Märtyrer ertrug, hingerichtet; dasselbe Loos traf, wiewohl später, den edlen Berquin. Briçonnet, ohne Glaubensmuth und ohne Glaubensfestigkeit, schwor seine Ueberzeugung ab. Lefèvre flüchtete von Paris nach Straßburg; Farel verließ ebenfalls Paris und ging 1524 nach der Schweiz. Hier erhielt er durch Oecolampadius die Priesterweihe und ging nach Mömpelgard, wohin ihn Ulrich von Würtemberg zum Erzieher seiner Söhne berufen hatte; bald kehrte er aber nach der Schweiz zu Oecolampadius zurück.

In diese Zeit der Verfolgung fällt die erste Jugend Calvin's, der 1509 zu Noyon das Licht der Welt erblickte.

Sein Vater bekleidete eine ziemlich ansehnliche Gerichtsstelle und stand mit den ersten und geachtetsten Familien der Stadt in Verbindung. In der Taufe erhielt der Knabe den Namen Johannes und der sich früh entwickelnden, herrlichen Anlagen wegen, die sorgfältigste Erziehung, die er in Gemeinschaft mit den Kindern der angesehenen, adeligen Familie v. Mommor genoß. Wegen seiner großen Frömmigkeit und seines hohen Ernstes bestimmte ihn sein Vater für den geistlichen Stand, und er bezog schon früh mit den Söhnen der Familie die hohe Schule von Paris, 1523, wo er unter dem vortrefflichen Mathurin Cordier die lateinische Sprache erlernte, die später Calvin mit so großer Eleganz sprach und schrieb. Während seines Aufenthaltes daselbst fanden die oben erwähnten blutigen Verfolgungen statt, die auf den jungen Mann gewiß einen tiefen Eindruck gemacht haben, zumal, da sein Lehrer Cordier evangelisch war, und wohl manches Wort über die römische Kirche hatte fallen lassen.

Wie ihm sein Vater schon früher mehrere kirchliche Einkünfte verschafft hatte, so erwirkte er ihm auch eine Pfarrstelle, die er im achtzehnten Jahre, 1527, antrat und mehrere Jahre lang verwaltete, ohne die geistliche Weihe anders, als durch die Tonsur empfangen zu haben.

Da indeß sein Vater, unter den obwaltenden Umständen, für das zeitliche Glück seines Sohnes sich doch noch mehr von der Laufbahn eines Rechtsgelehrten versprach, so bestimmte er ihn jetzt zu diesen Studien, und Calvin begab sich auf die Universität zu Orleans und später nach Bourges, wo er diesen Studien oblag; aber an Melchior Wollmar, einem Deutschen, fand er einen Lehrer, der ihm außer der griechischen Sprache, um das neue Testament in der Ursprache lesen zu können, noch etwas mehr beibrachte, nämlich das Verständniß der heiligen Schrift, wodurch Calvin zur lebendigen Erkenntniß der evangelischen Wahrheiten gelangte. Neben der Rechtswissenschaft, in welcher Calvin so Tüchtiges leistete, daß man ihm schon nach einiger Zeit den Titel eines Doctoren der Rechte antrug, und die offenbar seinen, ohnedies strengen und gesetzlichen Charakter, noch mehr ausprägte, beschäftigte er sich auch

so eifrig mit der Theologie und dem Studium der Bibel, daß das Licht der Wahrheit immer lebendiger in ihm wurde und vom Geiste Gottes getrieben, er anfing, in den einzelnen Familien mit Eifer das Wort zu verkündigen; jedoch wagte er noch nicht öffentlich als Streiter Christi aufzutreten; überdies mochte er noch in manchen Banden des Aberglaubens gefangen liegen.

Erst in Paris, auf der Universität, wohin er im zwanzigsten Jahre zurückkehrte, siegte nach manchem schweren Kampfe Christus in ihm, machte ihn frei von allen den Banden des Aberglaubens und gab ihm die heilige Kraft, der Verfolgung und dem Feuertode, der allen Bekennern der evangelischen Wahrheit drohte, Trotz zu bieten. Begeistert durch den Gedanken, daß er von Gott und Christum auserwählt sei, in ganz Frankreich das Evangelium zu verkünden, gestärkt durch den Glauben, daß er ein Auserwählter des Herrn sei, für den er Alles freudig zu opfern habe, daß Gott allein die Ehre unsrer Erlösung gebühre und nicht den Menschen — Worte, die der Wahlspruch seines ganzen Lebens wurden — trat er, wie Luther, kühn in die Schranken, kämpfte er muthig den schweren Kampf zu Ende. Wie fest und stark er in seinem Glauben war, lehren uns seine eigenen, aus hoher Begeisterung gesprochenen Worte: „Da die Wahrheit des Herrn fest und unbeweglich bleibt, so lasset uns stehen bis an's Ende auf der Wacht, bis das Reich des Herrn, welches jetzt noch verborgen ist, erscheinen wird.“ Und dieser Glaubensmuth that Noth, denn Gefahren und Verfolgungen blieben nicht aus!

Im Jahre 1532 gab Calvin die Rechtsstudien auf, und fing an, als Prediger öffentlich aufzutreten. Er begab sich nach Paris, aber hier war gegen die Neuerer eine heftige Verfolgung ausgebrochen, und nur mit Mühe konnte er von seinen Freunden gerettet werden; er flüchtete zur Königin von Navara, Margarethe, Schwester Franz I., einer Beschützerin der Protestanten. Hier fand er den ehrwürdigen Lefèvre, Erzieher der königlichen Kinder, der dort von den Verfolgungen ausruhte und 1537 starb. Die letzten Worte des frommen Greises waren: „Meinen Leib überlaß' ich der Erde, meine

Seele übergebe ich Gott, und meine Habe den Armen!" Von hier begab sich Calvin nach Straßburg und dann nach Basel, wo er die Bekanntschaft des berühmten Erasmus machte, der indessen kein schmeichelhaftes Urtheil über ihn fällte, und ihn eines Tages dem Bucer mit den Worten zeigte: „Ich sehe eine arge Pest in der Kirche wider die Kirche ausbrechen." Wie anders Lefèvre, der in Calvin das Heil Frankreichs erblickte. Hier in Basel gab er das berühmteste seiner Werke, „das Lehrbuch der christlichen Religion," heraus, dessen Vorrede eine beredte Vertheidigung der Reformation enthielt.

Nach diesem Werke hält Calvin fest an einen persönlichen Gott, dessen Wesen eine große Einheit aus Gerechtigkeit, Allmacht und Liebe bildet, und von dem allein Segen und Erlösung oder ewige Verdammniß nach seinem ewigen Rathschluß ausgeht. Nicht nur die Engel, sondern auch die Teufel sind Gottes Diener, deren er sich zu seinen Zwecken bedient. Daher können die Teufel ängstigen, aber nicht besiegen. Nie hat zwar Calvin davon gesprochen, daß ihm, wie Luthern der Teufel erschienen sei, doch glaubte er fest an ein Besessensein, wie aus Folgendem erhellet:

„Es lebte in der Nähe von Genf," so erzählt Calvin seinem Freunde Viret, „ein nichtswürdiger und lüderlicher Mann, der niemals die Kirche besuchte und mit dem Heiligsten Spott trieb. Dieser verfiel in ein hitziges Fieber, man wollte ihn zurückhalten, zähmen, zum Gebet ermahnen. Er aber schrie: Was bedarf ich des Gebetes? Ich gehöre dem Teufel schon an!" An einem Morgen, es war in der siebenten Stunde, lag er auf seinem Bette, und die Mutter saß mit der Pflegerin an der Thür; auf einmal warf er sich hinaus, über ihre Häupter hinweg, wie von einem gewaltigen Sturmwind getrieben. Beide wollten ihn zurückhalten, aber er flog davon, über Mauern und Hecken, über einen fernen Berg, wo er verschwand. — Man fand seinen Leichnam nicht. Der Teufel hatte ihn geholt." Viele belächelten diese Begebenheit, aber Calvin, über solchen Unglauben entrüstet, eiferte gewaltig von der Kanzel herab gegen solche Verstocktheit, und wünschte sich lieber den Tod, als Zeuge zu sein solchen Unglaubens und solcher Gottlosigkeit wie in Genf.

Aus der Schweiz, einer Einladung folgend, begab er sich nach Italien, an den Hof von Ferrara, dessen Herzogin, Renata, Schwägerin Franz I., sich der evangelischen Lehre zugewendet hatte und von Calvin Belehrung, Trost und Stärkung in ihrer bedrängten Lage begehrte. Von der Inquisition aber aufgespürt und verfolgt, kehrte er noch einmal nach Frankreich zurück, um seine Habe zu verkaufen und das Land auf immer zu verlassen. Sein Augenmerk war auf Straßburg und Basel gerichtet; durch die Kriegsunruhen zu einem Umwege genöthigt, ward er, auf Gottes Veranstaltung nach Genf geführt, das gerade in großer Bewegung war. Hier müssen wir vier Jahre in der Geschichte zurückgehen. Farel war hier vor vier Jahren, also 1532, als Reformator aufgetreten und hatte seine Vorträge in einer Herberge begonnen. Kaum war dies ruchbar geworden, so ließ ihn der General-Vikar des Bischofs vorladen. Er wurde mit den Worten empfangen: „Komm her, Du garstiger Teufel! Bist Du getauft? Woher bist Du? Was ziehst Du umher, die ganze Welt zu beunruhigen? Wer giebt Dir Vollmacht zu predigen?“ Kühn erwiderte Farel: „Ich bin getauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; ich gehe umher, um Jesum Christum zu verkündigen, der für unsre Sünden starb.“ Einer der Diener schoß auf ihn, aber die Büchse sprang und Farel sprach: „Deine Schüsse schrecken mich nicht. Ihr verurtheilt uns, ohne uns zu hören.“ Man drang jetzt auf ihn ein, schlug ihn, und trat ihn mit Füßen, man wollte ihn in die Rhone werfen; nur wie durch ein Wunder wurde er den Dolchen entzogen. Er verließ Genf, schickte aber einen jungen Geistlichen, Froment, dahin, der unter dem Vorwande, Lese- und Schreibunterricht zu ertheilen, Erbauungsstunden hielt. Bald gestalteten sich die Verhältnisse so, daß Farel mit seinem Freunde Viret dahin zurückkehren, und auf Veranlassung des Magistrats ein Religionsgespräch mit einem katholischen Priester halten durfte. Von Bern und andern Orten unterstützt, wurde die evangelische Partei so mächtig, daß der Rath der Stadt am 10. August 1535 die Abschaffung des Papstthums in's Werk setzte und am 31. Mai 1536 das Volk

die Reformation beschwören ließ. Der Gottesdienst wurde noch mehr, als in andern Cantonen vereinfacht, alle Festtage mit einziger Beibehaltung des Sonntags abgeschafft und die Communion vier Mal des Jahres mit gewöhnlichem Brote gefeiert.

Indessen war in der ganzen Reformation noch viel Schwankendes und Unbestimmtes, wodurch bei dem raschen Blute der Genfer viele Unruhen und leidenschaftliche Kämpfe hervorgerufen wurden; es bedurfte noch eines Mannes, der mit festerer Hand und größerem Geiste dem Werke Dauer verlieh. Da kam Calvin, wie von Gottes Hand geführt, nach Genf, um — eine Nacht hier auszuruhen.

Calvin in Genf.

Wunderbar sind die Wege der Vorsehung! Ein Umweg, durch Krieg veranlaßt, führte Calvin nach Genf, nach dem Orte seines Kampfes und seines Ruhmes, gerade in dem Augenblick, als sich Alles in der größten Aufregung befand und Farel eines Beistandes sehr bedurfte. — Als Calvin den ersten Fuß in Genf setzte, mochte es ihm wohl nicht einfallen, zu welch großer Wirksamkeit die Vorsehung ihn hierher berufen hatte; denn sein Sinn stand nicht nach dieser Stadt, sondern nach Deutschland, dem Heerde der Reformation. Kaum hatte Farel erfahren, daß Calvin angekommen wäre, so eilte er zu ihm und drang in ihn, daß er bliebe. Calvin aber machte Einwendungen, und lehnte es ab. Da rief Farel mit gewaltiger Stimme: „Nun so erkläre ich im Namen des allmächtigen Gottes, daß, wenn Du nicht dieses sein Werk mit uns treibst, so wird sein Fluch auf Dir ruhen!“ Calvin tief erschüttert, blieb und wirkte noch acht und zwanzig Jahre hindurch zur Ehre des Allmächtigen. Calvin hatte an Farel einen bewährten Freund sein Leben lang; zu ihnen gesellte sich noch der sanfte Viret, und später auch der berühmte Bèze, der nach Calvin's Tode dessen Werk in Genf so würdig fortführte.

Calvin wurde sogleich als Prediger und Professor in Genf angestellt, und seine erste Predigt machte solchen Eindruck, daß das Volk in's Haus lief, ihm seine Freude zu bezeugen.

Eben solche Zustimmung fand anfänglich seine Kirchenordnung. Er verfaßte mit Farel einen Katechismus, und die Bürger beschworen, immer zu zehn und zehn berufen, das Bekenntniß. Wer dasselbe nicht annahm, verlor das Bürgerrecht, wirkte er dagegen, so trafen ihn bürgerliche und kirchliche Strafen. Die neuen Gesetze geboten das Kirchengehen, verboten das Fluchen, Lästern, Tanzen, Maskeraden und andere Ausschweifungen bei starken Strafen.

Der Rausch der Begeisterung für die Sache verflog aber aus den heißen Genfern sehr bald, und viele fanden den Druck dieser Verordnungen unerträglich. Unruhen, die die Wiedertäufer und ein gewisser Karoli erregten, wurden noch glücklich gedämpft; aber bald bildete sich eine mächtige Partei, namentlich unter den Wohlhabenden und Reichen, welche in diesen strengen Verordnungen einen Eingriff in die Rechte und Freiheiten des Volkes, d. h. in ihre zügellose Lebensweise sahen. Man klagte, daß man ohne Noth Neuerungen gemacht, und verlangte die Wiederherstellung der Festtage, des Taufsteines, und des Gebrauches des ungesäuerten Brotes beim Abendmahl, was Bern und Lausanne nachgegeben hatten. Calvin, der in diesen Klagen nur die Umtriebe jener Partei erblickte, weigerte sich standhaft. Haß und Zwietracht spalteten alle Verhältnisse, alle Bande der Zucht und Ordnung lösten sich auf, der Reformator blieb unerschütterlich; ja, er erklärte sogar, daß ihm sein Gewissen verbiete, das heilige Abendmahl Allen, ohne Ausnahme zu reichen, denn er könne es nur denen geben, deren Glauben rein und wahrhaftig sei, nicht aber den Zweideutigen im Glauben, dies müsse unfehlbar den göttlichen Fluch nach sich ziehen, und den wolle er nicht leichtsinnig auf sich laden.

Er hielt auch wirklich am Ostertage, 1538, die Predigt ohne Abendmahl. Diese Weigerung veranlaßte den Volksbeschluß — nicht immer siegt das Wahre, das Gute — daß Calvin mit seinem Genossen Farel, und noch einem anderen Prediger die Stadt binnen drei Tagen verlassen sollte. Als man Calvin diesen Beschluß mittheilte, antwortete er: „Wenn ich Menschen gedient hätte, so hätte ich jetzt einen schlechten Gewinn; aber schön ist es, daß ich dem gedient habe, welcher

seinem Diener immer giebt, was er ihnen verheißen." Die Vertriebenen wandten sich nach Zürich und Bern, wurden aber überall abgewiesen. Obwohl Calvin sich bereit erklärte, in manchen Stücken nachgeben zu wollen, so rief doch die Erklärung, daß er in Bezug auf die strengste Handhabung der Kirchenzucht und des Kirchenbannes bestehen müsse, den stärksten Widerspruch und seine Wegweisung hervor. Er begab sich nach Straßburg, wo er mit Freuden aufgenommen wurde; jedoch beschlich ihn hier von Neuem der Gedanke — so trostlos auch dies für ihn war — sich jeder öffentlichen Wirksamkeit fern zu halten; aber wie Farel in Genf, so vereitelte dies Vorhaben in Straßburg Martin Bucer's gewaltiger Einspruch. Er wurde der reformirten Gemeinde als Prediger, und der dort aufblühenden Hochschule zum Lehrer der Theologie gegeben. Die Verbannung aus Genf war für Calvin eine Quelle reicher Erfahrungen, die er dort nie gesammelt haben würde, zumal, da seine persönliche Theilnahme an den Reichstagen zu Frankfurt, Hagenau, Worms und Regensburg in Anspruch genommen wurde, wo er besonders für eine Vereinigung der Deutschen und Schweizer wirken sollte, was ihm jedoch in Bezug auf die abweichenden Lehren vom Abendmahl nicht gelang; wiewohl er zu seiner großen Freude mit Melanchthon, den er hier zum ersten Mal sah, ganz übereinstimmte, und ein, auf gegenseitiger Hochachtung gegründetes Freundschaftsbündniß schloß. Auf dem Reichstage zu Hagenau, 1540, traf er Melanchthon nicht, der zu Worms krank darnieder lag. Von diesem Reichstage sagt Luther in seiner gewöhnlichen, kräftigen Weise: „Es ist mit dem Reichstage zu Hagenau ein Dreck, ist Müh' und Arbeit verloren!" —

Doch in Straßburg sollte seines Bleibens auch nicht sein! Denn nach seiner Verbannung aus Genf stürzte die Stadt, durch die Parteien hin- und hergeworfen, in die wildeste Verwirrung: trunkene Banden durchzogen die Straßen, und drohten, die Prediger in die Rhone zu werfen; Empörungen und Mordthaten waren so häufig, daß viele Bürger die Stadt zu verlassen, sich gezwungen sahen. Dazu kam, daß Gott anfing, über die Feinde Calvin's Gericht zu halten. Einer wurde

des Mordes überwiesen und hingerichtet; ein anderer, eines schweren Verbrechens überführt, wurde flüchtig, und brach bei dem Sprunge durch's Fenster den Hals. Endlich hatte noch der Bischof Sadoletus einen Brief an die Genfer geschrieben, durch den er die Bewohner zur Rückkehr in die katholische Kirche aufforderte. Diesen Brief widerlegte Calvin nicht nur auf eine schlagende Weise, sondern es sprach sich darin auch noch eine so ungeheuchelte Liebe für die Genfer aus, daß diese für ihn begeistert, mit Ungestüm seine Rückkehr forderten. Bald empfing Calvin von dem Genfer Rathe einen Brief, der in den rührendsten Ausdrücken um seine Rückkehr bat. Aber so leicht sollte es den Genfern nicht werden, denn ein Mal wollten die Straßburger den Reformator nicht lassen, und dann kostete es auch Calvin selbst einen harten Kampf, bis endlich auch hier Farel ihn wieder durch seine Worte erschütterte: „Der Herr wird aus Deiner Hand unser Blut fordern, denn Du sollst der Wächter des Hauses Israel bei uns sein!“ Da giebt er nach, ruft aber auch aus: „So bring' ich denn ein geopfert' Herz dem Herrn als eine Gabe dar!“

An die Genfer schreibt er aber ernst und fest: „Wollt Ihr mich in Eurer Stadt haben, so schafft die herrschenden Sünden ab. Meint Ihr's redlich mit meiner Zurückberufung, so verbannt die Laster, mit denen ich nicht in einer Mauer wohnen kann. Nicht der Papst und die Tyrannen sind Eure Feinde sondern Wollust, Schwelgerei und Meineid und dergleichen sind Eure Erzfeinde; was hilft es, die Wölfe von außen abhalten, wenn die Heerde durch ansteckende Seuchen von innen verzehret wird!“ Rein wollte er seine Gemeinde haben, und dies um jeden Preis erringen.

Einrichtung der Kirche in Genf.

Es war am 13. September 1541, als Calvin unter ungeheurem Jubel zum zweiten Male Genf betrat, um ihr kirchlicher und politischer Reformator zu werden. Nach diesem Empfange hätte man glauben sollen, daß das Volk ihm ein williges Herz entgegen bringen würde, und daß er in den Hafen der Ruhe eingelaufen wäre. Aber alle die früheren Drang=

sale waren nur Vorspiele der Kämpfe, die hier seiner harreten.

Bei seinen kirchlichen Einrichtungen stützte sich Calvin, wie alle Reformatoren, auf die heilige Schrift, und wenn Luther von dem Vorhandenen manches stehen ließ, so wollte er wie Zwingli, auch diese ganz nach der Schrift umgestaltet wissen. In diesem Sinne entstand seine Presbyterialverfassung. Doch ist zu bemerken, daß er hierbei nicht mehr ganz freie Hand hatte, sondern sich den, von Farel schon getroffenen Einrichtungen anschließen mußte.

Was nun den Gottesdienst betrifft, so war die apostolische Einfachheit die Richtschnur für seine Formen. Calvin ließ, wie es noch heute der Fall ist, denselben mit einem Sündenbekenntniß beginnen, es folgte dann der Gesang der Psalmen, dann kam ein freies Gebet, das Glaubensbekenntniß, Gesang und der Segen. Das Abendmahl hatte, wie noch heute eine sehr einfache Liturgie, deren Schluß der Gesang Simeons bildete. Es wurde im Jahre nur vier Mal gefeiert, wiewohl Calvin mehr für eine monatliche Feier stimmte. Allein wurde es keinem, auch dem Kranken nicht gereicht; die Festtage wurden als eine menschliche Einrichtung alle beseitigt, womit indeß Calvin, wie mit dem vorigen auch nicht zufrieden war. Aber wie Zwingli entfernte er allen Schmuck aus den Kirchen als gefährlich für die wahre Anbetung im Geiste.

Wie den Gottesdienst, so wollte auch Calvin das Kirchenregiment auf die einfachen Grundlagen der Schrift zurückgeführt wissen. Nach der katholischen Kirche hat der Herr die oberste Kirchengewalt in die Hände der Apostel, sonderlich des Petrus gelegt, und diese sei auf die Geistlichkeit, namentlich den Papst, als den sogenannten Nachfolger Petri, übergegangen. Calvin dagegen will den Geistlichen keine ausschließliche Gewalt einräumen; durchaus ihnen zur Seite setzt er Laien als Kirchenälteste und Diakonen, Armenpfleger, wie wir sie in den apostolischen Gemeinden finden. Sie zusammen bildeten den Rath oder das Presbyterium, von welchem die Kirchengewalt ausgeübt wurde.

Calvin's Presbyterial-Verfassung unterscheidet vier Klassen

kirchlicher Personen: 1., Prediger, welchen die Predigt und die Verwaltung der Sakramente zusteht, und die durch Handauflegen einander die geistliche Weihe ertheilen. 2., Die Kirchen-Aeltesten, welche über das sittliche Leben der Gemeindemitglieder zu wachen und mit den Predigern jährlich zu Ostern auch Hausvisitationen zu halten hatten. 3., Doctoren oder Lehrer der Kirche, welchen die Erforschung der Schrift oblag. 4., Die Diakonen, welche für die Armen und die äußere Angelegenheiten der Kirche zu sorgen hatten.

Den Predigern ordnete Calvin eine doppelte Zahl von Aeltesten zu, damit jene keine Art von Herrschaft sich zueignen konnten; sie bildeten zusammen das Consistorium, welches sich wöchentlich ein Mal versammelte, die Kirchengewalt ausübte, über die Kirchenzucht wachte, die Mitglieder, welche in Lehre und Leben ein Aergerniß gaben, ausschloß und sich durch sich selbst ergänzte. Calvin erklärte, mit allen Reformatoren übereinstimmend, daß die Kirche dem Staate untergeordnet sein müßte, und hat der Kirche eigentlich nur die Weihe und den Kirchenbann erhalten. Durch den Staat wollte Calvin der Kirche Macht und Ansehen verschaffen, im Gegensatz zur katholischen, welche die Kirche über den Staat setzt. Sein ganzes Bemühen ging darauf hin, der Gesetzgebung den geistlichen Charakter einzuhauchen, wonach jedes Vergehen gegen den Staat angesehen werden sollte. Kirche und Staat mußten immermehr zusammen fallen, zumal die Aeltesten zugleich Mitglieder des Rathes der Stadt waren, welche hier sogleich weltliche Gesetze und Strafen in Antrag brachten, was der ganzen Gesetzgebung eine eigene Gestalt gab, zu deren Würdigung Folgendes dienen wird. Uebrigens müssen wir hier bemerken, daß die Calvinische Kirchenordnung in Frankreich und später in Preußen nach den Verhältnissen des Landes sich modificirte; auch sind mit der Zeit einige, im Ganzen jedoch unbedeutende Veränderungen mit derselben vorgegangen.

Im Jahre 1547 erließ der Magistrat an alle Landesbewohner den Befehl, in die Kirche zu gehen. Uebertretungen wurden mit 3 Sols bestraft; wer nach dem Anfange der Predigt erschien, wurde zuerst vor das Consistorium gefordert und

im Wiederholungsfalle mit einer Geldstrafe belegt. Einst wurden drei Kinder, die anstatt in die Kirche zu gehen, Kuchen gekauft hatten, öffentlich gezüchtigt. Wer den Genuß des Abendmahls zu der festgesetzen Zeit versäumte, wurde auf ein Jahr aus der Stadt verbannt. Die Soldaten mußten täglich zwei Mal das Gebet halten, und an jedem Thore der Stadt mußte vor dem Schluß und vor Eröffnung desselben ein Soldat niederknieen und mit lauter Stimme das Gebet sprechen. Bei Strafe wurde befohlen, daß Niemand drei Tage lang im Bett bleiben durfte, ohne dem Geistlichen es angezeigt zu haben, um Worte des Trostes und der Ermahnung zu hören. Sehr hart wurden auch alle unziemlichen Redensarten und Gotteslästerungen bestraft. Wer beim Leibe oder Blute Christi schwor, mußte die Erde küssen, eine Stunde am Pranger stehen, und 5 Sols bezahlen. Im Jahre 1565 wurde eine Frau mit Ruthen gezüchtigt, weil sie weltliche Lieder auf die Melodie der Psalmen gesungen, und eine andere für unzüchtige Lieder Landes verwiesen. Verkleidungen der Männer in Frauen und umgekehrt wurden mit Ausweisung aus der Kirchengemeinschaft oder mit Gefängniß bestraft. Spieler kamen an den Pranger, ebenso Ehebrecher; der doppelte Ehebruch zog die Todesstrafe nach sich. Im Jahre 1563 wurde ein Mädchen eingesperrt, weil sie ihre Mutter geschimpft hatte. Ein sechszehnjähriges Kind, das nur versucht hatte, die Mutter zu schlagen, wurde, mit dem Stricke um den Hals, öffentlich ausgepeitscht, und 1568 ein anderes, das Vater und Mutter wirklich geschlagen hatte, hingerichtet.

Calvin's Kämpfe und die Erhaltung seiner kirchlichen Einrichtungen.

Wir haben schon oben angedeutet, daß den Reformator nach seiner Rückkehr Kämpfe erwarteten, wobei sein Leben mehr als einmal in Gefahr gerieth. Die Strenge, mit welcher er die Sittengesetze aufrecht erhielt, und die Uebertreter ohne Ansehen der Person bestrafen ließ, rief unter den, in alle Unsittlichkeit und Ausschweifung versunkenen, leichtsinnigen Genfern eine Partei gegen ihn hervor, die wegen ihrer Grund-

säße die Libertiner hießen. Diese haßten den Calvin tödtlich und verfolgten ihn auf's Grimmigste und gewiß würde er ihnen unterlegen sein, wenn ihn nicht nächst Gott der Magistrat und der heilige Eifer des Volkes geschützt hätten. Bei ihnen traten die frivolsten Lehren mit den schamlosesten Ausschweifungen in ein zurückschreckendes Bündniß. So behaupteten sie, es gäbe nur einen Geist, wodurch Alles in der Welt geschehe, und was da geschehe, sei Alles gut. Jede Sünde und Frevelthat hielten sie auch für Gottes Werk. Alle Lüste des Fleisches waren ihnen Antriebe jenes Geistes, und denselben mit Verachtung jeder Sitte und Zucht folgen, galt ihnen für die höchste geistige Freiheit. Hierzu kam noch, daß sie von wiedertäuferischen Ideen angesteckt wurden. Solchen Leuten mußte der Urheber so strenger Zucht, so scharfer Verordnungen, welche die Trink- und Spielhäuser aufhoben, das Tanzen und die Maskeraden, wie überhaupt alle öffentlichen Aufzüge dieser Art untersagten, und nur an fünf Orten den Einwohnern das Kegelspiel erlaubten, ein Stein des Anstoßes sein. Wie groß die Verworfenheit und die Ausschweifungen, die förmlich organisirt waren, in dieser Partei sich zeigten, mag folgende Begebenheit lehren:

Im Mittelalter wurde Deutschland, so wie die übrigen Länder Europa's fast durchschnittlich alle zehn Jahre von der Pest heimgesucht. Im Jahre 1544 wüthete diese Seuche in Genf so fürchterlich, daß das Volk förmlich decimirt wurde, und Allen schien es klar, daß hier eine geheimnißvolle, absichtliche Verbreitung der Ansteckung vorhanden sein müsse, aber Niemand konnte sich das Räthsel lösen. Endlich wurde das Geheimniß entdeckt. Es hatte sich hier eine Gesellschaft gebildet, an deren Spitze der Arzt des Pesthauses stand, die alle Thüren, Fenster und die Taue an den abschüssigen Straßen mit einer Pestsalbe bestrichen, um, durch die Vernichtung aller Einwohner, sich in den Besitz ihres Vermögens zu setzen. Diese Verpester trieben ihr grauenvolles Handwerk mit solcher Wuth, daß sie nicht einmal damit aufhörten, als funfzehn Weiber verbrannt und viele Männer fürchterlich gestraft worden waren.

Zu den erklärtesten Feinden Calvin's gehörte ein gewisser Perrin, mit der Familie der Faber, die an der Spitze der Partei der Libertiner stand, verwandt. Dieser Perrin hatte die Tochter des Faber geheiratet, eine Frau, die einen höchst ausschweifenden Lebenswandel führte. Das Consistorium hatte ein ernstes Verbot gegen Tanz, Putz und andere weltliche Freuden ergehen lassen; da wurde es bekannt, daß diese Familie mit ihren zahlreichen Verwandten auf einer Hochzeit getanzt hatten, und sehr lustig gewesen waren. Sie wurden vor das Consistorium gefordert, erschienen hier mit Hohn und Trotz, mußten sich aber dennoch dem Gesetze beugen und ohne Ansehen der Person auf mehrere Wochen in's Gefängniß wandern. Perrin, General-Capitain sämmtlicher Truppen in Genf, fühlte sich durch diese Demüthigung seiner Verwandten beleidigt, und erschien mit Drohungen vor dem kleinen Rath, kam aber sehr übel an; denn er wurde für einen Verräther erklärt und seiner Würde entsetzt. Und wiewohl er bald darauf wieder zu Ansehen gelangte, und sogar veranlaßte, daß ein gewisser Bertèlier, ein wegen seiner Ausschweifungen vom Abendmahl ausgeschlossener Libertiner, mit Ungestüm die Zulassung zu demselben öffentlich forderte: so setzte es Calvin durch seine eiserne Festigkeit durch, daß der Beschluß des Consistoriums aufrecht erhalten wurde. Perrin, dessen Ränke der Rath endlich durchschaute, mußte die Flucht ergreifen und sein Bildniß wurde an den Schandpfahl geheftet.

Noch schuldbedeckter und strafwürdiger erscheint ein gewisser Gruet. Dieser Mensch hatte ein Werk voll der abscheulichsten Grundsätze und Gotteslästerungen geschrieben und Drohungen gegen den Rath und Calvin ausgestoßen, die für ihr Leben befürchten ließen. In diesem Werke hatte er auch zu zeigen gesucht, daß die Stifter des Juden- und Christenthums Frevler gewesen seien und mit Recht den Tod verdient hätten. Seine Hinrichtung war verdienter, als die des Servet.

Calvin's Lehre.

Weder der Zweck dieses Buches, noch der Raum gestatten eine ausführliche Darlegung von Calvin's Lehre; wir be-

gnügen uns in Kürze die Hauptpunkte anzuführen. Wie Wicklef, Huß, Luther und Zwingli, so verdammte auch Calvin diejenigen Lehrsätze der katholischen Kirche, welche nicht in der Bibel ihre Stütze haben, als Mißbräuche und Neuerungen; so die Unfehlbarkeit und die geistige und weltliche Herrschaft des Papstes, die Brotverwandlung, das Fegefeuer, die Anbetung der Heiligen und der Jungfrau Maria, das Reliquien-Wesen, das Meßopfer, das Mönchsgelübde und die Ehelosigkeit der Geistlichen, und erkannte als Richtschnur des Glaubens nur das geschriebene Gotteswort an, welches lehrt, daß es nur einen Gott giebt, den Schöpfer Himmels und der Erden, der die Welt so geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gegeben hat, damit Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben; daß die Gottlosen in die ewige Pein, die Gerechten aber in das ewige Leben eingehen; das Jesus der Urheber alles Heiles denen ist, die ihm gehorsam sind, d. h. die den Willen seines himmlischen Vaters thun, und Gott von ganzer Seele lieben, also ihm dienen, stets zu ihm beten und ihn um die Gnadenwohlthaten seines heiligen Geistes anrufen; endlich seinen Nächsten lieben, wie sich selbst und züchtig, gerecht und gottselig leben; Glaubenssätze, die sich allerdings in der katholischen Religion finden, die aber durch die oben angegebenen und von den Päpsten eingeführten Lehrsätze verdunkelt worden sind. In der Lehre von der Gnadenwahl, Prädestination, steht Calvin, wie alle Reformatoren in scharfem Gegensatz mit der katholischen Kirche, welche die guten Werke, woraus später die berüchtigte Lehre von dem Ablaß hervorging, als hinreichend zur Seligkeit achtet, doch ist er darin strenger als Luther, von welchem er abweicht, wie jener aber die Transsubstantiation der katholischen Kirche durchaus verwirft. Transsubstantiation bedeutet die Verwandlung der Substanz oder des Wesens einer Sache in eine andere. Diese Lehre besteht nämlich darin, daß man als eine heilige Wahrheit glaubt, daß das Brot beim Abendmahl — die Katholiken empfangen nur dieses — in dem Augenblick, da der Priester es segnet, durch ein Wunder in den wirklichen Leib des Heilands sich verwandelt, ohne die Gestalt und

den Geschmack des Brotes zu verlieren; so daß jeder Gläubige, der das heilige Abendmahl empfängt, den Leib Christi selbst genieße, dieser Leib Christi aber sich unaufhörlich, bis in's Unendliche, in allen Orten und zu allen Zeiten wiedererzeuge und vervielfältige. Das so umgewandelte Brot heißt Hostie oder Opfer, und man erweiset demselben die nämliche Ehre der Anbetung, wie Gott. Luther trat dieser Ansicht entgegen, nahm aber eine räumliche Gegenwart Christi bei dem Genusse des Abendmahls — Brot und Wein — an. Calvin behauptete dagegen, daß, da es dem Begriffe des Leibes widerspreche, überall zu sein, Christus nur geistig im Abendmahl genossen werden könnte, daß Christus aber stets gegenwärtig in dem Sacramente sei, und diese Gegenwart durchaus nicht von dem Glauben des Communikanten abhange; Zwingli betrachtete das Abendmahl nur als eine Gedächtnißfeier der Gläubigen.

Calvin's häusliches und öffentliches Leben, und sein Lebensende.

Die reformirte Kirche wuchs in Deutschland, Schottland, und besonders in Frankreich, auf das Calvin, nächst Genf, am meisten seine Thätigkeit gerichtet hatte, zu seiner Freude mächtig empor, wodurch seine, durch Kämpfe und körperliche Leiden getrübten, letzten Lebensjahre versüßt wurden. Calvin's Lage war nicht glänzend, auch strebte er nach nichts neniger, denn nach Reichthum. Seine ganze Besoldung betrug gegen 50 Rthlr., 12 Strich Getreide, 2 Tonnen Weines, wozu seine Wohnung kam; später verzichtete er noch auf 20 Rthlr. dieses dürftigen Gehaltes. Niemals nahm er Entschädigungen für Reisen im Dienste des Staates an, und wies 1563 eine solche von 25 Rthlr. ganz entschieden zurück. Für die zahlreichen Werke, die er schrieb, nahm er kein Honorar, und wenn seine Feinde ihm auch nachsagten, er sammle Schätze, so bewies sein Nachlaß von 200 Rthlr. genugsam das Gegentheil. Von Luther und Zwingli muß man dasselbe rühmen. Verheiratet war Calvin mit Idelette von Büres, und ihr eheliches Verhältniß ein sehr inniges; er verlor sie schon nach neun Jahren.

Calvin war von zarter, schwächlicher Leibesbeschaffenheit, und dabei von vielerlei schmerzlichen Krankheiten geplagt; er mußte einen großen Theil seiner späteren Lebenstage im Bette zubringen, aß während zehn Jahre nur täglich ein Mal, und oft in sechsunddreißig Stunden gar nichts. Diesen Krankheiten und den Anstrengungen in seinen Berufsgeschäften erlag sein schwacher Leib am 27. Mai 1564. Am folgenden Tage wurde er unter dem Geläute aller Glocken zur Erde bestattet. Kein prächtiges Denkmal ziert des großen Mannes Grab; ja, man weiß nicht einmal die Stelle, wo seine Gebeine ruhen! Doch sein Name wird mit Achtung, Ehrfurcht und Bewunderung genannt werden, so lange es eine evangelische Kirche giebt, und wenn schon längst manches prächtige Denkmal aus Erz und Stein, die so oft der Stolz und die Eitelkeit den Großen der Erde errichtet, in Trümmer liegen.

Was den Charakter Calvin's betrifft, so hatte er, wie alle großen Männer, auch seine Schattenseiten; er mag unduldsam gegen Andere gewesen sein, wenigstens ertrug er keinen Widerspruch und er selbst klagte sich darüber ohne Rückhalt an. „Ich habe," so schreibt er an Bucer, „keine härteren Kämpfe gegen meine Fehler, die groß und zahlreich sind, als diejenigen, in denen ich meine Ungeduld zu besiegen habe. Dieses reißenden Thieres bin ich noch nicht Herr geworden." — Er war nüchtern, streng in seinen Sitten gegen sich und andere; an Uneigennützigkeit übertraf ihn wohl Niemand. In seinen Schriften war er scharf, oft bitter und ironisch und seiner Meinung suchte er mit aller Energie den Sieg zu verschaffen. Mit Unrecht machte man ihm den Vorwurf, er habe nie das süße Gefühl der Freundschaft kennen gelernt. Sein Verhältniß zu Melanchthon, Farel, Bucer und Bèze beweist das Gegentheil. Gegen Luther, den er nie gesehen hat, hegte er die größte Ehrfurcht und ermahnte die Seinen stets zur Nachsicht gegen ihn. Zwingli hatte er nie gekannt, dieser große Mann war schon vom Schauplatze abgetreten. In der Arbeit war er unermüdlich, und man begreift nicht, wie ein einzelner Mann so viel hat vollbringen können. Außer seinen literarischen Arbeiten, die ungemein zahlreich waren,

predigte er fast täglich, wohnte Allen Berathungen des Consistoriums und der Predigergesellschaften bei, und war die Seele aller Beschlüsse. Dabei fand er noch Zeit, für politische Verhandlungen der Republik, und stand im Briefwechsel mit ganz Europa, vornehmlich aber mit Frankreich.

Die Reformation hatte in allen Ländern Europa's, mit Ausnahme von Spanien, Portugal und Italien reißende Fortschritte gemacht, und es stand zu erwarten, daß dies wahrhafte Gotteswerk überall das Papstthum stürzen, daß sich Alles der neuen, gereinigten Christuslehre zuwenden würde. Leider geschah es nicht, und noch heutiges Tages hat die Wahrheit nicht überall den Sieg erringen können! Doch dürfen wir der Zuversicht sein, daß Christus, das Licht und die Wahrheit, sein Werk der Vollendung zuführen, dem Evangelio den Triumph bereiten wird. Wann dies eintreten wird, vermögen wir nicht zu ergründen; denn wer kann des Unerforschlichen Rathschlüsse erforschen?

Schon die Reformatoren wichen in manchen Dogmen, und namentlich in der Abendmahlslehre von einander ab und waren darüber in heftigen Streit gerathen. Dieser Kampf entbrannte noch heftiger nach Luther's Tode, und besonders waren es jene Schreier und Zeloten, die Anhänger des starren Lutherthums, die Affen Luthers, wie Calvin sie nennt, die da vermeinten, im Geiste des großen Mannes zu handeln, wenn sie tobten und schimpften, wie er; in ihrer plumpen Beschränktheit hatten sie keine Ahnung seines großartigen, tiefen Wesens, seines lebendigen Christenthumes. Anstatt in Liebe und Eintracht zu handeln und zu wirken, wie Christus geboten hat, erfüllten sie aller Herzen mit gegenseitigem Haß und Zwietracht, und brachten einen Riß in die protestantische Kirche, der sich erst nach dreihundert Jahren in der Vereinigung zur evangelischen Kirche wieder schloß.

Unter diesen Zeloten zeichnete sich vor allen der lutherische Prediger Westphal in Hamburg aus. Dieser sogenannte Zionswächter ging in seinem Hasse, in seiner Wuth so weit, daß er alles menschliche Gefühl verleugnend, mehrere Hundert Calvinisten, die aus einem Schiffbruche nichts als ihr nacktes

Leben gerettet hatten, aus Hamburg, wo sie Zuflucht und Aufnahme suchten, in strenger Jahreszeit, ohne Rücksicht auf die Kranken und Schwachen, unbarmherzig austrieb; sie nicht nur als Diebe, Mordbrenner und Giftmischer, sondern als noch viel schändlichere Leute behandelte, als Leute, welche die Seelen durch falsche Lehren verderbten.

Ein gewisser Engel, ein sehr gelehrter Geistlicher, gab im Jahre 1598 ein Werkchen unter dem Titel: „Calvinischer Bettlersmantel," heraus. Ein sauberer Holzstich stellt einen Bettler dar, in Lumpen gehüllt, und auf einem Klotze sitzend, der Teufel reicht ihm noch einige Lumpen auf einem Haken zu. Folgende Verse erläutern die schöne Figur:

Hier sitzt ein Bettler auf dem Stock,
Und hat gar einen geflickten Rock,
Der Bettler ist der Calvinist;
Der Rock sein' Lehr und Irrthum ist;
Die Flicken aber sind die Lehr,
So von Heiden und Ketzern kommt her.
Denn, ohn' was er lehrt mit uns gemein,
Nimmt er aus dem Lumpenhaufen unrein
Der gottlosen Heiden und Ketzer heraus
Und macht ihm (sich) kein Gewissen draus,
Drum folg' ihm nicht, rath ich von Herzen,
Daß Du nicht kommst in ew'ge Schmerzen.

Noch erbaulicher ist ein anderer Holzstich in demselben Buche. Der Teufel paradirt mit fliegenden Haaren und Schlangen, welche den Dr. Luther gräulich zerstechen. Wiederum ein sauberes Verslein darunter:

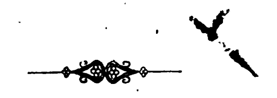
Obgleich alle calvinische Katzen
Vorne lecken und hinten kratzen;
So bringen sie doch an den Tag nicht mehr,
Denn ihr falsch' Herz und schnöde Lehr!

Aber auch an blutiger Verfolgung fehlte es in dieser Partei nicht. So starb der kurfürstlich sächsische Rath und Kanzler Kroll auf dem Blutgerüst, weil er sich zum Calvinismus hinneigte und den Exorcismus abgeschafft wissen wollte.

Unter Friedrich Wilhelm III. toleranter Regierung

war es, wo die Vereinigung beider Confessionen Statt fand; aber man scheint, ungeachtet der herben Erfahrungen, den Geist der Uneinigkeit in neuester Zeit wieder heraufbeschwören zu wollen, und wieder sind es Alt-Lutheraner, die sich regen, regen zu einer Zeit, wo es besonders Noth thut, auf der Wacht zu stehen, um den Umtrieben und dem Andrange der Ultramontanen, deren Bestrebungen durchaus der katholischen Kirche, in ihrem ursprünglichen Wesen aufgefaßt, fremd sind, kräftig entgegen zu treten.

Anmerkung. Während dessen ist eine Kabinetsorder Sr. Majestät des Königs an den Oberkirchenrath, vom 6. März 1852 datirt, erlassen worden, welche auch hier die unter Friedrich Wilhelm III., errungene Union der Zukunft erhalten wird.



II. Buch.

Vom Beginn der Reformation in Frankreich bis zum Widerruf des Ediktes von Nantes, 1520 — 1685.

Erstes Capitel.

Die bürgerlichen Kriege in Frankreich; das Edikt von Nantes; von Franz I. — Heinrich IV. 1520 — 1598.

Franz I. und Heinrich II. 1517 — 1559.

Nachdem wir die reformatorischen Bewegungen in ihrem Zusammenhange dargestellt, und das Leben derjenigen Männer beschrieben haben, die entweder als Märtyrer für die gereinigte Lehre gestorben sind, oder als Wiederhersteller derselben sich unvergänglichen Ruhm erworben haben, wenden wir uns dem Lande zu, auf dessen Boden zwar nicht der erste, wohl aber einer der blutigsten Glaubenskämpfe gekämpft wurde, dem Lande, welches eure Väter ihr Vaterland nannten, nämlich Frankreich.

Wir haben oben gesehen, wie die neue Lehre schon unter Franz I. in Frankreich eindrang, und daselbst unter den höchst gestellten Personen im Lande, ja sogar am Hofe, zahlreiche Anhänger fand; ebenso, wie schon unter diesem Könige der religiöse Fanatismus in blutige Verfolgung gegen die Neuerer ausbrach. Diese Verfolgungswuth steigerte sich noch unter seinem Sohne und Nachfolger, Heinrich II., zumal als die

neue Lehre durch Calvin reißende Fortschritte machte; denn in ihm erkannten die Franzosen einen, durch Ursprung und Charakter ihnen verwandten, Reformator und Lehrer, welcher Umstand daher auch einen entschiedenen Sieg der reformirten Confession in diesem Lande über die lutherische herbeiführte. Aber eben diese Verfolgungen, wodurch die Hugenotten — so nannte man hier die Reformirten — ausgerottet werden sollten, brachten hier, wie überall, die entgegengesetzte Wirkung hervor: Anstatt die Protestanten zu schrecken und zu entmuthigen, erweckten die öffentlichen Hinrichtungen und der Heroismus, mit welchem sie die ausgesuchtesten Martern ertrugen, die Freudigkeit, mit welcher sie den Tod erlitten, täglich neue Anhänger. Dieser verfolgungssüchtige Fanatismus mußte nothwendig die Ruhe des Staates gefährden, störende Bewegungen hervorrufen, die Bande des Gehorsams gegen die oberste Staatsgewalt lockern, und den Bürgerkrieg mit seinen zerstörenden Folgen in dem Augenblick zum Ausbruch bringen, wo die Hugenotten sich stark genug fühlten, den Gewaltthätigkeiten ihrer Verfolger offnen Widerstand entgegen zu setzen. Da starb Heinrich II. plötzlich an den Folgen einer, im Turnier erhaltenen, Wunde, am 10. Juli 1559, ein und vierzig Jahr alt. Die Lanze des Hauptmanns von der schottischen Leibwache, Montgommery, war ihm durch das Visir in den Kopf gedrungen. Heinrich hinterließ ein aufgeregtes, in Factionen zerrissenes Reich, eine Wittwe und einen unmündigen Thronerben.

Franz II. 1559 — 1560.

Franz II., kaum dem Knabenalter entwachsen, schwach an Seele und Leib, war nicht geeignet, die sich jetzt bildenden Parteien nieder zu halten. Diese traten offen in ihren Häuptern, den Guisen und den Prinzen von Geblüt, den Bourbonen, hervor, denen sich die bedeutendsten Männer: die Chatillons, die Montmorenci's und viele Andere anschlossen, je nach ihrer religiösen Ueberzeugung, oder ihrer politischen Meinung, oder nach ihrem persönlichen Interesse; Männer, die durch ihre Tugenden und Talente, im gemeinschaftlichem Zu-

sammenwirken, Frankreichs Glück und Größe hätten bewirken können, jetzt aber, in religiöse und politische Parteiungen zerrissen, ihr Vaterland in die wildeste Anarchie, in einen acht und dreißigjährigen Bürgerkrieg stürzten, und es an den Rand des Verderbens brachten, von welchem es endlich Heinrich IV. Genius in einer kurzen, aber ruhmvollen Regierung rettete.

Die Hauptpersonen in dem sich bald entwickelnden Trauerspiele waren:

Katharine von Medicis.

Die Gemahlin Heinrich II. Katharine besaß eine reiche Geistesbildung, und war des Wortes, wie eines leichten, schriftlichen Ausdruckes mächtig; ohne schön zu sein, verstand sie die Kunst, ihre körperlichen Vorzüge geltend zu machen. Ihr Gemüth war ohne zarte Weiblichkeit und ohne tiefes Gefühl sittlicher Würde. Falschheit war ihr eine Klugheitsmaßregel, und der glückliche Erfolg der einzige Maaßstab ihrer Führung. Ohne Schaam in ihren sinnlichen Genüssen, ohne Mitleid in ihrer Rache, leitete sie Verbrechen mit eben der Unbefangenheit ein, wie sie Freudenfeste anordnete. Die Religion war ihr weiter nichts, als ein bequemes Mittel ihre abscheulichen Zwecke zu erreichen, und daher, nach Umständen eben so geneigt für ketzerische Neuerungen, als eifrig für die Erhaltung des alten Glaubens, weßhalb sie auch bald für die Interessen der Katholiken, bald für die der Protestanten thätig wirkte, wie es ihr Vortheil erheischte. Ihrer Herrsucht, die sie jedoch erst nach dem Tode ihres Gemahls befriedigen konnte, opferte sie Alles, selbst die Ruhe und das Heil ihrer Söhne, die sie durch absichtlich schlechte Erziehung verdorben und für die Regierung unfähig gemacht hatte. Für jetzt schloß sich Catharine den Guisen, als den Mächtigsten im Lande an.

Franz von Guise, Herzog von Lothringen, das Haupt der Familie, war ein ausgezeichneter Feldherr und Staatsmann, zwar ehrgeizig und gewaltthätig, aber offen, freimüthig und herablassend; uneigennützig und großmüthig. Einem auf der That ertappten Meuchelmörder schenkte er Leben und Freiheit mit den Worten: „Wenn Dir Deine Religion gebietet,

mir das Leben zu rauben, so befiehlt mir die meinige, es Dir zu schenken." Dem Getriebe kleinlicher Seelen war er fremd, deßhalb war er auch von seinen Feinden geachtet. Als Retter Frankreichs nach der unglücklichen Schlacht von St. Quentin, 1557, als Vertheidiger von Metz gegen Karl V. Macht, als Eroberer von Calais hatte er sich Ansprüche auf die Dankbarkeit der Nation erworben. Sein Bruder, Carl von Guise, kurzweg der Kardinal genannt, war ein Freund der Gelehrten und selbst ein gelehrter Mann; dabei beredt, aber auch eitel, gefallsüchtig und fanatisch, ein Meister in der Verstellungskunst und wegen der zu ergreifenden Mittel nie in Verlegenheit; in seiner Rachsucht war er ohne Maaß. Als eifrige Katholiken standen die Brüder bei Klerus und Volk in großem Ansehen, als Fremdlinge waren sie vielen vom Adel verhaßt, welche Stimmung der Herzog durch seine Habgier, wie durch seine Parteilichkeit, der Kardinal aber durch seinen anmaßenden Stolz, und durch einen Zug grausamer Härte erhöhten. Nächst den Guisen war Montmorency, Connetable von Frankreich, eine der hervorragensten Persönlichkeiten auf der Seite der Katholiken.

An der Spitze der Hugenotten standen ebenfalls zwei Brüder: Anton von Bourbon, durch Vermählung mit Johanna d'Albret, König von Navarra, nur durch seinen Rang von einiger Bedeutung, nicht aber durch seine persönlichen Eigenschaften. Er war schwachen Geistes, von Aeußerlichkeiten abhängig, vertrauend, ja, leichtgläubig, daher auch leicht zu täuschen, und deßhalb auch oft ein Werkzeug seiner Feinde, deren Interessen, durch Versprechungen verlockt, er häufig förderte; ohne Willens- und Thatkraft, und in Sachen der Religion ohne feste Grundsätze, wie sein Rücktritt zur katholischen Kirche genugsam beweiset.

Sein Bruder Ludwig, gewöhnlich Prinz von Condé genannt, war von liebenswürdiger Persönlichkeit, dabei kühn, unternehmend, voll Durst nach Ruhm und Macht, nicht ohne Festigkeit in der Verfolgung seiner Entwürfe, jedoch leichtsinnig und dem Vergnügen ergeben — wiewohl dieser Hang auf seine Thätigkeit keinen störenden Einfluß übte — und geneigt zum Abenteuerlichen.

Aber vor Allen der Bedeutendste in der reformirten Partei war der Admiral Coligny, aus dem Hause Chatillons; ein Mann, gleich groß als Feldherr, Staatsmann und als Mensch. Zwar war ihm das Schlachtenglück nicht günstig, aber nicht seine Siege, sondern seine Niederlagen, deren verderbliche Einflüsse er stets unschädlich zu machen wußte — haben ihn groß und unsterblich gemacht! Seine Entschlossenheit, Umsicht und sein unerschütterlicher Gleichmuth retteten stets die Seinen aus der drohenden Gefahr, und entrissen dem Feinde die Frucht seiner Siege; er war ein oft Besiegter, aber ein nie Ueberwundener. Genau kannte er die Kräfte und die Bedürfnisse der Staaten und die Stimmung der Höfe, und geschickt im Unterhandeln, wußte er schnell die erlittenen Verluste zu ersetzen. In den gefährlichsten und wechselvollsten Lagen des Krieges blieb er ruhig und heiter, und wußte sein, durch Niederlagen entmuthigtes, oft ohne Brot, Kleidung und Sicherheitsstätten flüchtig umherirrendes Heer zu beruhigen und mit neuem Vertrauen zu erfüllen. Coligny war großmüthig, uneigennützig, freigiebig, treu ergeben seinem Fürsten und seinem Vaterlande, für dessen Ruhm, Größe und Glück er mit Aufopferung seiner eigenen Interessen unermüdlich arbeitete. Seine Sitten waren durchaus vorwurfsfrei; seiner Religion war er aufrichtig zugethan, ohne Fanatiker zu sein. Ein treuer Gatte, ein guter Vater wurde er von seinen Freunden und Anhängern geliebt und verehrt, von seinen Feinden geachtet, die ihn sogar vor den Nachstellungen des Hofes warnten und sein Geschick beklagten. Nicht minder groß, und eine eben so feste Stütze der Reformirten, war Andelot, Bruder des Admirals und Obrist der Infanterie.

Mit den Guisen nun verband sich Katharine, nicht ohne Widerstreben, da sie sich in dem Einen, in der Sucht zu herrschen, was nie zu einem dauerhaften Frieden führen kann, begegneten.

Das erste Opfer dieses Bundes war der edle Anne du Bourg, der schon unter der vorigen Regierung seiner Ketzereien wegen eingezogen worden war. Nun traten die Reformirten, damals schon über eine Million stark, zu einem Bündniß

zusammen, an dessen Spitze der von der Regierung zurückgedrängte Prinz von Condé sich stellte.

Die nächste Folge dieses Bündnisses war die Verschwörung von Amboise, und deren Zweck, die Befreiung des Königs und Katharinens aus den Händen der Guisen, die hierbei als Opfer fallen sollten. Aber der Anschlag wurde verrathen, und scheiterte 1560 vor Amboise, wohin sich der Hof geflüchtet hatte, gänzlich. Der Urheber der Verschwörung, de la Renaudie, fiel im Kampfe und mehr als zwölfhundert Theilnehmer wurden gefangen genommen und hingerichtet; nur Wenige entkamen.

Der Herzog von Guise, zum Reichsverweser ernannt, schritt auf der Bahn blutiger Verfolgung fort; der Kanzler des Reiches, Olivier, starb darüber aus Gram, und l'Hospital trat an seine Stelle, der Einzige vielleicht, der, fern von ehrgeizigen Bestrebungen, es mit Kirche und Staat aufrichtig meinte; denn wiewohl eifriger Katholik, war er doch stets für religiöse Duldung und für den Frieden des Landes thätig und besorgt, weßhalb er sich auch mit Eifer der Reformirten annahm und die blutdürstigen Pläne des Cardinals zu vereiteln suchte. In dieser Absicht bewirkte er 1560 eine Reichsversammlung zu Orleans, wo die religiöse Freiheit der Calvinisten fest begrenzt werden sollten; man lud hierzu auch unter den schmeichelhaftesten Versprechungen und Lockungen die Bourbonen, Anton und Condé ein; von dem Letzteren wußte man nämlich, daß er in Béarn ein achtunggebietendes Heer aufbringen wollte. — Nach langen Berathungen beschlossen die Prinzen der Einladung Folge zu leisten, und begaben sich mit einem nur mäßigen Gefolge nach Orleans, das nach der Absicht der Guisen ihr Grab werden sollte. Ihr ganzer Empfang, besonders von Seiten des Königs war ein Unheil verkündender; er warf ihnen geradezu ihre verrätherischen Absichten vor, und befahl, sie fest zu nehmen. Das Verbrechen der Meuterei und der beleidigten Majestät wurde für erwiesen angenommen, Anton v. Navarra als unschädlich nur unter Aufsicht gestellt, sein Bruder Condé jedoch von dem feilen und knechtisch unterworfenen Gerichtshof zum Tode

verurtheilt, seine Hinrichtung indessen noch aufgeschoben; dies sollte ihn retten! — Die Verwandten und Freunde des Prinzen versuchten das Urtheil von seinem Haupte abzuwenden. Der König aber schien unerbittlich. „Euer Mann hat mir meine Krone und mein Leben nehmen wollen,“ war seine Antwort auf den Fußfall der Gattin Condé's, und die der Guisen: „Man muß mit einem Hiebe der Ketzerei und der Empörung den Kopf abschlagen!“ Der Himmel aber hatte es anders beschlossen! denn während Condé's Anhänger für sein Leben zitterten, die Guisen sich der baldigen Erfüllung ihrer Rache freuten, starb der König plötzlich, und beide Fürsten waren gerettet. Franz II. starb siebzehn Jahr alt, nachdem er siebzehn Monate, siebzehn Tage und siebzehn Stunden regiert hatte. Ihm folgte sein Bruder

Karl IX. 1560 — 1574.

Karl IX., ein zehnjähriger Knabe, der Bruder Franz II., wurde König und seine Mutter Regentin; die Macht der Guisen sank, doch blieb ihr Einfluß noch groß genug, um Katharinen Besorgniß einzuflößen, die sich deßhalb den Reformirten näherte und den König von Navarra zum General-Lieutenant des Reiches ernannte. Dies bewog den Herzog von Guise sich mit dem Marschall von St. André und dem Connetable Montmorency zu verbinden. Diese Verbindung, das Triumvirat genannt, hatte den Zweck, die katholische Religion und die Verfassung aufrecht zu erhalten; dagegen erwirkte l'Hopital den Reformirten auf der Versammlung zu St. Germain eine, wiewohl beschränkte, Religionsfreiheit, und ein Religionsgespräch zu Poissy 1561, dem auch der eitle Kardinal beiwohnte, dessen Folge war, ungeachtet Theodor Bèze, Calvin's berühmter Schüler, seine Lehre gegen den Kardinal und ein Heer von Bischöfen auf das Glänzendste vertheidigte, daß Anton v. Navarra, durch große Versprechungen gewonnen, sich dem Triumvirat anschloß und öffentlich zur katholischen Kirche übertrat, Katharine sich aber für die Reformirten erklärte und die Parteien noch erbitterter auseinander gingen. Das Edikt von St. Germain verdeckte

nur schlecht den inneren Brand; die Reformirten klagten über ein zu kleines, die Katholiken über ein zu großes Maaß der den ersteren bewilligten Freiheit. Eine unheilvolle Spannung lag über dem Lande; Zwietracht herrschte in den Gemeinden, wie in den Familien; das Gesetz wurde verachtet; die Parteien erhoben frech ihr Haupt und die Nation verlor, bei dem täglichen Anblick von Verbrechen, Tücke und Gewaltthat, jedes moralische Gefühl und jeden Sinn für Menschlichkeit. Mord und Verrath waren tägliche Erscheinungen; bald flammte der Bürgerkrieg auf.

Der Ausbruch desselben wurde durch die blutige That zu Vaßy, 1562 beschleunigt, wo das Gefolge des Herzogs v. Guise gegen zweihundert Reformirte, die in einer Scheune ihren Gottesdienst hielten, erschlugen. Das Geschrei über die zu Vaßy Ermordeten erscholl durchs ganze Land; Condé und mehrere Prediger eilten nach Paris, um Genugthuung für solche Frevel zu fordern. Katharine empfing sie mit beruhigenden Worten, der König von Navarra aber behandelte sie als Ketzer und Rebellen, worauf ihm Bèze die stolzen Worte zurief: „Ich spreche für eine Religion, welche Beleidigungen besser zu ertragen, als zurückzuweisen weiß; aber erinnern Sie sich, Sire, daß dies ein Amboß ist, auf welchem sich schon viele Hämmer abgenutzt haben!“ Man rüstete hierauf von beiden Seiten, sei es, um sich zu vertheidigen, oder um anzugreifen; von allen Seiten hörte man von nichts Anderem sprechen, als von Mördern und Gemordeten, von blutigen Kämpfen und Niedermetzelungen, von Feuersbrünsten und Plünderungen und anderen Greueln des Bürgerkrieges.

Bei Dreux in Isle de France, wurden die Reformirten nach siebenstündigem, blutigem Kampfe 1562, in offner Feldschlacht geschlagen. Der Marschall von St. André blieb, Montmorency und der Prinz von Condé wurden wechselseitig gefangen genommen, Coligny übernahm den Oberbefehl und zog sich zurück. Hierauf belagerte der Herzog von Guise Orleans, wo der im Felde Unüberwindliche durch die Hand eines Meuchelmörders, Jean de Poltrot de Méré, erschossen wurde. Coligny und Bèze wurden, doch mit Un-

recht, der Theilnahme beschuldigt. Früher schon war der König von Navarra an einer vor Rouen erhaltenen Wunde gestorben. Er wurde von keiner Partei vermißt. Der Versuch, den Hof aufzuheben, mißglückte und Coligny und Condé wurden zum zweiten Mal bei St. Denys 1563 besiegt. Der achtzig Jahr alte Connetable starb drei Tage nach der Schlacht an seinen Wunden; und so sah sich Katharine von dem letzten Gliede des ihr so verhaßten Triumvirats befreit. Der hierauf geschlossene Friede war, wie alle, aus Noth und ohne Aufrichtigkeit geschlossenen Verträge, von kurzer Dauer. Die Schlachten von Jarnac und Moncontour, 1569, waren, wie die früheren, für die Hugenotten unglücklich. In der letzten Schlacht wurde der Prinz von Condé verwundet, gefangen genommen und von Montesquiou meuchelmörderisch erschossen.

Durch den Tod des Prinzen wurde die Lage der Reformirten eine verzweifelte, gänzlicher Untergang drohte ihnen, aber die kluge Entschlossenheit der Königin von Navarra, Johanne d'Albret, versöhnte die in Uneinigkeit zerflossenen Parteihäupter, und rettete vom allgemeinen Verderben. Sie erschien mit ihrem sechszehnjährigen Sohne Heinrich, Prinzen von Béarn, später Heinrich IV., und mit dem jungen Condé, Sohn des Gemordeten, im Lager, und übergab beide dem Schutze des Heeres. Allgemeiner Jubelruf erscholl, als Heinrich folgenden Eid ablegte:

„Ich schwöre, die Religion zu vertheidigen, und bei der gemeinsamen Sache zu verbleiben, bis daß der Tod oder der Sieg uns allen die Freiheit, die wir wünschen, gegeben hat."

Der Prinz von Béarn wurde einstimmig als Oberhaupt der Partei und des Heeres anerkannt, und Niemand weigerte sich jetzt, von Coligny, der die Seele des Ganzen war, Befehle anzunehmen; jede Eifersucht der übrigen Führer war niedergeschlagen.

Die oben erwähnten beiden Siege entsprachen in ihren Folgen den Erwartungen des Hofes nicht, und so kam 1570 der Frieden zu St. Germain en Laye mit den Reformirten zu Stande. Nach demselben wurde ihnen gänzliche Amnestie, Ver-

zeihung), zugesichert, die eingezogenen Güter zurück erstattet, eine gleiche Vertretung in dem Parlamente in Aussicht gestellt, und endlich das feste la Rochelle, nebst noch drei Sicherheits-Plätzen, ihnen übergeben.

Die Pariser Bluthochzeit, den 24. August 1572.

Dieser Frieden war für die Hugenotten zu vortheilhaft, als daß er nicht den Verdacht rechtfertigen sollte, daß die Hofpartei ihn nur in der Absicht geschlossen habe, um die Gegner, die sie nicht im offnen Kampfe zu unterwerfen vermochten, durch Hinterlist und Verrath vielleicht mit einem Schlage zu vernichten. Wann dieser abscheuliche Plan gefaßt wurde, ist nicht aufgeklärt worden. Zur Ausführung dieses Anschlages mußte die Vermählung Heinrichs v. Navarra mit Margarethe v. Valois, Karls Schwester, die Gelegenheit geben. Die Reformirten erschienen zahlreich, mit großem Gepränge und in vollem Vertrauen bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in Paris. Die Mutter des jungen Königs von Navarra jedoch, übergab mit einiger Besorgniß ihren Sohn und Neffen den Händen Karl's IX. Auch Coligny war unter der Zahl der Gäste und wurde von Karl mit der größten Achtung, ja mit herzlicher Offenheit empfangen, so daß Coligny mit einer Zuversicht erfüllt wurde, die nichts erschüttern konnte, und ihm endlich sein Verderben bereitete. Werden wir ihn deßwegen tadeln? Auch wollen wir glauben, daß es Karl, der ihn oft Vater nannte, aufrichtig meinte, und daß er erst später in den Plan mit hineingezogen wurde und zur Ausführung durch falsche Vorspiegelungen von Gefahren, die seinem Leben drohten, die Zustimmung gegeben habe. Zwar deuten manche Aeußerungen auf die Mitwissenschaft Karls hin, aber zur Gewißheit kann der Verdacht nicht erhoben werdeu.

So soll der König dem päpstlichen Gesandten, der ihm Vorwürfe über seine Verbindung mit den Hugenotten machte, geantwortet haben:

„Herr Kardinal, wollte Gott, daß ich Ihnen Alles sagen könnte! Sie sowohl, wie der Papst würden bald erkennen,

daß nichts geeigneter ist, als diese Heirat, um die Religion in Frankreich sicher zu stellen, und ihre Feinde zu vernichten. Glauben Sie meinen Worten, noch ein wenig Zeit, und der heilige Vater selbst wird sich gedrungen fühlen, meine Absichten, so wie meine Frömmigkeit und meinen Eifer für die Religion zu loben."

Als alle Versuche Katharina's und ihres Sohnes, Heinrich, vergebens waren, den König für ihre Pläne zu gewinnen, griff man zum Meuchelmord.

Am 22. August 1572 wurde auf Coligny geschossen, und er im Arm verwundet. Der König, der gerade mit Ballspiel sich belustigte, als man ihm die Nachricht brachte, rief aus: „Werde ich denn niemals Ruhe haben? Werde ich alle Tage ueue Unruhen sehen!" Er gerieth in den leidenschaftlichsten Zorn, befahl die schnellste Verfolgung des Mörders und die Verhaftung des Herzogs Guise, den man der Theilnahme an dem Verbrechen beschuldigte. Noch denselben Vormittag besuchte Karl den Kranken und hatte eine lange Unterredung mit ihm, an deren Schluß der König sagte:

„Mein Vater, zählen Sie darauf, daß ich Sie immer als meinen treuen Unterthan betrachten und für den besten General meines Königreiches halten werde. Ich werde Sorge tragen, daß die Edikte beobachtet, und Sie gerächt werden sollen, sobald die Mörder entdeckt sein werden." „Diese sind nicht schwer zu finden, die Anzeichen sind ziemlich klar," erwiderte Coligny. „Beruhigen Sie sich, eine lange Aufregung könnte Ihrer Wunde schaden," sagte der König und verließ den Kranken mit allen Zeichen der Theilnahme.

Diese Stimmung blieb nicht lange; denn die Verschwörer, die jetzt alles fürchteten, faßten den Plan zur Ermordung aller Hugenotten, und entrissen dem Könige seine Zustimmung durch falsche Gerüchte von Verschwörungen der Reformirten gegen das Leben des Königs und der ganzen königlichen Familie. Dies setzte Karl in die höchste Wuth, und er rief aus: „Man tödte den Admiral, aber auch mit ihm alle seine Anhänger in Frankreich, damit keiner übrig bleibe,

der mir Vorwürfe machen könnte." — Konnte er auch den Vorwürfen seines Gewissens entfliehen?

Um die Schlachtopfer beisammen zu haben, brachte man alle in ein Quartier der Stadt, um die Wohnung des Admirals herum, zu seiner und ihrer Sicherheit, wie man ihnen vorredete; auch gab man dem Coligny eine Leibwache. Um Mitternacht wurde das Zeichen zum Mordwerke gegeben: Coligny war eines der ersten Opfer, er starb wie er gelebt hatte! Mit Ergebung und Ruhe empfing er den Todesstoß; sein Mörder war Bèmes, mit ihm fielen in dreitägigem Morden noch drei Tausend, in den Provinzen gegen sechzig Tausend Schlachtopfer. Der Pöbel, besonders der vornehme, ergötzte sich an dem Anblick der Leichen, auch Katharine mit ihrem Hofstaate; ob der König auf die Flüchtigen geschossen habe, ist kaum zu glauben, doch soll er zu einem Hofmann, der sich von den verwesten Leichnamen mit Abscheu wegwandte, gesagt haben: „Ein todter Feind riecht immer gut."

Neben vielen Schandthaten der entmenschten Nation, finden wir auch Züge des Edelmuthes und aufopfernder Liebe. So rettete Vezins seinen Feind Regnier, und der Vicomte v. Orthe zu Bayonne schrieb dem Könige: „Sire, ich habe Ihre Befehle bekannt gemacht, aber keine Henkersknechte gefunden." Ein Scharfrichter wies den Befehl hochherzig mit den Worten zurück: „Ich habe meinen Arm der Gerechtigkeit, aber nicht dem Morde geliehen." Wahrscheinlich belohnte man diese Edlen mit Gift, denn sie starben in kurzer Zeit dahin.

Karl schleppte noch zwei Jahre sein Leben, von Gewissensbissen gefoltert, hin, dann starb er, noch nicht fünf und zwanzig Jahr alt, am 30. Mai 1574. In noch größere Zerrüttung kam Frankreich unter der Regierung seines Bruders,

Heinrich's III. 1574—1589,

der auf die Nachricht von seines Bruders Tode den polnischen Thron, zu dem er berufen worden war, verließ, und bei Nacht und Nebel davon ging. — Sein treuloser Wankelmuth und seine tückische Grausamkeit, seine ekelhafte Heuchelei und

schamlose Sündhaftigkeit, sein frecher Trotz und seine feige Nachgiebigkeit verfeindete ihn mit allen Parteien. Unter ihm bildete sich aus den katholischen Häuptern die heilige Ligue, deren Zweck war, den katholischen Glauben zu schützen, die Ketzer zu vertilgen; Kampf gegen Jedermann zu erheben, der sich weigern würde, ihrem Bündnisse beizutreten, aber sich wechselseitigen Schutz zu gewähren; ferner das Haus Valois vom Thron zu stürzen und mit Heinrich v. Navarra das ketzerische Haus der Bourbonen von der Erbfolge auszuschließen, dagegen aber das Haus der Guisen, deren Abstammung man von Karl dem Großen herleitete, als rechtmäßige Erben auf den Thron zu setzen.

Heinrich III., zu kraftlos und unentschieden, die Partei niederzudrücken, erklärte sich zum Oberhaupt derselben, wodurch er sich vom Monarchen des Reiches zum Chef einer Partei herabwürdigte, ohne dadurch die drohende Gefahr von sich abgewendet zu haben. Die Ligue wollte den Bürgerkrieg von Neuem anfachen, und entzog den Reformirten die bewilligte Religionsfreiheit. Hierauf entbrannte der Krieg wiederum, in welchem Heinrich v. Navarra das liguistische Heer bei Coutras, 1587, besiegte. Die Ligue, hierdurch keineswegs entmuthigt, erklärte, von Spanien unterstützt, den schwachen König des Thrones verlustig. Heinrich, durch den Barrikadenkampf aus Paris vertrieben, floh nach Chartres, 1588, versöhnte sich aber wieder mit der Ligue, und eine allgemeine Reichsversammlung ward nach Blois berufen. Hier, auf dieser Versammlung, ergriff der feige König das Hülfsmittel feiger Tyrannen: er ließ das Haupt der Guisen, den Herzog Heinrich und dessen Bruder, beides Söhne des ermordeten Herzogs Guise, meucheln. Der dritte Bruder, der Herzog von Mayenne, entkam aber den Mörderdolchen. Der Krone zum zweiten Mal für verlustig erklärt und mit dem Bannfluch des Papstes belastet, sah Heinrich sich von allen Katholiken verlassen. Auf den Rath Katharinens, die damals starb, versöhnte er sich mit Heinrich v. Navarra, in dessen Arme und Lager er flüchtete; doch hier erreichte ihn das Mordmesser des fanatischen Mönches Clement, den 1. August 1589.

Das Haus Valois war mit ihm erloschen und das Haus Bourbon bestieg den französischen Thron mit

Heinrich IV. 1589—1610.

Nach langen und schweren Kämpfen, nach blutigen und glorreichen Siegen, namentlich bei Jory, 1590, warf Heinrich seine Gegner zu Boden; dennoch konnte er nicht zum Besitz des ihm rechtmäßig gebührenden Thrones gelangen; denn spanische Ränke und der Widerstand, der, ungeachtet der vielen Niederlagen noch immer mächtigen, Ligue verhinderten es; also schwor er seinen Glauben ab und ging in die Messe. Wir wollen ihn deswegen nicht tadeln, der Zustand des Landes mochte diesen Schritt entschuldigen. Uebrigens ist es wohl mehr als wahrscheinlich, daß Heinrich diesen Schritt mehr des Vortheils wegen that, als daß er eine Folge gewonnener Ueberzeugungen gewesen wäre; denn zu freimüthig, um sich verstellen zu können, schrieb er an Croisande v. Audouin und sagte, indem er von den Ligueurs spricht: „Alle diese Mörder sind Papisten, und Ihr seid von dieser Religion; ich ziehe es vor, ein Türke zu werden." Zur Gabriele d'Etrées sagte er: „Morgen werde ich den gefährlichen Sprung thun." Am bezeichnendsten für seine Gesinnung ist aber folgende Aeußerung: „Paris ist wohl einer Messe werth."

Zu Chartes empfing er 1595 die königliche Salbung und es erfolgte die Aussöhnung mit dem Papste. Im Jahre 1598 erließ Heinrich das Edikt von Nantes, und Philipp II., der größte und gefährlichste Feind Frankreichs, durch herbe Verluste gedemüthigt, schloß noch in demselben Jahre Frieden.

Nach hergestellter innerer und äußerer Ruhe gab sich Heinrich IV. mit Liebe und Eifer dem schönen und erhebenden Geschäft, sein Volk zu beglücken, ungetheilt hin. Von seinem Freund und Minister Sully unterstützt, blühten Manufakturen, Handel, Ackerbau und Gewerbe fröhlich auf, wurden Wissenschaft und Künste gefördert und allgemeiner Wohlstand kehrte zurück. Durch weise Sparsamkeit wurden die Schulden des Landes getilgt, ein Schatz von vierzig Millionen Livres gespart, und das Land von drückenden Lasten befreit.

Jeder Bauer sollte des Sonntags sein Huhn im Topfe haben, so wollte es der gute König.

Aber dies Alles, und viele andere gute Thaten schützten ihn nicht. — Ravaillac's Dolch traf ihn 1610, als er eben im Begriff war, zur Armee abzugehen. Der größte Fürst, der beste König Frankreichs, und, ungeachtet seiner Verirruugen, der edelste Mensch.

Das Edikt von Nantes. 1598.

Das Edikt von Nantes, ein Akt der Gerechtigkeit und Dankbarkeit Heinrich IV. gegen seine alten, treuen Kriegsgefährten, die ihn, noch ganz jung, den Händen der Hirten von Béarn entführten, und von Sieg zu Sieg bis zu den Stufen seines Thrones geleiteten, sollte ihnen Sicherheit, Religionsfreiheit und gleiche Rechte mit den Katholiken gewährleisten, überhaupt die Parteien versöhnen und Frankreich zur lang entbehrten Ruhe zurückführen. Nachdem eine allgemeine Religionsfreiheit proklamirt worden war, beschränkte das Edikt die Ausübung derselben in folgender Weise: Alle Herren mit Ober- und Niedergerichtsbarkeit konnten in einer einzigen ihrer Wohnungen eine Hauskapelle haben, jedoch durften die Letzteren nur dreißig Personen zum Bethause zulassen. Die Tempel blieben an den, durch die früheren Edikte bestimmten Orten; übrigens war es erlaubt, in jeder Ballei, aber nur in der Vorstadt, neue zu bauen. Ausgenommen waren die königlichen Residenzen, Paris mit einem Umfange von acht Stunden (der Tempel von Charenton ward erst 1606 mit besonderer Erlaubniß erbaut) und die Militairlager, deren Chef's jedoch, wenn sie Protestanten waren, ein eigenes Bethaus halten konnten. Die Kirchen versammelten sich, doch nicht von rechtswegen, sondern nur mit königlicher Erlaubniß, zu Synoden, bei welchen der König durch einen protestantischen Commissar vertreten wurde, während zwei Abgeordnete die Rechte der Kirche bei dem Könige zu wahren hatten. Der Druck ihrer Bücher war nur in ihren Städten, die sich in dem Laufe der Zeit bis auf zweihundert vermehrten, erlaubt, und für den Unterricht der Jugend wurden vier Akademieen zu

Sedan, Saumur, Montauban und Montpellier errichtet. Was die Rechtspflege betrifft, so wurde bei dem Parlamente von Paris eine Kammer, die Kammer des Edikts genannt, errichtet, welche über die Aufrechthaltung desselben wachen sollte. Sie war aus einem Präsidenten und sechszehn Beisitzern zusammengesetzt; ferner wurden noch drei Kammern, in Languedoc, Guienne und Dauphiné gebildet. Sie hießen Chambres mi-parties weil sie zu gleichen Theilen aus Katholiken und Protestanten bestanden; überdies waren ihnen alle Aemter zugänglich und ihren Kranken und Armen standen die Hospitäler und Armenanstalten offen, doch mußten sie den Dezem an die Clerisei zahlen und an den Festtagen der Katholiken feiern.

Viel hatten die Protestanten durch dieses berühmte Edikt allerdings gewonnen; aber der Absicht des Königs, die Ruhe Frankreichs durch Versöhnung der Parteien herbeizuführen, konnte es bei seinen unzureichenden und unvollständigen Bestimmungen nicht entsprechen; außerdem waren die Gemüther, in Erinnerung der früheren Kämpfe und Drangsale, noch viel zu erbittert; und so geschah es denn auch, daß es schon unter Heinrich IV. selbst versucht wurde, die gewonnenen Rechte auf mancherlei Weise zu schmälern. Nochmehr trat dies unter seinem Nachfolger hervor.

Zweites Capitel.

Angriffe auf das Edikt von Nantes; Aufhebung desselben; das Edikt von Potsdam; die Auswanderung der Reformirten von 1610—1685.

Ludwig XIII. 1610—1644.

Ludwig XIII., Sohn und Nachfolger Heinrich IV., bestätigte zwar zu verschiedenen Malen das Edikt seines Vaters, unter andern, als er 1610 zur Krone gelangte, und dann bei seiner Volljährigkeit, 1614. Aber schon des Ediktes Bestätigung war eine üble Vorbedeutung, und leicht konnte es

die Regierung, wenn sie es in ihrem Interesse fand, aufheben, zumal sie ja ohne Weiteres 1614 die Reichsstände auflöste. Und wie wenig man die Gesetzeskraft des Ediktes anerkannte und respectirte, davon zeugen die Angriffe, die Ludwig, oder vielmehr sein ehrgeiziger Minister, der Kardinal von Richelieu, der alle königliche Gewalt an sich gerissen hatte, gegen einzelne Bestimmungen desselben sich erlaubte. Besonders war der Minister bemüht, ihnen ihre Waffenplätze zu entreißen. Wenn Richelieu danach strebte, den Reformirten das Schwert aus der Hand zu winden, das sie jeden Augenblick gegen ihr rechtmäßiges Oberhaupt erheben konnten, den Staat im Staate zu vernichten, um Frankreich zur Einheit, und dadurch zum vollen Gebrauch seiner Kraft zurückzuführen: so war dies nicht nur klug, sondern auch pflichtgemäß. Verwerflich waren aber die Mittel, deren er sich zur Erreichung seiner Absichten bediente; denn anstatt durch treue und gewissenhafte Beobachtung des Gesetzes, durch weise Duldung das Vertrauen, durch Sanftmuth die Liebe der Reformirten zu gewinnen, schmälerte er ihre Rechte, streute Mißtrauen und Zwietracht unter die Parteihäupter, durch glänzende Versprechungen, die er dem einen oder dem andern machte, und entzündete endlich einen Bürgerkrieg, der das unglückliche Land von Neuem verheerte, 1621—1629. Ihre Sicherheitsplätze, auch das feste la Rochelle, wurden erobert, dieses nach dem heldenmüthigsten Widerstand, und nachdem funfzehntausend seiner Bürger umgekommen waren; jedoch ließ Richelieu durch das Edikt der Gnade zu Nimes ihnen ihre Glaubensfreiheit, ihren Gottesdienst und die innere Verwaltung ihrer Kirchen durch Consistorien und Synoden. Ein größeres Unglück traf die Partei durch den Abfall ihrer Häupter: la Force, des Marquis von Chatillon, Coligny's Enkel, Lesdiguières und Anderer; treu blieben für jetzt noch Rohan und Soubise. Marschallsstäbe und Ehrenstellen waren der Preis ihres Verrathes.

Ludwig XIV. 1643—1715.

Auch Ludwig XIV. erneuerte 1644 und 1562 das Edikt; dies war jedoch eine leere Formel, Worte, die mit den späteren Handlungen der Regierung im grellsten Widerspruche standen. So lange Ludwig in den Genüssen eines glänzenden Hoflebens gefangen lag, so lange er seine eroberungssüchtigen Pläne verfolgte und in Kriege verwickelt war, fragte er wenig nach den Reformirten und ihrem Glauben; als aber seine Feinde darnieder lagen und aus dem alternden Ludwig ein bigotter König geworden war, da gingen auch die Bedrückungen in offenbare Gewalt über. Alle Rechte der Reformirten wurden verletzt, die Kirchen zerstört, ihre Schulen aufgehoben, die Kinder ihren Eltern mit Gewalt entrissen, um sie in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen; der Zutritt zu Aemtern und Würden ward ihnen verschlossen, ja, die damit bekleideten wurden entfernt; die Synodal-Versammluugen verboten, wie überhaupt jede Versammlung untersagt, — die letzte General-Synode war zu Loudun 1659—1660, die letzte Provinzial-Synode zu Usez 1681 — endlich erfolgte auch die Vernichtung des Edikts. Schon im Jahre 1660, als Ludwig mit Marie Therese, Infantin von Spanien, sich vermählte, war die Ausrottung jeglicher Ketzerei in Frankreich eine der Klauseln des Ehekontraktes, welcher die beiden Urenkel Philipp II., des finstern und blutdürstigen Verfolgers der Reformirten, vereinigte.

Gleich im folgenden Jahre wollte Mazarin den ersten Streich gegen die Reformirten ausführen, aber der Tod überraschte ihn, wie zur Strafe, vor der Verwirklichung seines Planes. Die hierzu aus beiden Religionsparteien zusammengesetzte Commission wurde nun von Ludwig selbst in die Provinzen entsandt, um zu untersuchen, ob die Zahl der vorhandenen Kirchen, Schulen und Kirchhöfe mit der, durch das Edikt festgestellten übereinstimmte. Es war von geringer Wichtigkeit, ob die Reformirten, durch die Nothwendigkeit gezwungen, die Orte des Glaubens, der Belehrung und des letzten Schlummers hatten vermehren müssen; ihre, durch das

Edikt nicht gewährleisteten Elementarschulen wurden, ungeachtet ihrer Nothwendigkeit, sofort aufgehoben, und die Kinder in dem empfänglichsten Alter dem Unterrichte und der Verführung katholischer Priester, zum Schmerze der Eltern, Preis gegeben. So fing denn schon jetzt, unter dem treulosen Vorwande, die Unverletzlichkeit des Edictes zu wahren, der Widerruf an, welcher dasselbe vernichten sollte. Man drängte die Reformirten in die engsten Grenzen zurück, setzte das Alter zur Bekehrung der Kinder auf das vierzehnte Jahr fest und fing an, sie ihren Eltern zu entreißen; die Kranken mußten die Besuche katholischer Priester empfangen; das Absingen der Psalmen, außerhalb der Tempel, ward verboten und Lästerungen, nicht gegen Gott, wohl aber gegen die heilige Jungfrau streng geahndet. Pierre Vigier wurde beschuldigt, unehrerbietige Reden gegen die heilige Jungfrau ausgestoßen zu haben; deshalb verurtheilte ihn das Parlament von Rouen zu 100 Livres Strafe und zu noch anderen Hundert, um eine immerwährende Messe für die Erzürnte zu stiften; dann wurde er mit entblößtem Haupte und nackten Füßen von dem Henker nach der Hauptthür der Kirche St. Sauveur geführt, wo er knieend Kirchenbuße thun mußte; an der Stirn trug er einen Zettel mit der Aufschrift: Lästerer gegen die Ehre und Reinheit der heiligen Jungfrau! Der Druck, unter welchem die Reformirten in Frankreich seufzten, war schon im Jahre 1665 so groß, daß mehrere protestantische Fürsten Deutschlands sich bei Ludwig für ihre Glaubensgenossen verwendeten, auch Friedrich Wilhelm, in der Geschichte nur der große Churfürst genannt, war unter ihnen, und stand bei Ludwig in solchem Ansehen, daß er ihm 1666 eigenhändig schrieb: „Wiewohl Wir Niemandem über Unser Benehmen gegen die Reformirten, Unsre Unterthanen, Rechenschaft zu geben verbunden sind, so versichern Wir doch hiermit, daß Wir sowohl durch Unser königliches Wort, als durch die Erinnerung an ihre Treue während der Fronde Uns zur Aufrechterhaltung des Edikts von Nantes verpflichtet fühlen.“ Einer unter den Reformirten, Turenne, hatte auch wirklich den jungen König und seine Mutter, die Regentin, gerettet, aber die schuldige Erkenntlich-

keit verhinderte nicht, daß Anna v. Oesterreich auf ihrem Todtenbette den Sohn durch einen feierlichen Eid verpflichtete, den Protestantismus in Frankreich auszurotten.

Sei es nun, daß Ludwig getäuscht wurde, oder daß er wirklich darum wußte, genug, es traten keine Erleichterungen, sondern neue Einschränkungen und Bedrückungen ein. Offenbare Gewalt wandte man noch nicht an, ja, man suchte sogar den Schein des Rechtes zu bewahren; auch verhinderten für jetzt noch die Hoffeste und die Ruhmsucht des jungen Königs, die seiner Braut und seiner Mutter gegebenen Versprechungen wörtlich in Erfüllung zu bringen; dies verhinderte jedoch nicht, weitere Einschränkungen in's Leben treten zu lassen: so wurde den Geistlichen das öffentliche Erscheinen in der Amtstracht, die öffentlichen Ermahnungen und Gebete bei Leichenbegängnissen, die nur vor sechs Uhr Morgens und nach sechs Uhr Abends Statt finden durften, und das Singen in dem Tempel verboten, während das heilige Sacrament vorübergetragen wurde; Prediger, die von der Kanzel herab über die Leiden der Juden unter Nebukadnezar und Herodes sprachen, mußten, — denn hiermit konnte ja nur Ludwig gemeint sein, — mit Fesseln an den Füßen, einen Strick um den Hals und mit vom Henker geschornen Kopf, Kirchenbuße thun, hierauf wurden sie fort gejagt. Eine Menge protestantischer Kirchen riß man deshalb nieder, weil sie den katholischen zu nahe standen, wodurch der Gottesdienst gestört werden sollte; aus eben dem Grunde zerstörte man auch viele Kirchhöfe. — Konnten die Todten auch die Ruhe der Todten stören? Im Jahre 1668 wurde auch die Kammer des Edikts angegriffen. Von allen protestantischen Kirchen Frankreichs eilten Abgeordnete als Bittende nach St. Germain, unter ihnen auch Claude und der durch seine männliche und mächtige Beredsamkeit gleich berühmte Dubosc. Dieser führte das Wort und sagte dem Könige, daß diese Kammer die einzige Säule des Edikts wäre, und daß, wenn diese Stütze untergraben würde, deren Sturz die Kirche nach sich zöge, es zu befürchten stände, daß die Protestanten sich anderwärts einen Zufluchtsort suchen würden. „Im Namen Gottes, Sire,“ fuhr er fort,

„hören Sie bei dieser Gelegenheit unsere Seufzer, unsere Klagen! Haben Sie Mitleid mit unseren Leiden! Haben Sie Mitleid mit so vielen armen Unterthanen, welche seit lange nur noch von ihren Thränen leben!" Dubosc erhielt die königliche Antwort: „Ich werde daran denken!" Die Kammern wurden 1669 aufgehoben.

Zu den Bedrückungen fügte Ludwig auch die Bestechungen und die Verführungen, wozu er sich eines gewissen Pelisson bediente, eines abgefallenen Reformirten, dessen Verführungen sich jedoch nur auf Leute aus der niedrigsten Volksklasse beschränkten, mit den Mächtigen unterhandelte der Hof selbst. Die Doctrin des Pelisson, sagte man spottend bei Hofe, ist überzeugender, als die des Herrn v. Meaux; die Protestanten nannten seine Kasse die Büchse der Pandora; er selbst verglich sich mit dem Oelkruge der Wittwe von Sarepta.

Hinterlist und Betrug spielten bei den Bekehrungsversuchen ebenfalls eine wichtige Rolle. Man legte nämlich den Reformirten ein in zweideutigen Ausdrücken abgefaßtes Glaubensbekenntniß zur Unterschrift vor, wonach ihnen mit Aufgebung einiger äußerlichen Gebräuche, freie Religionsübung zugesichert, und eine Verschmelzung beider Parteien durch gegenseitige Annäherung für die Folge gewünscht wurde; Viele gingen in die Falle und unterschrieben. Als ihnen nun aber der Betrug klar wurde — die Katholiken sahen eine solche Unterschrift als einen förmlichen Uebertritt zu ihrer Kirche an — da ergriff sie wilder Schmerz über ihren Abfall! Oeffentlich kehrten sie, von bitterer Reue gequält, zu ihren unterdrückten Brüdern zurück und widerstanden mit dem Muthe der Verzweiflung ihren Peinigern. Vom Fanatismus als Abgefallene verfolgt, wurden sie selbst Fanatiker und trotzten dem Verbote der öffentlichen Versammlungen, die sehr oft der Schauplatz blutiger Handlungen wurden, da sie mit den Waffen in der Hand ihren Verfolgern entgegen traten. Die Schuldigen, die man bei solchen Ueberfällen ergriff, wurden gewöhnlich mit dem Strange bestraft.

Diese Bedrückungen veranlaßten schon damals viele Reformirte, in Voraussetzung der sie bedrohenden noch größeren

Gefahren, auszuwandern, ein Unternehmen, welches schon in dieser Zeit mit großen Schwierigkeiten und Hindernissen verbunden war. Die Flüchtigen begaben sich theils nach England und Holland, theils nach anderen protestantischen Ländern. Einige Familien zogen, ungeachtet der Entfernung, nach Brandenburg, dessen Beherrscher, namentlich die aus dem Hohenzollerschen Hause, durch Duldung aller Religionsparteien vor vielen Fürsten sich auszeichnen: denn kein Religionskrieg, im Lande selbst angefacht, verheerte jemals die Marken und düngte den Boden mit dem Blute seiner Bewohner! Joachim I., ein eifriger Katholik und Feind Luther's, verfolgte dennoch nicht dessen Anhänger; Joachim II., der zur lutherischen Kirche übertrat, ließ seinen Unterthanen die volle Gewissensfreiheit und Friedrich der Große baute als Antwort auf des Papstes Bannbulle den Katholiken die St. Hedwigskirche zu Berlin.

Brandenburg fühlte noch die Wunden des dreißigjährigen Krieges, dessen letzter Abschnitt in die ersten Regierungsjahre des großen Churfürsten fiel, der 1640 den Thron bestieg. Friedrich Wilhelm fand nichts, als ein verwüstetes, von Einwohnern entblößtes, und von Feinden besetztes, an allen Hülfsquellen verarmtes Land, aber gerade dieser Zustand des Landes gab ihm Gelegenheit, vor der Welt sein schöpferisches Genie zu entfalten, und sich den ruhmwürdigen Beinamen eines „zweiten Gründers" des Brandenburgischen Staates zu erwerben. Durch fremde Colonisten aus der Schweiz, Holland und verschiedenen Ländern Deutschlands wurden die entvölkerten Landestheile allmählig bevölkert, und, da den Einwandernden alle mögliche Vortheile, Erleichterungen und Unterstützungen zu Theil wurden, zu dem früheren Wohlstande zurückgeführt.

Zu den französischen Reformirten stand der Churfürst noch in einer näheren, wir möchten sagen, verwandtschaftlichen Beziehung; denn er war mit der Tochter des holländischen Statthalters, Friedrich Heinrich, einer Enkelin des Admirals Coligny, vermählt, die französische Sprache war Hofsprache und überdies der Churfürst mit seinem ganzen Hofe reformirt. Dies ließ die französischen Auswanderer mit Recht

hoffen, daß sie in Brandenburg, mehr als anderswo, eine günstige Aufnahme finden würden, weßhalb schon lange vor der Aufhebung des Ediktes von Nantes mehrere französische Familien in Brandenburg einwanderten und sich in Berlin niederließen, 1672.

Unter diesen Eingewanderten scheint der Graf von Beauveau, Oberstallmeister des Churfürsten, den ersten Rang eingenommen zu haben; denn er war es ganz besonders, durch dessen Thätigkeit und Eifer bei Friedrich Wilhelm die Erlaubniß, zu einer kirchlichen Gemeinschaft zusammenzutreten, erwirkt wurde. Die hierüber vorhandenen Register sprechen dies bestimmt aus und geben zugleich den Zeitpunkt der Gründung einer französischen Kirche in Berlin an. Im ersten Artikel dieser Register heißt es wörtlich:

„Es was den 10. Juni 1672, als Gott in seiner großen Weisheit und Barmherzigkeit dem Großmächtigen Fürsten, Friedrich Wilhelm, Churfürsten von Brandenburg, den Plan in das Herz legte, in dieser Stadt Berlin eine französische Kirche zu gründen und den Herrn Fornerod für die Verrichtungen eines Predigers zu erwählen, und dies durch den Dienst des sehr frommen und sehr berühmten Grafen von Beauveau, welcher durch seine Fürsorge und christliche Liebe dieses Werk des Herrn mit großem Fleiß gefördert, und den ersten Stein zu diesem geistigen Bau legen gewollt hat."

Denselben Tag, den 10. Juni, wurde die erste Versammlung beim Baron v. Pöllnitz gehalten, wo Herr Fornerod gepredigt und Herr Belhomme die Funktionen eines Vorlesers übernommen hatte.

Unterdessen wurde die Lage der Reformirten in Frankreich mit jedem Tage drückender und unerträglicher und das Edikt von Nantes ward fast in allen seinen Theilen verletzt. Von ihren Häuptern, den Bouillons, Coligny's, Rohan's, Tremouillé's und Sully's, die weltlicher Vortheile wegen den Glauben der Väter abgeschworen hatten, verlassen, standen sie schutzlos da, denn auch bei den protestantischen Fürsten waren ihre Vorstellungen und Bitten, sich für sie in's Mittel zu legen, erfolglos; thätige Hülfe vermochten sie ihnen nicht

zu leisten; denn Ludwig stand damals, auf dem Gipfel seiner Macht, seine Feinde waren geschwächt, und wer hätte es wagen mögen, den Gewaltigen zu reizen!

So blieb den Unglücklichen, deren Bittgesuche vom Hofe sogar als Rebellion betrachtet und bestraft wurden, nichts weiter übrig, als mit christlicher Ergebung und mit leidendem Gehorsam die Verfolgungen ihrer Feinde über sich ergehen zu lassen, für die der günstige Zeitpunkt gekommen war, wo sie an die Stelle der Verführung und Bedrückung die offenbare Gewalt eintreten lassen konnten.

Zwei Männer und ein Weib, durch die Knechte des Papstes, die Jesuiten, aufgehetzt, waren es, die mit schonungsloser Härte über das Wohl und Wehe von hunderttausenden fleißiger, dem Gesetze gehorsamer, dem Könige und dem Vaterlande treu ergebener Bürger — Ludwig selbst mußte dies anerkennen — entschieden.

Frau v. Maintenon, die Wittwe Scarron's, später die Freundin des alternden Ludwig und zuletzt seine ihm heimlich angetraute Frau, die Enkelin d'Aubigné's, eines Freundes und Vertrauten Heinrichs IV., war ursprünglich in dem Lehrbegriff der reformirten Kirche erzogen worden; früh jedoch wieder mit der katholischen Kirche vereinigt, zeigte sie all' den Eifer, welcher gewöhnlich die Neubekehrten charakterisirt. An ihren Bruder, d'Aubigné, ebenfalls Katholik, schrieb sie: „Denket an euer Heil, lebet mäßig und trinket des Morgens abgesahnte und abgekochte Milch. Ergötzet euch und denkt an euer Heil, denn es giebt nichts Süßeres, als das Vergnügen und die Frömmigkeit. Bereitet euch auf so heitere Weise ihr nur immer könnt, zum Tode vor.“ In ähnlicher Weise sprach sie auch mit Ludwig. — Die Verirrten in den Schooß der allein selig machenden Kirche zurückzuführen, schien ihr ein heiliges, Gott wohlgefälliges Werk, doch riß sie ihr Bekehrungseifer Anfangs nicht, wie ihre Gefährten, zu gewaltthätigen Handlungen hin, sondern sie ermahnte stets, den Weg der Güte und der Belehrung einzuschlagen.

Heinrich v. Ruvigny, General-Abgeordneter der Reformirten, beklagte sich einst bei Ludwig über die Ver-

folgungen des Aubigné, Gouverneurs von Amersfort. „Mißhandelt die Hugenotten nicht mehr," schrieb sie sofort an ihren Bruder; „habet Mitleid mit Leuten, die mehr unglücklich, als strafbar sind!" — Dieser Rath blieb indessen ohne Wirkung und Ruvigny sagte zum Könige, daß Aubigné's Verfolgungen um so ungeeigneter waren, als er und seine Schwester selbst Protestanten gewesen seien. Diese unüberlegte Aeußerung, die der Maintenon die Gunst des Königs kosten und ihr Glück zertrümmern konnte, entfernte sie von den Protestanten, und sie rief aus: „dieser Ruvigny ist ein störrischer Mensch, und zwingt mich, Dinge zu billigen, die meinen Gefühlen entgegen sind." Sie trat hierauf, aus Furcht, die Gunst des Königs zu verlieren, mit den wüthendsten Feinden der Hugenotten, Letellier, Louvois und dem Pater Lachaise, dem Beichtvater des Königs, gegen den Minister Colbert und die Protestanten in ein enges Bündniß. Die Aeußerung des Ruvigny raubte ihr indeß die Gunst des Königs nicht, vielmehr befestigte sie sich durch den Schein strenger Tugend und Sittsamkeit immermehr in dessen Vertrauen, und bald wurde sie die Seele aller Beschlüsse des königlichen Rathes. Die frömmelnde Richtung, die ihr Gemüth nahm, theilte sie auch dem Könige mit und aus dem glänzendsten und genußreichsten Hof Europa's machte sie einen Hof meist von Frömmlern und Scheinheiligen; denn der einzige Weg zu hohen Aemtern und Würden war die Gunst der Frau v. Maintenon, und deren Gunst gewann man wiederum durch wahre oder erheuchelte Frömmigkeit und Demuth.

Sie verband sich nun, wie wir eben gesehen haben, zum Verderben der Reformirten, mit Letellier, dem Kanzler und seinem Sohn Louvois, Minister des Reiches. Jener früher den Reformirten gewogen, später, vielleicht aus Politik, ihr erbitterter Gegner; dieser hart und gewaltthätig, noch despotischer als sein Herr, vor dem er, wie das gewöhnlich ist, im Staube kroch, beide aber den Reformirten gleich gefährlich. Hierzu kam, daß Ludwig, der wohl despotisch, aber nicht grausam war, einen unersättlichen Ehrgeiz besaß und gern zu dem Lorbeer auch den Palmenzweig hinzugefügt hätte; wenig

darum bekümmert, eine wie tiefe Wunde er dem Reiche schlage, wenn er nur als Glaubensheld, als Wiederhersteller der kirchlichen Einheit in Frankreich, in den Annalen der Kirche glänzte.

Nicht damit zufrieden, die Chambres mi-parties aufgehoben, die Protestanten aus ihren Aemtern verdrängt zu haben, forderten die katholischen Geistlichen, 1680 die Ausführung neuer, zerstörender Beschlüsse. Das Alter freiwilliger Bekehrung der Kinder wurde auf das siebente Jahr herabgesetzt, ein unvernünftiges, unsittliches und barbarisches Gesetz, welches die süßen Gefühle der Familie und der Natur mit Füßen trat, indem es die Kinder der elterlichen Autorität entzog. Die Wärterinnen der Kleinen lehrten diese rufen: Heilige Jungfrau! Ave Maria! Es lebe das Kreuz! Die Messe ist schön! Die vorübergehenden Priester, die dieses Gezwitscher für eine Bekehrung nahmen, führten die Kleinen mit fort. Welche Verzweiflung für die unglücklichen Mütter, deren Glaube alle diese unschuldigen, ihrem Schooße entrissenen Seelen dem Verderben der Hölle zugeführt sah. Ein Weheruf, ähnlich dem, den die untröstliche Rahel zu Rama hören ließ, stieg gen Himmel; ein allgemeiner Fasttag wurde beschlossen, um den Zorn Gottes zu versöhnen; die Unglücklichen stürzten in die Tempel und flehten Gott inbrünstig um Schutz und Beistand, um Muth und Glaubenstreue in dieser allgemeinen Verfolgung an; denn jetzt begannen auch die zerstörenden Angriffe auf ihre Kirchen.

Von den Intendanten der Provinzen und ihren Priestern fanatisirt, drangen katholische Pöbelhaufen gegen die Tempel, zertrümmerten die Thüren, Fenster, Bänke und Stühle, häuften diese Trümmer zusammen, warfen Bibeln darauf, zündeten das Ganze an und tanzten in wilder Freude um das Feuer herum. Louvois tadelte öffentlich diese Barbarei, begünstigte sie aber im Geheimen.

Nur ein Mann saß noch in dem Rathe des Königs, der, während das feile Heer der Hofschranzen zu den grausamen Maßregeln schwieg, oder seine Hände bot, sich der Verfolgten annahm; dies war der große, schon oben genannte, von Louvois gehaßte Minister Colbert. Dieser Mann hatte die Reformirten als die thätigsten, geschicktesten und industriellsten

Arbeiter, und dabei als strengrechtliche Männer kennen und schätzen gelernt, weshalb er auch ihre Unternehmungen auf das Freigibigste unterstützte. Ja, er hatte sogar zur Ausführung seiner eigenen großartigen, finanziellen Maßregeln viele Reformirte aus Holland und der Schweiz in's Land gerufen, um den Wohlstand Frankreichs zu heben. Zum Unglück für diese starb er im Jahre 1683.

Während seiner Krankheit schickte Ludwig zu ihm, um sich nach seinem Zustande zu erkundigen. „Ich will nicht mehr von dem Könige reden hören; möge er mich wenigstens ruhig sterben lassen," sagte der vielfach gekränkte und dem Tode nahe Minister.

Sein Tod gab das Signal zu erweiterter und allgemeiner Verfolgung; der Zeitpunkt, wo man der reformirten Kirche den Todesstoß versetzen wollte, rückte mit raschen Schritten heran. Mit ungehemmtem Eifer begann das Werk der Bekehrung! Aber welche Mittel wandte man an? Hinterlist, Bestechung, Verführung und Kinderraub hatten sich als ungenügend bewiesen; der Weg der Belehrung war zu langsam und zu mühsam; also Gewalt! Die letzten entscheidenden Angriffe, welche die Vernichtung der Protestanten vorbereiten und dem ganzen Werke einer fünfundzwanzigjährigen Verfolgung die Krone aufsetzen sollten, waren die Dragonaden; eine Benennung, die von dem Stande der Bekehrer, den Soldaten, die meistentheils Dragoner waren und sich durch Brutalität vorzugsweise auszeichneten, entlehnt worden ist.

Diese militairische Missionaire entsandte nun Louvois zuerst nach dem südlichen Frankreich, der Wiege des Protestantismus, von wo aus sie sich über die andern Theile der Monarchie verbreiteten. Den nächsten Morgen nach ihrer Ankunft in einem Orte, wurden die Civil- und geistlichen Behörden der reformirten Kirche nebst den reformirten Bewohnern auf den öffentlichen Plätzen versammelt, und ihnen der unwiderrufliche Wille des Königs bekannt gemacht. Das erschreckte Volk bekehrte sich häufig einstimmig, indem es ganz einfach sagte: „Ich vereinige mich," oder es rief: „Ave Maria," oder es machte das einfache Zeichen des Kreuzes. Den Gebildeten

legte man ein Glaubensbekenntniß zur Unterschrift vor. Zuerst suchte man die Geistlichen einzuschüchtern, widerstanden sie, so jagte man sie fort; nach ihnen ging es an die Vornehmen, bei denen sich der Bischof Nesmond zu Montauban einer eigenthümlichen Bekehrungsweise bediente: er lud sie vor den Intendanten, hier wurden sie von den Dienern desselben ergriffen, auf die Knie geworfen, worauf der Prälat das Kreuz schlug, so waren sie Katholiken. Half das nicht, so wandte man stärker zwingende Maßregeln an. Man zerstörte ihre Wohnungen; wurden sie dadurch nicht gefügiger, so band man ihnen Hände und Füße auf den Rücken, hing sie in einen Ziehbrunnen, und ließ sie mit dem Gesicht nach unten auf die Wasserfläche zu wiederholten Malen an einer Rolle herabfallen; oder man zog die Widerspenstigen nackt aus, ließ sie bei einem großen Feuer den Bratspieß drehen und stach sie in die Haut; oder man gab ihnen während der Dauer eines Pater Nosters glühende Kohlen in die Hand. Die unerträglichste Strafe aber war die Beraubung des Schlafes durch betäubenden Trommelschlag. Mitunter verkaufte man dem Unglücklichen eine Stunde Schlafes für 10, 20 oder 30 Thlr. Ein Greis, Herr v. Lacassagne, lange Zeit auf diese Weise gemartert, schwor, endlich besiegt, in die Hand des Bischofs seinen Glauben ab. „Jetzt seid ihr in Ruhe!" sagte der Prälat zu ihm. — „Ach, gnädiger Herr," erwiderte der Unglückliche, „ich erwarte nur noch Ruhe im Himmel und gebe Gott, daß mir meine jetzige Handlung nicht die Pforten desselben auf ewig verschließt!" Viele der Hartnäckigsten warf man in die scheußlichsten Gefängnisse, in Löcher, worin sie weder liegen, sitzen, noch stehen konnten, in Löcher, angefüllt mit den Eingeweiden geschlachteter Thiere; täglich zog man sie aus diesen stinkenden Pestgruben heraus und wandte die Ruthe, den Stock oder die Wippe zur Vermehrung ihrer Leiden an. Die meisten hatten nach einigen Monaten Haare und Zähne verloren, sie waren zu Greisen geworden; junge Mütter befestigte man an die Bettpfosten ihren Säuglingen gegenüber; sie schworen Gottes Barmherzigkeit vertrauend, ihren Glauben ab, um die Kleinen vom Hungertode zu retten.

Zur Ehre der Menschheit müssen wir es bekennen, und bekennen es gern, daß die Verfolgten unter den Gouverneuren der Provinzen, ja selbst unter den Kerkermeistern viel mildthätige und mitleidige Seelen fanden, die das Schicksal ihrer Gefangenen nach Kräften zu mildern sich bestrebten.

Unterdessen flogen aus allen Punkten Frankreichs Berichte über den Fortgang der Bekehrung nach Versailles. Oleron, Salie und Sédan bekehrten sich gänzlich; in den Gegenden von Montauban, Nismes, Bordeaux, traten sie zu Tausenden über; die Kirchspiele von Embrun und Pragelas erwarteten nicht einmal die Dragoner. Aber so groß auch die Menge der Abtrünnigen sein mochte, so war, Gott sei Dank, die Zahl derer, die muthig alles für den Glauben ertrugen, nicht geringer; denn die zahlreichen Gefängnisse konnten diese nicht Alle fassen, so daß man sich genöthigt sah, ganze Schiffsladungen nach den Colonien in Amerika zu schicken; dennoch aber schritt man, in Folge der eingelaufenen Berichte, zur Entscheidung, nämlich, zur

Aufhebung des Edikts von Nantes. 1685.

Wohl wußten die katholischen Priester und Mönche und die Fanatiker unter den Katholiken, daß es mit den Erfolgen ihrer Bekehrungsversuche nicht so glänzend aussah, als sie glauben machen wollten; aber Letellier fühlte sein Ende heran nahen, und mochte gern sein Werk vollendet haben; daher drängte er Ludwig XIV. zum Widerruf. Er erfolgte am 18. Oktober 1685.

Als Letellier das Siegel aufgedrückt hatte, es war das letzte Mal, denn fortan gebrauchte er es nicht wieder, brach er in die Worte aus: „O Gott! laß jetzt deinen Diener in Frieden eingehen, denn seine Augen haben das Heil erblickt!“ In seinem fanatischen Eifer bedachte er nicht, daß dieser Akt dem Lande hunderttausend seiner besten Bürger, und Ludwig seinen Ruhm kosten würde; er bedachte nicht, daß er dadurch auf Ludwig den Vorwurf des Undanks gegen die Reformirten warf, deren Vorfahren seinen Großvater auf den Thron Frankreichs gesetzt, und ihn durch ihre treue Anhänglichkeit, ungeachtet er sie verließ, auf demselben erhalten hatten, während

die Katholiken zu wiederholten Malen ihm nach dem Leben getrachtet und endlich auch ermordet haben.

Bei Gelegenheit des Attentates des fanatischen Schülers der Jesuiten, Jean Chabot, sagte d'Ossat zum Kardinal-Neveu: „Wenn irgend ein Grund zu solcher Mordthat wäre, so hätten ihn gewiß die Ketzer aufzusuchen und auszuführen, da Heinrich sie verlassen und aufgegeben habe; nichts desto weniger hätten sie nie dergleichen verübt, weder gegen ihn, noch gegen einen der fünf Könige, seiner Vorgänger, welche Schlächtereien auch ihre Majestäten gegen die besagten Hugenotten begangen hätten."

Die katholische Partei jubelte, und ließ Medaillen auf die Vernichtung der Ketzerei schlagen und Ludwig dem Großen, dem Vertheidiger der Majestät der Kirche und der Könige, eine bronzene Statue im Stadthause von Paris setzen. — Aber was Ludwig erstrebte, den Beifall Roms, gewann er nicht. Rom, welches die Bartholomäusnacht freudig begrüßt, Karl IX. beglückwünscht hatte, schwieg zu diesem Ereigniß, obwohl dadurch seine erbittertste Feindin niedergeworfen war. Es hatte den Zwiespalt mit Ludwig, der in die Rechte der römischen Kirche einzugreifen gewagt hatte, nicht vergessen.

Dagegen traf der Widerruf des Edikts die Reformirten wie ein Donnerschlag, wiewohl ein solcher Gewaltstreich nach dem Vorangegangenen zu erwarten stand. Aber die Unglücklichen schmeichelten sich stets mit der Hoffnung, daß die Regierung nicht so sehr alles Recht, alle Menschlichkeit, mit Füßen treten würden; zumal sie in allen Maßregeln und Schritten, die sie zur Erhaltung ihrer hinsterbenden Freiheit ergriffen und einschlugen, nach den ihnen gewährleisteten Rechten nichts Ungesetzliches finden konnten.

Der Widerruf hob also alle Duldung der Reformirten auf; ihre Prediger mußten binnen vierzehn Tagen das Land verlassen; nach Ablauf dieser Frist wurden die zurückgebliebenen und nicht zur katholischen Kirche übergetretenen Diener des Wortes auf die Galeeren geschickt; den Eltern entriß man ihre Kinder mit Gewalt, steckte sie in ein Kloster und zwang sie, die katholische Religion anzunehmen. Die Aerzte durften keinem

Kranken mehr Beistand leisten, wenn er nicht den Glauben seiner Väter abschwor; weigerte er sich, die katholischen Sakramente zu empfangen, so kam er, wenn er genas, auf die Galeere, starb er, so warf man seinen Leichnam, ohne Rücksicht auf Geburt und Würde, auf den Schindanger. Paul Chenevix, ein berühmter Rechtsgelehrter, ältester Rath beim Parlamente zu Metz, ein Greis von mehr als achtzig Jahren, welcher funfzig Jahre dem Staate mit Auszeichnung gedient hatte, war gegen das Ende des Jahres 1686 gestorben, ohne daß er die Sakramente der katholischen Kirche hatte empfangen wollen; er hatte auf das muthvollste die Versprechungen und Drohungen des Bischofs und des Gouverneurs zurückgewiesen. Seine Festigkeit brachte die Eiferer um so mehr auf, als sie sich von seinem Abfall eine große Wirkung auf das Volk versprechen konnten. Das Landgericht verurtheilte die Leiche zur Schleifung auf den Schindanger; das Parlament dagegen glaubte, durch eine so barbarische Behandlung der Person eines seiner ältesten Mitglieder, sich selbst zu entehren, und ließ die Exekution eines Rechtsspruches, zu welchem man durch die Edikte allerdings autorisirt worden war, aussetzen. Ein Befehl des Hofes hob die Frist auf, und die Leiche des Greises wurde nach dem Schindanger geschleift. Die Reformirten von Metz, auf das Tiefste über dies schmachvolle Verfahren empört, trotzten der Gewalt, nahmen die Leiche fort und beerdigten sie auf das ehrenvollste. Ueber vierhundert Personen begleiteten den Zug und am Platze selbst sang man den Psalm:

Ils ont donné le corps
De tes serviteurs morts
Aux oiseaux pour curée.

Alle Ehen der Reformirten erklärte man für nichtig, ihre Kinder für uneheliche; Keiner durfte ein Testament machen, Keiner eine Schenkung seines Vermögens ertheilen. Aber das Grausamste von allen, war das Verbot der Auswanderung bei den härtesten Strafen; und doch war dies das Einzige, was ihnen übrig blieb, um ihr Gewissen vor der Sünde des Abfalles zu bewahren. In dieser Nacht der Zweifel und der Ungewißheit erschien

das Edikt von Potsdam 1685, den 29. Oktober alten Styls.

So lange das Edikt von Nantes seine Geltung hatte, die Reformirten in ihren Rechten ungekränkt geblieben waren, und sich von keinem Amte, von keiner Würde ausgeschlossen sahen, so lange finden wir sie auch auf allen Richtungen und Wegen des Forschens und Strebens des sich frei bewegenden Geistes, und große Männer sehen wir unter ihnen auf allen Gebieten der Wissenschaft. Als jedoch jeder Weg zu Amt, Würden und Auszeichnung ihnen versperrt war, da wandten sie sich mit allem Eifer dem Handel und den Manufakturen zu, als denjenigen Zweigen der materiellen Thätigkeit, die durch die dazu erforderlichen Kenntnisse und Geschicklichkeit, so wie durch den tiefgreifenden Einfluß in alle bürgerliche Verhältnisse nicht bloß Reichthum, sondern auch Ansehen und Bedeutung, und somit auch Schutz und Rücksicht, selbst einer despotischen Regierung gegenüber, verschaffen; denn wo Handel und Manufakturen blühen, da finden auch Wissenschaft und Kunst ihre Pfleger und Beschützer, da blühen die Gewerbe, da herrscht allseitige Thätigkeit, da vermehrt sich der Nationalreichthum und mit ihm das Wohl des ganzen Volkes. — Dies hatte der große Minister Colbert wohl erkannt, und deshalb unterstützte er auch besonders die Reformirten, die nicht nur die thätigsten und geschicktesten Manufakturisten waren, sondern sich auch auszeichneten durch Redlichkeit und Reinheit der Sitten, die durch eine strenge Disciplin ihrer Kirche, welche den Uebertreter ohne Ansehen der Person richtete, aufrecht erhalten wurde. Es war also nicht der schlechteste Theil der Nation, den der Fanatismus rücksichtslos aus dem Vaterlande in die Fremde trieb.

Kein Fürst Europas war nun besser von dem Charakter und den Vorzügen der Reformirten Frankreichs unterrichtet, als der große Churfürst; und keiner daher auch mehr im Stande zu beurtheilen, von welchem unberechenbaren Nutzen sie dem Lande sein würden, das sich ihnen als Asyl öffnete; denn einmal hatte er sie durch die, schon vor dem Widerruf des Edikts in seine Staaten Eingewanderten kennen gelernt, und dann hatte er

gerade zu dieser Zeit einen Gesandten am Hofe zu Versailles, der durch seine umfassenden Kenntnisse, durch seine Thätigkeit, so wie durch seinen Eifer für das Interesse seines Vaterlandes und seiner Religion ganz geeignet war, einem solchen Herrn zu dienen, und dessen Pläne zu unterstützen. Dies war der Minister v. Spannheim, der auch über die französischen Zustände ununterbrochen fortlaufende Bericht einsandte. So entstand denn nach den Geboten der christlichen Religion und der Humanität, so wie aus Nützlichkeitsgründen das Edikt von Potsdam, das den Reformirten mitten in der Nacht der Trübsale und des Unglücks, wie ein Hoffnungsstern aus dem fernen Osten herüberleuchtete, und sie einlud, sich in Brandenburg niederzulassen.

Da nun dieses Edikt als die erste Epoche der Geschichte der Refugié's — so nennt man die französischen Flüchtlinge in Brandenburg — und als die Grundlage aller Privilegien, die sie erhielten, angesehen werden kann: so wollen wir die wichtigsten Bestimmungen desselben hier folgen lassen; zumal sich in demselben der edle, menschenfreundliche Geist des Churfürsten gegen die Verfolgten, wie seine Frömmigkeit und Weisheit in dem hellsten Lichte zeigen.

Friedrich Wilhelm, durch Gottes Gnaden Churfürst von Brandenburg u. s. w.

„Da die Verfolgungen und das harte Verfahren, welches man seit einiger Zeit in Frankreich gegen die Reformirten ausübt, viele Familien veranlaßt haben, ihr Vaterland zu verlassen, und sich in anderen Ländern nieder zu lassen: so fühlen Wir Uns gedrungen, von einem gerechten Mitleiden für die Unglücklichen erfüllt, welche für das Evangelium und für die reine Lehre, die auch Wir bekennen, so Hartes dulden, ihnen Unsere Staaten als eine sichere und freie Zufluchtsstätte zu öffnen, und sie zugleich mit den Rechten, Freiheiten und Vortheilen, welche sie in Unseren Staaten genießen sollen, bekannt zu machen.

Damit diejenigen, welche sich in unseren Staaten niederlassen wollen, alle möglichen Erleichterungen auf ihrer Reise finden, so verweisen wir sie an unsere Residenten in Amster-

dam, Hamburg und Frankfurt a. M., welche sie mit Geld, Pässen und andern Mitteln versehen werden, um ihre Reise in das Herzogthum Kleve, oder Mark, oder in entferntere Provinzen Unseres Landes fortsetzen zu können.

Da die genannten Provinzen nicht nur mit allen zum Leben nöthigen Dingen versehen, sondern auch für Manufakturen, Land- und Seehandel geeignet sind, so mögen sie in den Landen Cleve, Mark, Ravensberg oder in Magdeburg, Halberstadt, Brandenburg und Pommern die ihnen geeignet scheinenden Städte, im Herzogthum Preußen aber Königsberg zu ihrem Aufenthalt wählen; überall werden sie aber gut aufgenommen, und mit allem zu ihrer Niederlassung Nothwendigen versehen werden.

Alle Güter, Meubel, Waaren und Lebensmittel, welche sie mit sich führen, sollen beim Eintritt in Unsere Staaten von jeder Abgabe oder Auflage, sie möge einen Namen haben, welchen sie wolle, befreit sein.

Im Fall in den Städten, Flecken und Dörfern sich Gebäude, verfallene, leere oder verlassene, finden, welche die zeitigen Eigenthümer nicht fähig sind in gutem Stande zu erhalten, so sollen sie den daselbst sich niederlassenden Refugié's übergeben werden, und ihnen und ihren Erben als Eigenthum gehören; wogegen Wir es übernehmen, die früheren Besitzer zu entschädigen, und sprechen sie von allen ihren Verbindlichkeiten los.

Ferner wollen Wir, daß ihnen alle Arten von Baumaterialien zur Wiederherstellung der ihnen übergebenen Gebäude geliefert werden, und daß sie von allen Abgaben und Dienstleistungen, mit Ausnahme des Verbrauchsrechtes, auf sechs Jahre befreit bleiben.

In allen Städten oder Orten, wo sich geeigente Bauplätze finden, sollen diese, mit den dazu gehörigen Gärten, Wiesen und Weilern den Einwanderern übergeben, das nöthige Baumaterial ihnen geliefert und eine Abgabefreiheit auf zehn Jahre ihnen bewilligt werden.

Sobald sich die Einwanderer in einer Stadt oder einem Flecken Unseres Staates niedergelassen haben, so soll ihnen

das Bürgerrecht ertheilt werden, und ihnen der Zutritt in irgend eine Corporation mit allen Rechten und Freiheiten, deren die Corporation genießt, gestattet sein, ohne daß sie dafür etwas zu entrichten haben, oder dem Heimatsrechte unterworfen sind.

Alle diejenigen, welche eine Fabrik oder Manufaktur irgend welcher Art errichten wollen, sollen nicht nur alle Privilegien und Freiheiten, welche sie wünschen können, genießen, sondern sie sollen auch mit den nöthigen Geldmitteln und andern Zurüstungen, die sie für nöthig erachten, unterstützt werden.

Den Landleuten und Anderen, die sich auf dem Lande niederlassen wollen, sollen Ländereien zur Urbarmachung überwiesen werden, wie Wir dies früher bei den Schweizern gethan, die sich in unsern Staaten niedergelassen haben.

In Rücksicht auf die Rechtspflege sollen die Refugié's bei Streitigkeiten unter sich, einen Schiedsrichter sich aus ihrer Mitte wählen; bei Streitigkeiten zwischen Deutschen und Franzosen aber soll das Urtheil durch den Magistrat der Stadt, in Verbindung mit einem Franzosen, gefällt werden.

Für die Ausübung des Gottesdienstes, den sie nach ihrer Gewohnheit abhalten können, werden wir in jeder Stadt einen Prediger unterhalten, und ihnen den Ort, wo die religiöse Feier Statt finden soll, anweisen lassen.

Denjenigen vom französischen Adel, die sich jetzt und künftig in Unsere Staaten niederlassen wollen, sollen, wie ihre schon früher eingewanderten Standesgenossen zu allen Stellen, wozu sie die Fähigkeiten haben, zugelassen werden, und wenn sie Lehns- oder andere Güter erwerben, so sollen sie alle die Freiheiten und Vorrechte genießen, wie der Adel des Landes.

Alle die Rechte und Freiheiten, die Wir hiermit bewilligen, sollen nicht nur diejenigen genießen, welche nach der Bekanntmachung dieses Ediktes in unsere Staaten eingewandert sind, sondern auch diejenigen, die sich vorher hier niedergelassen haben, vorausgesetzt, daß sie der Religion wegen aus Frankreich ausgewandert sind.

In allen Unseren Landestheilen werden wir Commissarien einsetzen, an welche die Refugié's nicht nur im Anfange ihrer Niederlassung, sondern auch später, nach ihren Bedürfnissen, sich zu wenden haben, und von welchen sie in Schutz genommen, und in allen ihren Rechten und Privilegien erhalten werden sollen.

Gegeben zu Potsdam, am 29. Oktober 1685.

Friedrich Wilhelm.

Dies Edikt ist unter allen öffentlichen Staatshandlungen Friedrich Wilhelm's diejenige, die ihn in den Jahrbüchern der Geschichte mehr, als alle anderen verherrlicht, ihn uns als einen Wohlthäter des Menschengeschlechtes ehrwürdig macht, und um so mehr, als ihn keine eigennützige Absichten, keine politische Berechnungen dabei geleitet haben; denn sonst wäre er wohl vorsichtiger gegen Ludwig XIV. aufgetreten, dessen Verbündeter er überdies war. Auch ist es bekannt, wie ernste Vorstellungen er dem Hofe von Versailles über das Gewaltthätige des Verfahrens und über die daraus für das Land entspringenden nachtheiligen Folgen gemacht hat. Als man aber mit Stolz und Geringschätzung antwortete, fortfuhr die Reformirten zu drücken und endlich das sie schützende Edikt vernichtete, da erst trat er für das gekränkte Recht mit dem Muthe, den nur das Bewußtsein einer edlen That giebt, gegen den selbstsüchtigen Herrscher mit dem Edikt von Potsdam in der Hand in die Schranken, und wies zugleich die ungerechten Vorwürfe, er verführe die Unterthanen des Königs von Frankreich zum Abfall und zur Auswanderung, mit Entschiedenheit zurück.

Ungeachtet aller Vorsicht der französischen Regierung, und trotz dem, daß sie das Edikt ein untergeschobenes, von dem Churfürsten gar nicht ausgegangenes nannte, so wurde es dennoch in ganz Frankreich verbreitet, und geglaubt, und trug nicht wenig zur Erhöhung des Muthes, zur Vermehrung der Auswanderungsversuche bei.

Die Auswanderung.

Durch den Widerruf des Edikts hatten also die Reformirten ihre bürgerliche und kirchliche Existenz verloren, oder sie mußten, um dies erstere zu retten, die letztere aufgeben und Katholiken, d. h. Heuchler werden; denn auswandern, wie wir gesehen haben, durften und konnten sie kaum, weil überall die Grenzen, die Ausgänge auf das Schärfste besetzt, und bewacht wurden, um die Abziehenden zu greifen und in die Gefängnisse zur Bestrafung abzuliefern. Eine solche Härte hatte man nicht einmal gegen die Juden, hatte selbst Ferdinand der Katholische nicht gegen die Mauren in Spanien beobachtet und innegehalten.

Aber gerade diese Gewaltthaten brachten auch hier die entgegengesetzte Wirkung hervor. Milde und Schonung hätten der Auswanderung Einhalt zu thun vermocht, nicht aber rohe Gewalt! denn in den Verfolgten und Gepeinigten erwachte nun jene aufopferungsfähige Begeisterung, die zwar nicht wie einst den Vätern, ihnen das Schwert in die Hand gab, um für den Glauben zu kämpfen, aber doch den Muth ihnen verlieh, was wir noch höher achten, um für denselben Alles zu dulden und zu wagen, die sie befähigte, lieber das leibliche als das ewige Wohl zu opfern, eher Gott als den Menschen zu gehorchen. „Verlassen wir," riefen sie, „verlassen wir Hab und Gut und Vaterland, dessen Kinder wir nicht mehr sind; dort in der Ferne winkt uns eine zweite Heimat, ziehen wir ihr zu!" Und zu Hunderten und Tausenden erhoben sich die Glaubenstreuen. Viele wurden zwar von ihren falschen Führern ermordet und ihrer Güter beraubt; Viele von den Soldaten im Widerstande erschlagen; Unzählige ergriffen und in die Gefängnisse und von dort auf die Galeeren, oder wohl gar nach Amerika in die Colonieen, um hier Sclavendienste zu verrichten, geschickt. Aber all dies Unglück schreckte sie nicht! Neue Schaaren erhoben sich und überall wurden die Schranken der Gewalt durchbrochen, und wo die Macht fehlte, da half die List; — Frankreich verlor achthunderttausend seiner fleißigsten und besten Kinder.

Das Verbot der Auswanderung traf jedoch nicht die Geistlichen, die man mit Recht als die Stützen der Kirchen ansah, und die man als die Häupter, wenn man die Heerde vernichten wollte, entfernen mußte, deßhalb der Befehl, innerhalb vierzehn Tage das Land zu verlassen, oder der Galeerenstrafe gewärtig zu sein. Das war ein grausamer Vorzug! denn sein Vaterland, sein Haus, seine Güter, seine Freunde, seine Nächsten, kurz, Alles verlassen, was dem Menschen das Leben lieb und werth macht; weder seine Kinder, wenn sie das Alter von sieben Jahren erreicht hatten, mitnehmen dürfen, sich den Gefahren einer weiten Reise, von Alter oder Krankheit geschwächt, aussetzen, einem weiten ungewissen Ziele entgegen gehen müssen: Das erforderte einen Muth, den nur die innigste Ueberzeugung von der Wahrheit seines Glaubens geben kann. Diese Grausamkeit wurde aber dadurch erhöht, daß man ihnen allerlei Schwierigkeiten in den Weg zu legen suchte; besonders mit der Ertheilung von Pässen in der gestellten Frist zögerte.

Mehr als sechshundert Geistliche verließen das Vaterland, und begaben sich entweder nach der Schweiz, nach Holland, oder nach England. Auch nach Brandenburg gingen viele, unter ihnen auch mehrere aus Metz, von denen zwei durch ihr hohes Alter fast kindisch geworden waren. Man verwandte sich bei Louvois für sie. „Sind sie schwachsinnig, so mögen sie bleiben; wofern sie aber nur einen geringen Funken von Verstand zeigen, so wandern sie aus," erwiderte er in seiner brüsken Weise. — Sie wanderten aus! Aber so viele Geistliche auch auswanderten, so blieben doch auch Viele, ungeachtet der großen Gefahren, zurück, und bildeten „die Kirchen der Wüste;" darunter verstand man die an den ödesten Orten gehaltenen kirchlichen Versammlungen, die nicht selten der Schauplatz blutiger Auftritte wurden. Sie erhielten sich bis zur Revolution. — Dieser Trotz, so nannte es die Regierung, rief das furchtbare Dekret von 1686 hervor, nach welchem die Galeerenstrafe in die Todesstrafe für die widerspenstigen Geistlichen verwandelt, und auf ihren Kopf oft ein Preis von 5000 Livres gesetzt wurde. Jedem aber, der ihnen Unterstützung angedeihen lassen würde, traf Galeerenstrafe und Confiscation

der Güter; was indessen manchen edlen Katholiken nicht hinderte, Christi Gebote zu erfüllen.

Nur sehr wenigen Reformirten, und nur Personen von hohem Range und großen Verdiensten, wurde die Erlaubniß ihr Vaterland verlassen zu dürfen. So unter andern dem Admiral du Quesne und dem Marschall von Schomberg. -

Du Quesne war, als das Edikt aufgehoben wurde, ein Greis von achtzig Jahren, und doch fürchtete Ludwig einen Mann zu verlieren, der nicht geringen Antheil an dem Glanz seiner Regierung hatte; er ersuchte ihn daher zu wiederholten Malen, seine Religion zu wechseln, für welche Gefälligkeit der König ihm den Marschallsstab versprach. Aber der greise Held zeigte auf sein Haupt mit den Worten: „Sire, während sechzig Jahre habe ich dem Caesar gegeben, was ich dem Caesar schulde, erlaubet, daß ich jetzt Gott gebe, was ich Gott verschulde.“ - Hierauf wandte sich der König von ihm ab und sagte: „Ist dieser Mann ein Narr? will er etwa dem Kaiser dienen? Man beunruhigte ihn weiter nicht, und er blieb und starb in Frankreich, aber seine Leiche ward den Seinigen nicht ausgeliefert.

Ebenso wenig durfte man hoffen, den Marschall v. Schomberg zu gewinnen, der schon früher und ehe er zum Marschall erhoben worden war, Proben der Anhänglichkeit an die reformirte Kirche gegeben hatte; denn als ihm Ludwig XIV. ebenfalls den Marschallstab unter der Bedingung anbot, daß er seine Religion wechseln sollte, antwortete er, daß diese ihm theurer als Alles wäre, und daß, wenn sie ihn hinderte, zu einer solchen Würde emporzusteigen, es ihm genug wäre, von dem Könige derselben würdig erachtet zu sein. Als der große Türenne 1675 starb, war Schomberg der einzige, der ihn ersetzen konnte und so wurde er Marschall von Frankreich, ohne sein Gewissen durch Abfall beschwert zu haben. Beim Widerruf des Ediktes bewilligte man ihm die Freiheit, Frankreich verlassen zu dürfen. Er begab sich mit einigen Officieren nach Portugal, wo er das kurz vorher auf den Thron gelangte Haus Braganza befestigte. Von der Inquisition auch hier vertrieben, ging er nach Holland, nnd nahm an der großen Re-

volution in England 1688, die Jakob II. den Thron kostete, und Wilhelm v. Oranien zum Könige von England machte, so thätigen Antheil, daß man von ihm sagte, er ließe Könige auf den Thron hinauf- und herabsteigen. In der Folgezeit finden wir ihn in Brandenburg.

Auch der Marquis v. Ruvigny erhielt durch das Wohlwollen des Königs und die Gunst der Minister die Erlaubniß, mit seiner Familie auszuwandern. Er ging nach England, ward von Wilhelm III. zum Grafen v. Galloway und zum Generallieutnant erhoben, und befehligte als solcher 1695 in Italien gegen Frankreich. Hieran schließt sich noch die Prinzessinn v. Tarente, Amalie von Hessen, deren Gemahl dem Bitten des Hofes nachgebend, zur katholischen Kirche zurückgetreten war. Nach dem Tode des Prinzen und dem Widerruf des Edikts begab sie sich mit der Erlaubniß des Königs nach Deutschland, und wählte Frankfurt a. M. zu ihrem Aufenthalte. Hier erwarb sie sich durch die Wohlthaten, die sie den durchziehenden Waldensern und den Refugié's zufließen ließ, die allgemeine Hochachtung und Liebe. Sie starb daselbst im Jahre 1693.

Die Prediger und diese wenigen Personen waren also die einzigen, denen man die Auswanderung entweder gebot, oder gestattete, allen übrigen Reformirten war sie, wie wir schon oben bemerkt, unter den strengsten Strafen verboten, und alle Maßregeln waren getroffen, um jeden Versuch zu vereiteln. Doch fanden die in ihrem Glauben verhöhnten und in ihren Rechten verletzten Reformirten überall Weg und Steg, um sich der Gewalt zu entziehen. Und wenn wir nun nicht wegen des beschränkten Umfanges dieses Werkchens, eine in's Einzelne eingehende Geschichte der Fluchtversuche zu geben vermögen, so wollen wir doch versuchen, sie in ihren Hauptzügen darzustellen; einmal, weil sie euch, den Nachkommen der Flüchtlinge, zeigen, was die Väter geopfert und gewagt haben, um für sich und euch die theure Glaubensfreiheit zu gewinnen, und dann, um in euch die Glaubensfestigkeit nnd den Glaubensmuth eurer Vorfahren zu wecken, zu stärken und zu erhalten.

Ueberall sah man nur Flucht, nnd in kurzer Zeit waren

Dörfer, Städte, ja fast ganze Kirchspiele von Einwohnern meist entblößt und Einöden ähnlich; fast aller Verkehr, Handel, Gewerbe und Ackerbau geriethen in's Stocken. Zwar wurden viele Flüchtlinge ergriffen, weil überall, in Städten und Dörfern, an Flüssen und Bächen Wachen aufgestellt waren, die jeden Durch- oder Hinüberziehenden scharf beobachteten und examinirten und deren Wachsamkeit um so größer war, als ihre Belohnung sich nach der Masse der Ergriffenen richtete; selbst die Landleute zwang man ihre Arbeit einzustellen, gab ihnen Waffen in die Hand, um die Flüchtlinge verfolgen zu helfen, wofür man ihnen erlaubte, die Gefangenen auszuplündern, was nicht verfehlte, aus dem friedlichen Landmann, einen unerbittlichen, grausamen Räuber zu machen. Da die Flucht zu Lande fast unüberwindliche Schwierigkeiten darbot, so erwählten Viele, wenn sie nicht zu fern der Küste waren, die Meerseite, weil es ganz unmöglich war, eine so ausgedehnte Küste, wie Frankreich sie hat, zu überwachen. Aber auch hier waren die Hindernisse und Gefahren nicht viel geringer als dort; denn die Schiffe wurden auf das Strengste untersucht, ja man machte sogar, wie erzählt wird, eine Composition, welche angezündet, giftige Dämpfe entwickelte und womit man die Schlupfwinkel ausräucherte, so daß die darin Versteckten den gewissen Tod einathmeten. Außerdem war auch die Untreue derjenigen, welchen sie sich nothwendig anvertrauen mußten, sehr zu fürchten, und in der That sollen diejenigen, welche ihre Zuflucht zu katholischen Engländern oder Irländern nahmen, häufig verrathen und ausgeliefert worden sein, wodurch sie nicht nur den Preis ihrer Freiheit, sondern auch diese eingebüßt haben. Nicht selten geschah es, daß die französischen Soldaten über die Grenzen hinaus schweiften, und manchen Unglücklichen, der sich schon in Sicherheit wähnte, sich glücklich pries, gerettet zu sein, wieder zurück schleppten.

Aber alle diese Schwierigkeiten und Gefahren verhinderten nicht, daß nicht ebensoviel auswanderten, als man gefangen nahm. Diejenigen, welche zu Schiffe die Flucht versuchten, verbargen sich unter Waarenballen und Kohlenhaufen, oder krochen in leere Fässer, die unter andern mit Wein, Brannt-

wein, oder Oel gefüllten, lagen, und welche keine andere Oeffnung, als das Spundloch hatten; noch Andere verbargen sich in Löcher und Höhlen an den Küsten, wo sie, Männer, Weiber, Kinder, Alte, Kranke und Schwache, auf einander gehäuft oft wochenlang harren mußten, bis ein günstiger Wind wehte und das Zeichen zur Einschiffung gegeben werden konnte. Aber mit der größten Standhaftigkeit und Ergebung in Gottes Rathschluß ertrugen sie alle Unbequemlichkeiten und Qualen, welche die Stille, die Finsterniß, die erstickende Luft in ihren Schlupfwinkeln — nur in bestimmten Stunden in der Nacht konnten sie diese verlassen, — häufiger Mangel an Nahrungsmitteln, und die stete Furcht entdeckt zu werden, ihnen bereiteten. Wieder andere wagten auf kleinen Barken die Ueberfahrt nach England, wie der Graf v. Marancé, der mit seiner Frau und noch vierzig Personen auf einem kleinen Schiffe von sieben Tonnen, ohne Mundvorrath, ohne Hoffnung auf Unterstützung und in einer stürmischen und rauhen Jahreszeit die Ueberfahrt unternahm. Diese war schwer; denn lange trieben sie auf dem Meere umher, ohne etwas anderes zu ihrer Erquickung zu haben als ein wenig geschmolzenen Schnee's, womit sie sich und ihren Säuglingen die Lippen befeuchteten, um den brennenden Durst zu stillen. Halb todt landeten sie auf Englands Küste, aber sie waren gerettet. — Doch nicht Allen glückte es, die auf den Schiffen sich schon gerettet wähnten, das Ufer, das ihnen Freiheit zuwinkte, zu erreichen! — Manche Schiffe wurden von Korsaren genommen und die Flüchtlinge nach Algier auf die Sklavenmärkte gebracht, um für die gerettete Glaubensfreiheit die Sklavenketten einzutauschen; Andere trieb der Sturm an die spanischen und portugiesischen Küsten, wo die Auswanderer verhaftet und der Inquisition übergeben wurden; wieder Andere sind wahrscheinlich gänzlich von den Wellen verschlungen worden, denn man hat nie wieder etwas von ihnen vernommen.

Da die Schwierigkeiten und Gefahren, nach der Landseite hin die Auswanderung zu bewirken, noch größer schienen, so waren auch hier die Versuche, sich der Wachsamkeit der Späher zu entziehen, unter den verschiedensten Verkleidungen mannigfaltiger und sinnreicher: einige ahmten den Katholiken nach, indem sie mit

katholischen Spielereien, Rosenkränzen u. s. w. beladen, und mit Bescheinigungen eines Geistlichen versehen, im Lande handelnd umherzogen, bis sie in einem günstigen Augenblick glücklich über die Grenze schlüpften; Andere, welche die Grenze glücklich erreicht hatten, kleideten sich höchst elegant in Spaziergänger um, nahmen ein Stöckchen in die Hand, und wanderten, durch die Wachen unangefochten in's Nachbarland; Viele verkleideten sich als Couriere, oder als Jäger, oder als Bauern, und Viehtreiber oder als Lastträger, indem sie einen Karren vor sich her schoben oder Dünger auf einer Trage nach einem entfernten Felde und außer dem Bereich der Wachen trugen; Manche nahmen auch die Namen von Soldaten an, die in die Lager nach den Niederlanden und nach Deutschland zogen, oder sie verkleideten sich als Bediente, oder auch wohl als Kaufleute, die in's Ausland, ausgebrochener Banquerutte, oder anderer Regulirungen wegen, reisen mußten; oft sah man auch einen wohlbeleibten Bauer, der als Führer diente, auf einem stattlichen Rosse, und reich gekleidet, als vornehmen Herren daherziehen, während der Edelmann neben dem Pferde herlief, den Mantelsack trug, ihn bei Tische bediente, in der Küche aß, im Stall schlief und die Pferde striegelte.

Einen ebenso hohen, ja, noch einen höheren heroischen Muth zeigten die Frauen, die als solche bei Weitem mehr Gefahren ausgesetzt waren, und die bei der schwächeren Leibesbeschaffenheit auch leichter den Anstrengungen unterliegen mußten, aber gestärkt und ermuthigt durch den Glauben, machten sie das Unmöglichscheinende möglich und so erblickte man Frauen von Stande, im Alter von sechzig und siebzig Jahren, und junge Mädchen, die beide früher kaum einen Fuß auf die Erde gesetzt hatten, und in einer Kleidung, die gar nicht zum Reisen eingerichtet war, zu Fuße und auf beschwerlichen Pfaden, oft einen Weg von achtzig bis hundert Stunden, durch fremde und öde Gegenden, durch Wälder und gefährliche Sümpfe, umgeben von wilden, verdächtigen Männern, zurücklegen. Viel der flüchtigen Frauen entstellten sich das Gesicht, verkleideten sich als Kammerjungfern, als Händlerinnen, als Laquaien, oder gaben sich als Frauen ihrer Führer aus oder stellten sich lahm oder

närrisch. Auch als Bettler verkleidet zogen Männer, Frauen und Kinder über die Grenzen; nichts blieb unversucht, die Wächter zu täuschen.

Es kann überraschen, daß ungeachtet der großen Wachsamkeit der Regierung, dennoch eine so bedeutende Zahl von Flüchtlingen glücklich die Grenzen überschritten; aber eines Theiles waren die Diener der Gewalt, die Land- und Seeoffiziere, so wie die Intendanten der Provinzen dem Einfluß des Geldes nicht unzugänglich — Manchen kostete seine Freiheit vier-, sechs- bis achttausend Livres —; andern Theiles fanden die Verfolgten bei Vielen ihrer katholischen Mitbrüdern innige Theilnahme und aufopfernde Liebe. Denn nicht genug, daß diese die Flüchtlinge verbargen und weiter beförderten, sondern sie nahmen auch ihre Güter in Verwahrsam und sandten ihnen den Erlös später, entweder in baarem Gelde, oder in Waaren in das Land ihrer Zuflucht nach, Liebeszeichen, die um so höher anzuschlagen sind, als ihre Aeußerungen die größten Strafen — Confiscation der Güter und Gefängniß — nach sich zogen.



III. Buch.

Die Einwanderung, Verbreitung und Entwickelung der Refugié's in Brandenburg, und Einfluß derselben auf das Land. 1685 — 1852.

Erstes Capitel.

Die Einwanderung, Verbreitung und Entwickelung.

Friedrich Wilhelm der Große. 1685 — 1688.

Da standen nun die Hunderttausende von Flüchtlingen, jenseit der Grenzen ihres alten Vaterlandes, außer dem Bereiche ihrer Verfolger, voll Dank erfüllt gegen Gott, ihren Retter, und voll Freude über ihre Errettung. Vielen Gefahren, dem Gefängnisse, den Galeeren, dem Tode vielleicht waren sie glücklich entgangen. Aber bald wich dieses Freudengefühl der Traurigkeit, der Niedergeschlagenheit und der gegründetsten Furcht vor der Zukunft. Wer verließe auch wohl, freiwillig oder gezwungen, sein Vaterland, und sendete nicht selbst dann noch, wenn ihm auch die glänzensten Verhältnisse in seiner neuen Heimat winkten, sehnsüchtige Blicke nach demselben zurück, nach dem Lande seiner Geburt, an welches er mit tausend Fäden gebunden ist? — Und gewaltsam hatten die Unglücklichen alle Bande zerreißen müssen! denn Viele waren gezwungen worden, theils durch die Regierung, theils durch die Macht der eisernen Nothwendigkeit, ihre Frauen, ihre Kinder, die sie vielleicht nie wieder sehen sollten, zurückzulassen; Viele hatten ihr Vermögen,

wenigstens den größten Theil desselben, verloren; die Meisten waren von Allem entblößt; denn das Wenige, das sie gerettet, hatte die Reise verzehrt. Welche Zukunft stand ihnen daher bevor? Dieser Gedanke drängte sich Allen unabweisbar auf, und mußte, wie groß auch ihre Zuversicht war, wie stark auch ihr Glauben, wie aufrichtig auch ihre Freude über die gerettete Gewissensfreiheit war, entmuthigend auf sie wirken. Jedoch wer des Glaubens wegen Alles verlassen kann, der findet auch Trost und Hülfe in dem Glauben! und „der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, sein Name sei gelobt," sprach der fromme Hiob, und so sprachen auch sie, und mit Vertrauen, wiewohl nicht ohne Herzensbangigkeit, setzten sie ihren Wanderstab weiter.

Die größere Zahl der Auswanderer, und unter ihnen die Wohlhabendsten, begaben sich nach England oder nach Holland, weil sie mit diesen Ländern in vielfacher Verbindung standen, hier am ersten eine sichere Existenz zu finden die Aussicht hatten, und auch wegen der geringen Entfernung leichter dahin gelangen konnten; wenigstens von gewissen Punkten aus.

Viele indessen wanderten auch nach der Schweiz oder in die protestantisch deutschen Länder, insbesondere aber in Brandenburg ein, wo, wie in keinem andern Lande, für ihre Aufnahme gesorgt worden war. In den Maßregeln, welche Friedrich Wilhelm ergriff, um die Flüchtlinge nach ihren Bedürfnissen und Vortheilen unterzubringen, erscheint er uns als ein eben so großer, wie humaner und wohldenkender Fürst; denn nicht nur hatte er ihnen Frankfurt a. M., Amsterdam und Hamburg als die allgemeinen Sammelplätze anweisen, und hier für ihre weitere Reise Sorge tragen lassen, sondern er war auch darauf bedacht gewesen, daß sie von allen Fürsten, durch deren Länder ihre Reise ging, auf das Zuvorkommenste weiter befördert wurden, und daß sie von dem Augenblick an, wo sie die brandenburgischen Grenzen betraten, von besonders dazu ernannten Commissarien in Empfang genommen und mit Allem versehen wurden, was sie bis an den Ort ihrer künftigen Niederlassung bedurften, wobei ihnen frei stand, diesen, nach ihrem Ermessen, zu wählen. Zur Befriedigung ihrer täglichen

Bedürfnisse wurden den Unbemittelten zwei Groschen auf den Tag ausgezahlt, ein für die heutige Zeit allerdings sehr geringer Zehrpfennig, aber für damals reichte er vollkommen aus, was aus dem Folgenden zu ersehen ist, eben so, wie sich die Lebensbedürfnisse in den laufenden Jahrhunderten vertheuert haben.

Eine Familie von fünf Personen brauchte jährlich für die ersten Lebensbedürfnisse:

Im Jahre	1500	—	5	Thlr.	5	Sgr.	8	Pf.
= =	1550	—	33	=	3	=	4	=
= =	1600	—	63	=	3	=	4	=
= =	1650	—	82	=	1	=	4	=
= =	1700	—	123	=	3	=	4	=
= =	1750	—	150	=	—	=	—	=

Die Magistrate aller Orte, durch welche die Ankömmlinge zogen, hatten die gemessensten Befehle, sie auf das Beste zu empfangen, so daß ihre Ankunft weniger einer Flucht, denn einem Empfange längst erwarteter Gäste glich. Allerdings fanden einzelne Ausnahmen Statt; aber wurden sie an manchen Orten nicht mit der Freundlichkeit und Theilnahme empfangen, wie es ihre Lage und die Pflicht der Menschlichkeit forderte; so muß man dies der rohen Sitte der Zeit, dem Nationalhasse, der zwischen den Deutschen und Franzosen durch die vielen Kriege hervorgerufen worden war, und dem Sektenhasse, der zwischen den Reformirten und Lutheranern herrschte, zuschreiben; auch mochten Mißgunst und Neid einen nicht geringen Antheil daran haben.

Die große Sorgfalt, mit welcher der Churfüst alles für den Empfang seiner neuen Unterthanen vorbereitete, die Vortheile und Vorzüge, die er ihnen gewähren wollte, und auch wirklich ihnen zu Theil werden ließ, könnten als ungerecht, den Landeseinwohnern gegenüber, angesehen werden; aber Friedrich Wilhelm kannte das menschliche Herz, und er wußte recht gut, daß Niemand sein Vaterland so leicht vergessen kann, und daß namentlich die Franzosen, die plötzlich aus ihrer schönen Heimat nach dem nördlichen Deutschland, einem Lande, wo Ackerbau, Handel, Künste und Wissenschaften kaum erst

wieder anfingen, einige Lebenszeichen von sich zu geben, versetzt wurden, sich unglücklich fühlen mußten, wenn nicht alles aufgeboten wurde, sie durch Vortheile allerlei Art zu fesseln, Vortheile, die der Churfürst allerdings seinen eigenen Unterthanen nicht gewähren konnte.

Und sollte überhaupt die Einwanderung seinem Lande zum Nutzen gereichen, so mußte er möglichst viel Refugié's in's Land zu ziehen suchen; — wollte er dies aber, so durfte er auch nicht bei halben Maßregeln stehen bleiben, und nur unvollkommene Unterstützungen gewähren; die gegebenen Versprechungen mußten pünktlich erfüllt werden; der kleinste Bruch hätte die Nachfolgenden leicht verscheucht, und sie nach England oder Holland getrieben. Aus eben dem Grunde wurden die Colonisten nicht im Lande vereinzelt und zerstreut, sondern in möglichst großen Colonieen zusammen gehalten, wie zu Berlin, Magdeburg, Prenzlow, Brandenburg, Frankfurt, Lippstadt, Cleve, Wesel u. s. w., und auf dem Lande zu Gramzow, Chorin, Zechlin, Mühlenbeck und viele andere. So blieben sie von ihren Genossen umgeben, so hörten sie, was dem Menschen das Theuerste ist und bleibt, täglich und stündlich die Klänge ihrer Muttersprache; so sahen sie sich in ihren Gewohnheiten nicht beschränkt, in ihren Sitten und Gebräuchen nicht beeinträchtigt; sie blieben in Kleidung, Sprache und Lebensweise, was sie waren, Franzosen, bis die Zeit dies allmälig anders gestaltete. Aus eben den Gründen erhielten sie auch ihre eigenen Consistorien und Gerichtshöfe, wie sie diese in Frankreich gehabt hatten, und in derselben Verfassung, nur daß Friedrich Wilhelm sich die oberste Leitung vorbehielt. Natürlich, daß alle die Einrichtungen nur allmälig in's Leben traten, und erst unter den folgenden Regierungen eine feste Form bekamen.

So vortrefflich alle diese Anordnungen und Einrichtungen waren, so würden sie doch nicht vermocht haben, die Refugié's für die Dauer zu fesseln. Wollte der Churfürst dies erreichen, sollten sie aufrichtige Liebe für ihr neues Vaterland hegen: so mußte ihnen vor allen Dingen eine sichere Existenz geschaffen werden; und wie der Fürst auch hierin sein Wort

lösete, das zeigt ihn uns in seiner ganzen schöpferischen Größe.

Aber welche Mittel und Kräfte erforderte dies, und wie geringe standen dem Churfürsten zu Gebote? Allerdings kam ihm die Lage und der Zustand des Landes auf der einen Seite sehr zu Hülfe; denn viele Gegenden waren fast von Einwohnern entblößt, große Strecken Landes lagen wüste und herrenlos da; auf der andern trat ihm aber gerade dieser Umstand in der Verwirklichung seiner Pläne hemmend entgegen; denn die Einkünfte wurden dadurch ungemein geschmälert, und Geld war doch vor allen Dingen nöthig!

Die Einwanderung selbst hatte schon bedeutende Summen in Anspruch genommen, noch größere erforderte die eigentliche Niederlassung. Wie sollte er die Erwartungen und Hoffnungen so vieler Tausende jedes Ranges und Standes befriedigen? Wie nach ihren Talenten, Fähigkeiten und nach ihrer Industrie sie anstellen, damit all' diese Kräfte für das Land nicht unnütz verschwendet würden, oder ungenützt liegen blieben? Riesengroß thürmten sich hier die Schwierigkeiten auf, aber Friedrich Wilhelm's rastlos thätiger Geist überwand sie alle. Wer ihm mit Aufmerksamkeit auf diesem Wege folgt, der wird mit Ehrfurcht und Bewunderung seinen Namen nennen, der wird sich sagen müssen, daß er, wie Wenige, den Namen eines Großen, den ihn auch wohl Niemand streitig machen kann und wird, verdient. Hier war zu sorgen für Militair- und Civilpersonen, für Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Manufakturisten, Ackerbauer und für eine große Zahl jener Unglücklichen, die, alt und schwach, ohne Hülfsmittel waren.

Mancherlei Vorschläge wurden zur Erlangung von Geldmitteln gemacht, unter andern auch der, den Landeseinwohnern eine leichte Abgabe aufzuerlegen. Mit Recht verwarf der Churfürst dieses Mittel, welches leicht Mißstimmung gegen die fremden Gäste, die an manchen Orten eben nicht sehr gern gesehen waren, erregen konnte; deßhalb zog der Churfürst es vor, den Weg freiwilliger Beiträge einzuschlagen; und wandte sich in einem Circular, in welchem er mit väterlichen Worten, und mit eindringlicher Wärme für die Hülfsbedürftigen bat, an

die Provinzen und an einige deutsche Staaten, von welchen letzteren jedoch nur Hamburg eine Summe von 700 Thlr. beisteuerte; im Lande selbst betrug die Collecte 13,000 Thlr. Diese Summe genügte zwar nicht den Anforderungen, doch half sie den nothwendigsten Bedürfnissen des Augenblickes ab; auch brachten die Refugiè's innerhalb dreier Jahre gegen hunderttausend Thaler zusammen, die sie dem Churfürsten gegen gute Zinsen überließen, und wodurch er in den Stand gesetzt wurde, denjenigen, die sich durch Talent und gewerbliche Geschicklichkeit auszeichneten, zu ihren Unternehmungen ansehnliche Vorschüsse zu gewähren. Hierdurch wird auch zugleich die irrige Meinung widerlegt, als seien die Refugié's, die in Brandenburg einwanderten, nur Arme gewesen. Es waren deren allerdings sehr viele unter ihnen — die reichsten gingen nach England oder Holland — aber dafür brachten sie rüstige Arme, Arbeitslust und Unternehmungsgeist mit, was mehr werth ist als Geld. Indirect erleichterten die Refugié's auch dadurch dem Churfürsten die Sorge für ihre Existenz, daß sie, nach dem Vorschlage des Marquis von Villarnoul, eine Unterstützungskasse gründeten. Der Bestand der Kasse wurde durch die Beiträge gesichert, die von der Pension oder dem Gehalte, das jeder bezog, erhoben wurden, und weil vom hundert fünf Procent abzutragen waren, so erhielt diese Kasse den Namen: „Chambre du Sol pour livre." Die Kasse hatte den Zweck, allen Refugié's, so lange die Subsistenzmittel zu reichen, bis sie entweder eine Anstellung, oder eine Pension vom Churfürsten, der ebenfalls jährlich dreihundert Thaler beisteuerte, erhielten. Später ging diese Kasse natürlich ein.

Große Sorge verursachten dem Churfürsten diejenigen Refugié's, die entweder dem hohen Adel oder dem Gelehrten- oder dem Künstlerstande angehörten; bei den Militairpersonen war dies schon weniger der Fall; denn Friedrich Wilhelm vermehrte das stehende Heer bedeutend, und fand hierin die Mittel, wenigstens den meisten Ansprüchen zu genügen. Alle Officiere wurden in der Armee mit erhöhtem Rang angestellt, besondere Adels- und Cadetten-Compagnieen gegründet; die zum Dienste unfähig waren, wurden mit Pensionen bedacht, waren sie nicht

vom Militair, aber von Adel, so erhielten sie als gentils-hommes de la Cour, Hofjunker, hatten sie Kenntnisse und Fähigkeiten genug, als Gesandte oder als Gesandtschaftsräthe eine Anstellung. Eben so fürsorglich war er für die Juristen, die verschiedene Aemter in den sich bildenden Colonien erhielten; für die Prediger, die in den Städten mit 300, auf dem Lande mit 150 Thlr. in ihren Gemeinden angestellt wurden; für die Kaufleute, Manufacturisten, Fabrikanten und Handwerker, deren Industrie und Thätigkeit er mit ansehnlichen Vorschüssen unter die Arme griff; für die Ackerbauer, welche außer dem Acker auch den nöthigen Viehstand vorfanden; für Gelehrte und Künstler, die an verschiedenen Instituten Beschäftigung bekamen; für Arme und Dürftige, denen er eine jährliche Unterstützung auswarf; für Alte und Kranke, für welche ein Hospital, wozu besonders die Gemahlin des Churfürsten, Dorothea, den Grund legte, und das Maison française — gebaut wurde; wie er denn überhaupt zu allen wohlthätigen Anstalten, die in der Colonie entstanden, reichlich beisteuerte, endlich auch für Frauen aus höheren Ständen, die entweder als Erzieherinnen fürstlicher Kinder, oder als Hofdamen eine ehrenvolle Stellung oder Pension erhielten.

So sorgte Friedrich Wilhelm für Alle, mochten sie hoch oder niedrig sein, mit gleicher Vaterliebe; kein Opfer scheute er, wo es darauf ankam, den Refugié's Hülfe zu leisten. Einst ersuchten ihn einige Neu-Eingewanderte zu ihrer Niederlassung um Unterstützung. Der Minister v. Grumkow stellte ihm die gänzliche Erschöpfung des Schatzes, und die Unmöglichkeit vor, die Bitte gewähren zu können. „Ei nun!" rief der edle Fürst, „so verkaufe man mein Silbergeschirr; denn ich kann diese Leute nicht ohne Unterstützung lassen." Solche Worte, die mit seinen Handlungen stets im Einklange standen, erwarben ihm die höchste Verehrung unter den Refugié's, und sein Name wurde noch lange nach seinem Tode unter ihnen mit Ehrfurcht genannt, und diese durch den Mund des Vaters auf den Sohn und den Enkel übertragen. Alles was von ihm herkam, wurde mit einer rührenden Pietät betrachtet. Aber nicht blos in Worten bestand ihre Liebe und Dankbarkeit —

durch ihren Fleiß, ihre Industrie, ihre Redlichkeit, ihren Patriotismus und ihre unerschütterliche Anhänglichkeit an das Regentenhaus, die sich zu jeder Zeit bewährte, entrichteten sie an seine Nachfolger den Tribut für die von ihm empfangenen Wohlthaten.

Ihren kriegerischen Muth, ihre Liebe und Anhänglichkeit für das neue Vaterland hätten die Refugié's unter Friedrich Wilhelm zu zeigen Gelegenheit gehabt, wenn dies in des Fürsten Absicht gelegen hätte. Der Churfürst hatte nämlich dem Kaiser gegen die Türken Hülfe zugesagt. Man gab ihm nun den Rath, aus den Refugié's einige Regimenter zu bilden und sie in diesem Kriege anzuwenden. Doch der vortreffliche Fürst verwarf einen Vorschlag, den viele andere Fürsten ergriffen haben würden, um sich einer Menge Menschen zu entledigen, deren Bedürfnisse und Forderungen sich nicht so leicht befriedigen ließen; und er erwiderte, er wolle nicht, daß man von ihm sage, er habe die Refugié's dem Unglück, der Verfolgung entrissen, um sie der Gefahr auszusetzen, in einem Kriege gegen die Ungläubigen umzukommen. Er begnügte sich damit, daß er den Militairpersonen erlaubte, sich als Freiwillige an diesem Kriege betheiligen zu können, eine Erlaubniß, von der mehrere Gebrauch machten.

Leider erntete Friedrich Wilhelm nicht mehr die Früchte seiner Arbeit, diese fielen seinen Nachfolger in den Schooß. Drei Jahre nach der Einwanderung regierte er nur noch, da starb er 1688, am 29. April, nachdem er vorher noch seinem Nachfolger die Refugié's, deren Seegenswünsche und Thränen ihm nachfolgten, auf das dringendste empfohlen hatte.

Der Prediger Gaultier sagt in seiner Leichenrede von ihm:

„Er hatte eine andere Familie, eine angenommene Familie, welche ihm seine Barmherzigkeit erwählt hatte, aber die ihm nicht weniger theuer war, als die, zu deren Vater ihn die Natur gemacht hatte. Diese Familie war die große Zahl der Refugié's, welche er aus den Trümmern der Kirche Frankreichs gerettet, und in seine Staaten, wie in einen sicheren, Hafen aufgenommen hatte. Seine Fürsorge verbrei-

tete sich bis zu dieser neuen Familie, die er auch mehrere Male dem Prinzen mit großer Zärtlichkeit empfahl."

An der Wahrheit und Aufrichtigkeit dieser Liebe wird man keinen Augenblick zweifeln, wenn man sich erinnert, wie des Churfürsten großmüthiges Herz nicht nur den ihm nützlichen Klassen, sondern auch den Armen jedes Ranges und Alters zugewendet war; wie er nach den Forderungen der Zeit, den Pensions-Fond allmälig von 5654 bis auf 11,349 Thlr., und endlich, seit dem Jahre 1688, auf 16,935 Thlr. erhöhte, wovon ein Drittel für die Gnadengehalte verwendet wurde; wie er für das Hospital einen Prediger, einen Arzt und zwei Wundärzte besoldete, gegen tausend Arme mit Geld und Kleidungsstücken unterstützte; und endlich, wie sich sein Mitleiden bis auf die sogar erstreckte, die entweder in Frankreich auf den Galeeren schmachteten, oder nach Amerika in die Sclaverei geschleppt worden waren.

Friedrich I., König seit 1701; bis dahin Friedrich III. 1688 — 1713*).

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Refugié's in dem kurzen Zeitraum von drei Jahren, nicht zu dem vollen Genusse der Vortheile und Vorrechte gelangen konnten, die ihnen Friedrich Wilhelm durch das Edikt von Potsdam zugesichert hatte. Es blieb seinem Nachfolger überlassen, das Versprochene zur Wahrheit werden zu lassen; es war genug, daß er den Grund gelegt, und den Plan zu dem Gebäude vorgezeichnet hatte. Fraglich konnte es allerdings werden, ob der, von Gott zum Thronerben bestimmte, Nachfolger im Sinn und Geiste seines Vorgängers zu handeln fortfahren würde, oder nicht. Der Empfang, wie er den Refugié's von Seiten des Churprinzen zu Theil geworden war, ließ allerdings die besten Hoffnungen Raum gewinnen, aber wie leicht und wie oft blei-

*) Der Kürze wegen wird dieser Fürst im Laufe der Erzählung stets Friedrich I. genannt.

ben sie unerfüllt. Doch es war nur ein Augenblick banger Zweifel! denn sobald Friedrich die Zügel der Regierung ergriffen hatte, so bestätigte er nicht nur Alles, was sein Vorfahr verheißen, sondern er gab ihren zugesicherten Rechten und Freiheiten erst eine feste Form nnd Begrenzung. So regelte er durch verschiedene Erlasse — 1690, 1699, 1702 und 1705 ihre Justiz-Höfe nach dem französichen Recht, machte die Coloniegerichte durchaus unabhängig von den deutschen Gerichtshöfen und stellte alle Refugié's und deren Nachkommen, so wie die später einwandernden Fremdlinge, wenn diese es vorzögen, unter die französischen Gerichte; so erhielt die französische Kirche unter seiner Regierung, durch das Edikt von 1689, die Gestaltung, die sie noch bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, und die in ihrer Verfassung und Disciplin ein Abdruck der reformirten Kirche in Frankreich ist, — nur daß statt der Synodal-Verfassung, die nach der veränderten Lage und den andersgewordenen Verhältnissen nicht zulässig war — denn der König ist oberster Bischof der Landeskirche — eine Ober-Kirchenbehörde und Konsistorien eingesetzt wurden. Diese Ober-Kirchenbehörde erhielt durch eine Ordonnanz vom Jahre 1694 den Namen geistliche Commission, und hatte über die gute Ordnung in der Gemeinde zu wachen; und durch das Patent von 1701 alle Vorrechte des deutschen Consistorii und Unabhängigkeit von demselben. Die Form der gewöhnlichen Consistorien bei jeder Kirche oder Gemeinde, ihr Recht der Almosenverwaltung, die Art, Rechnung zu führen und den Familienhäuptern Rechnung zu legen, der Besuch der Kirche, wurde durch das Edikt von 1698 bestimmt. Diese Consistorien bestanden, nach Calvin's Bestimmungen, aus Predigern und Laien, Anciens-Kirchenältesten, und Diaconen-Almosenpflegern.

In Frankreich waren die reformirten Kirchen nach Provinzen eingetheilt; jede Provinz zerfiel wieder in mehrere Colloques und jedes Colloque bestand aus einer Anzahl Kirchen oder Gemeinden, welche alle ihre Consistorien hatten, die aus den Geistlichen, den Kirchenältesten und den Diaconen zusammengesetzt waren. Die Deputirten der Provinzen bildeten die National-Synode, die der Colloques die Provinzial-Synode,

und die der Consistorien bildeten das Colloque. Dieser Einrichtung verdankt die reformirte Kirche Frankreichs den Geist der Einheit, aus welchem sich wiederum die Kraft des Widerstandes entwickelte, die sie in den bürgerlichen Kämpfen ihren Feinden entgegenzusetzten vermochten.

Unter Friedrich I. wurde, mit dem Beistand des Hofes, einem in der Colonie längst- und tiefgefühltem Bedürfnisse abgeholfen. Bis jetzt fehlte es ihr noch an einer höheren Bildungsanstalt, einem Gymnasium. Zur Gründung eines solchen wurde ihr schon 1689 das Patent, und 1703 die Statuten gegeben, welche die Verfassung desselben bestimmten. Anfänglich war das Collège français in der Stralauerstraße; später, da das Gebäude nicht seinem Zwecke genügend entsprach, wurde das Gymnasium nach dem Werder verlegt, 1705, woselbst die Colonie das Haus des Generals v. Wangenheim für diesen Zweck erstanden hatte. Auch hierzu gab Friedrich I. einen Theil des Kaufschillings her. Hier befindet sich die Schule noch heutiges Tages und hier ist es auch, wo sich allwöchentlich das Consistorium versammelt.

Hatte schon Friedrich I., um den Flor der inländischen Fabriken und Manufakturen noch mehr zu heben, und den Bestand derselben, dem Auslande gegenüber, zu sichern, seit dem Jahre 1689 auf alle fremde Waaren einen Eingangszoll von zehn Procent gelegt: so ließ er 1692, zu noch größerer Förderung derselben, und um die Armen und kleineren Handwerker vor dem Wucher der Juden zu schützen, ein Versatz- oder Adreßhaus in Berlin und Halle errichten, welches jedoch eine weitere Bestimmung erhielt als das heutige Leihamt.

Die sichtbar zunehmende Landesindustrie vermehrte den Nationalreichthum, aber auch die Bedürfnisse des täglichen Lebens. Eine natürliche Folge war, daß das Geld seinen früheren Werth verlor, so wie, daß die Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens höher im Preise stiegen, d. h. man erhielt nicht mehr für dasselbe Geld die gleiche Menge Waare. Hierdurch litten nun natürlich alle diejenigen, die mit festem Gehalt angestellt waren, oder die von Pensionen lebten, augenscheinlich; deßhalb erhöhte Friedrich I. beides, Gehalt und Pensionen, ansehnlich.

Unter seiner Regierung lief auch der, durch das Edikt von

Potsdam den Refugié's auf zehn Jahr bewilligte Termin der Abgabefreiheit zu Ende; und Friedrich I. verlängerte ihn, für Stadt- und Landbewohner auf weitere fünf Jahre.

Da die Colonisten durch die Regierung so sehr begünstigt wurden, so konnte es nicht fehlen, daß ein fortwährender Zufluß französischer Flüchtlinge Statt fand, und daß sie sich ansehnlich vermehrten. Viele derselben kamen direkt aus Frankreich; aber noch Mehrere verließen ihre früher gewählten Zufluchtsstätten, theils wegen örtlicher Verhältnisse, theils aber auch durch den verfolgungssüchtigen Fanatismus gezwungen.

Es ist bekannt, auf welche unmenschliche Weise Ludwig XIV. 1688 die Pfalz verwüsten ließ, und wie besonders die Wallonen der Verfolgungswuth preisgegeben waren. Diese Wallonen, welche in dem vorhergegangenen Jahrhundert durch den blutdürstigen Herzog Alba, der Religion wegen, aus den Niederlanden vertrieben worden waren, hatten in der Pfalz, zu Mannheim, Heidelberg und Frankenthal französisch reformirte Kirchen gestiftet. Aus ihrem verwüsteten zweiten Vaterlande vertrieben, warfen sie sich in die Arme Friedrich I., der ihnen durch das Edikt von 1689 dieselben Freiheiten und Rechte zusicherte, wie sie den Refugié's durch das Edikt von Potsdam gewährt worden waren. Mehrere tausend Wallonen wanderten in Brandenburg ein, und ließen sich theils in Magdeburg nieder, wo sie eine von den Refugié's gesonderte Colonie bildeten, theils in Burg und Stendal, theils aber auch in der Ukermark, wo sie überall den Tabacksbau verbesserten. Viele Franzosen hatten sich nach dem Widerruf des Edikts von Nantes in die Schweiz, namentlich in den Canton Bern geflüchtet und hier gastliche Aufnahme gefunden. Ihre Zahl war aber für das kleine Gebiet, das sie nicht ernähren konnte, zu groß, und demselben deßhalb lästig. Der Rath sah sich daher gezwungen, ihnen zu erklären, daß sie sich andere und bessere Zufluchtsstätten suchen möchten. In Folge dessen sandten die schweizer Refugié's, in Uebereinstimmung mit dem Rathe, an alle protestantische Fürsten Abgeordnete, um mit ihnen wegen ihrer Aufnahme zu unterhandeln. Der Marquis v. Rocheguide und de la Griveliere kamen in dieser Eigenschaft 1698 nach

Berlin, und erwirkten von dem Hofe, der sich den neuen Refügié's günstig zeigte, ihre Aufnahme; diese konnte auch um so eher bewilligt werden, als Brandenburg nichts weniger als übervölkert war. Zugleich wandten sie sich an das Consistorium (Compagnie), um mit diesem Rücksprache über gewisse Einrichtungen in Bezug auf die Ankömmlinge zu nehmen, damit jeder Zwiespalt vermieden würde, der leicht hätte eintreten können, da mit dieser Colonie, auch zugleich mehrere Prediger einwanderten, die schon in Frankreich, und dann in der Schweiz, mit ihnen verbunden waren. Ihre Einwanderung erfolgte 1699. Für die Abhaltung ihres Gottesdienstes wurde ihnen die Kapelle, in der Kommandantenstraße, angewiesen. Eine reiche Collecte gab die Mittel ihrer Niederlassung, die theils in den Provinzen, wo schon Colonieen bestanden, theils in Berlin erfolgte; auch wurde von dem Ertrage ein Hospice gestiftet, das noch bis auf den heutigen Tag unter dem Namen Hôtel de Refuge besteht. Die Restsumme bildete die Fonds, deren Interessen zur Unterstützung für Arme verwendet werden.

Nach dem Tode Wilhelm III. — früheren Statthalter's von Holland — Königs von England und Herrn von Oranien, im südlichen Frankreich, hatte sich Ludwig XIV. dieser Herrschaft zu bemächtigen gewußt, und auch sogleich die Jagd auf die dort lebenden Reformirten begonnen, die entweder katholisch werden, oder binnen drei Monaten das Land verlassen sollten. Ungefähr sechszehnhundert derselben flüchteten nach der Schweiz, von wo aus sich gegen sechshundert Personen nach Brandenburg, 1704, begaben, und sich in Burg, Halle, Magdeburg, namentlich aber in Berlin niederließen. Die in Brandenburg und in den Hauptländern Deutschlands veranlaßte Collecte ergab eine Summe von 25,393 Thlr.; in England dagegen, das die Orangevis als Unterthanen betrachtet, stieg sie auf 96,632 Thlr. Diese Summen wurden theils für Reisekosten verausgabt, theils zur Unterstützung der in der Schweiz zurückgebliebenen Orangevis, theils zum Ankauf und zur Einrichtung eines Hauses in Berlin für ihre Hülfsbedürftigen verwandt, theils aber auch eine Summe als eiserner Bestand niedergelegt, von dessen Zinsen ihre Nachkommen, wenn sie bedürftig sind, unterstützt werden.

Dies war der Zuwachs, den die französische Colonie unter Friedrich I. Regierung erhielt; anderseits trat aber dadurch eine Verminderung ein, daß die Waldenser (siehe oben) in ihr Vaterland zurückzukehren wünschten. Friedrich's Großmuth und Uneigennützigkeit bewilligte ihnen gern ihr Gesuch.

Dieselbe Großmuth und Uneigennützigkeit bewies er auch gegen die Refugié's in den Unterhandlungen vor den Friedensschlüssen zu Ryswick 1697, und zu Utrecht 1713, wo er auf's eifrigste für die Gewissensfreiheit und Rückerstattung sich verwandte.

Die Hartnäckigkeit, mit der Ludwig XIV. diese Forderungen zurückwies, nahm den französischen Flüchtlingen alle Hoffnungen der Rückkehr in ihr Vaterland, und verminderte die Sehnsucht nach demselben, die wohl die meisten hegten, bedeutend.

Daß die ersten Refugié's diese Wünsche hegten und pflegten, könnte ihnen leicht den Vorwurf des Undanks gegen ihr neues Vaterland, das sie doch mit offnen Armen aufnahm, zuziehen. Bedenkt man aber, daß Viele unter ihnen ihre Weiber, Kinder, Verwandte, Hab und Gut dort zurückgelassen hatten; daß sehr Viele hier in Verhältnissen lebten, die durchaus den früheren nicht entsprechend waren, und daß überhaupt dem Menschen die Liebe für das Heimatland tief von der Natur eingepflanzt ist: so wird man ihnen gern, wenigstens der, welcher diesen Schmerz der Sehnsucht kennt, die Schwachheit, wenn man es so nennen darf, verzeihen, und um so lieber, als ein so schnelles Vergessen des alten Vaterlandes, keinen hohen Grad von Liebe und Anhänglichkeit für das neue verrathen würde.

Es war natürlich, daß eine so außerordentliche Vermehrung der Colonie in Berlin, das sehnlichste Verlangen, sich Gotteshäuser zu erwerben, in der Gemeinde immer lebendiger hervorrufen mußte, zumal da es an Kräften für eine ausreichende Seelsorge nicht fehlte, und der fromme Sinn der Gemeinde, durch die Freigebiegkeit des Regenten unterstützt, dieses Wunsches Erfüllung als nicht unmöglich hinstellte. Reichte 1672 der Saal eines Privathauses hin, die Glieder zu fassen, so genügte 1682 die Schloßkapelle, welche der Churfürst großmüthig einräumte,

und 1688 der Dom nicht mehr, um bei der gottesdienstlichen Feier die Mitglieder aufzunehmen.

Da wurde der Colonie, 1697, zur Hälfte das Eigenthumsrecht auf Kirche und Kirchhof der Dorotheenstadt bewilligt, vermittelst einer Summe, die sie an die deutsche Gemeinde bezahlte und der Verpflichtung, zu den Unterhaltungskosten der Kirche beizutragen. Aber dies stillte bei Weitem noch nicht das Verlangen; zwar waren die Mittel schwach, aber der gute Wille lebendig und stark; noch lebendiger und stärker jedoch der Glauben! und er täuschte sie nicht. Einen Platz hatte der Churfürst schon 1695 auf dem Werder für eine neue Kirche angewiesen: eine reiche Collecte im In- und Auslande bot die Mittel zum Bau, rüstig ging man an's Werk, und 1701 stand das Gotteshaus vollendet und zur Aufnahme der Gläubigen bereit. Es wurde am 16. Mai desselben Jahres eingeweiht. Doch die Zahl der Colonisten mehrte sich, und mit ihr das Bedürfniß eines neuen Tempels. Er entstand auf der Friedrichsstadt, woselbst Friedrich I. 1699 der Colonie einen Platz zu einem Tempel und zu einem Kirchhofe geschenkt hatte. Die Geldmittel wurden in derselben Weise herbeigeschafft; 1701 wurde der Grundstein gelegt, und schon im Jahre 1705 stand die Kirche vollendet da. Die Einweihung geschah am 1. März.

Außerdem fand noch Gottesdienst in der Kapelle, früher einer Scheune, in der Kommandantenstraße gelegen, und im Hospital Statt.

Aber nicht nur die Kirche in Berlin, sondern auch die zu Königsberg in Pr., Magdeburg, Brandenburg, Halle, Prenzlow, Frankfurt a. O., Stendal, Kleve und Wesel, die alle sehr zahlreich waren, hatten sich der Gnade des Fürsten in reichem Maße zu erfreuen.

Um der Niederlassung der französischen Colonisten mehr Festigkeit zu geben, machte Friedrich I., wenige Jahre vor seinem Tode, das Edikt bekannt, durch welche er die Refugié's ausdrücklich naturalisirte.

In diesem Edikt, welches im Jahre 1709 erschien, spendete er ihnen die größten Lobsprüche, und bestätigte alle Privilegien, die Friedrich Wilhelm ihnen ertheilt hatte; und befahl aus-

drücklich, daß jeder Unterschied und jede Auszeichnung, welche noch Statt finden könnte, zwischen seinen natürlichen Unterthanen und den Refugié's, die er aufgenommen hätte, und noch in dieser Eigenschaft aufnehmen würde, so wie zwischen ihren Nachkommen für alle Zeiten aufgehoben sein sollten, in allen Fällen, wo es ihnen zum Vortheil gereichen könnte, daß sie Refugié's sind.

Obgleich dieses Edikt weiter nichts war, als eine Bestätigung der früher ertheilten Privilegien, so wurde es dennoch ein neues Recht, wodurch die Existenz der Colonieen und ihr Glück gesichert wurde.

Unter der Regierung Friedrich I. wurde zu verschiedenen Malen den Refugié's Gelegenheit gegeben, ihren Muth und ihre Liebe für das neue Vaterland durch glänzende Waffenthaten an den Tag zu legen, und das gegen sie gefaßte Vorurtheil, als würden sie in einem Kampfe mit Frankreich nur mit Widerwillen und Lauigkeit die Waffen führen, zu vernichten.

Der ländersüchtige Ludwig XIV. machte Ansprüche auf einige Theile der Pfalz; er ließ deßhalb seine Heere in dieselbe einrücken, und auf das grausamste verwüsten. Friedrich I. in seiner Stellung als Reichsfürst, und da er seine westphälischen Länder bedroht sah, schloß sich mit mehreren deutschen Reichsfürsten dem Kaiser an, und erklärte 1689, an Frankreich den Krieg.

Die Armee, welche sich für den Feldzug des Jahres 1689 in Westphalen versammelte, bestand großentheils aus Refugié's. Es waren namentlich die Grands-Musquetaires, die Grenadiere zu Pferde, das Regiment Varennes, zwei Regimenter unter Briquemault und mehrere Compagnieen Cadetten. Diese Truppen waren es vorzugsweise, die viel zu den glücklichen Erfolgen durch ihre Tapferkeit beitrugen. Besonders zeichneten sie sich in dem Gefecht bei Neuß und bei der Belagerung und Einnahme von Bonn aus. Im folgenden Jahre, 1690, wurde der Kriegsschauplatz nach Flandern veepflanzt. — Waren die Erfolge dieses Feldzuges auch keine günstigen, so dienten doch beide dazu, die Zweifel über den Muth und die Treue der Refugié's gänzlich zu zerstreuen.

Vorzugsweise waren es Refugié's, die Friedrich I. in diesem Feldzuge, 1691, nach Italien, zur Unterstützung des Herzogs v. Savoien gegen Ludwig XIV. entsandte. Der

Führer dieses Hülfscorps war der General-Lieutenant v. Cournuaud. Mit Lorbeeren bedeckten sich die Verbündeten eben nicht, obwohl die brandenburgischen Hülfstruppen ihre alte Tapferkeit bewährten. Aber eine Armee, die so bunt zusammengesetzt ist, wie diese es war, wird selten große Erfolge erringen, mögen die Truppen noch so tapfer sein. Wir wollen daher die Waffenthaten dieses Krieges nur in aller Kürze erwähnen, und lieber eine Anecdote mittheilen, die unsere Leser mehr ergötzen wird, als die Erzählungen von blutigen Schlachten, die sich ja überdies auf jedem Blatte der Geschichte finden.

„Ich wurde von dem Herzoge v. Savoien," so erzählte ein französischer Officier, „einem brandenburgischen Regimente, das großentheils aus Refugié's bestand, und dessen Officiere mir noch von Frankreich her bekannt waren, bis in das Mailändische entgegen geschickt. In Bezug auf dieses Regiment ereignete sich hier ein höchst lustiges Mißverständniß, das aber zugleich ein Zeugniß von der tiefen Unwissenheit des italienischen Volkes giebt. An dem Tage, wo dies Regiment in einem großen Flecken, in welchem ich dasselbe erwartete, ankommen und einquartirt werden sollte, bemerkte ich, daß einige Weiber, vor der Ankunft der Truppen, ihre Kinder, ihr Vieh, so wie Alles, was eßbar war, verbargen; dagegen Meubel, Wäsche und ihre werthvollen Sachen ruhig und unbesorgt stehen ließen. Ich äußerte mein Befremden darüber, und die guten Weiber erzählten mir ganz treuherzig, daß man ihnen erzählt hätte, daß die Barbets, ein Spitzname für die Reformirten, die kleinen Kinder und Alles, was ihnen begegnete, fräßen.*) Mein Bemühen, sie zu enttäuschen, war vergeblich, und ich mußte es den Barbets selbst überlassen, sich von dem Vorwurf menschenfresserischer Gelüste bei ihrer Ankunft zu reinigen. Der mit bangem Herzen erwartete Moment kam endlich heran, und zu ihrem großen Erstaunen, aber auch zu ihres Herzens Freude sahen sie, daß die Barbets Menschen, ja, sogar nicht unleidliche Menschen wären. Die Namen Barbet und Cornuaud, und

---

*) Man wird sich des nämlichen Vorfalles erinnern, der den Preußen im letzten pfälzischen Kriege im Jahre 1849 begegnete.

die Unwissenheit der Leute waren an diesem Mißverständnisse schuld. Barbet heißt nämlich ein Pudelhund; und die einfältigen Leute glaubten nun, daß dem Herzoge ein Regiment Pudel gegen die Franzosen zur Unterstützung geschickt würde. In ihrer Meinung mußten sie noch mehr bestärkt werden, als sie vernahmen, daß der Anführer ein Cornuau, die Benennung einer Art Jagdhunde, wäre."

Herr v. Campagne berichtet dieselbe Anecdote. „Wir wurden in einer großen Stadt, in der Nähe von Pavia einquartirt. Eine ungeheure Menge von Menschen hatte sich dahin begeben, um uns zu sehen, ich hatte dieses Drängen schon an anderen Orten wahrgenommen, und erkundigte mich nach der Ursache. Man sagte mir, daß in einer Zeitung Folgendes gestanden habe: Es giebt hier einen Cornuau, welchem vierhundert Barbets zur Jagd nach Piemont folgen. Dies Mißverständniß war überall von den Priestern bei dem gemeinen Volke verbreitet worden, eben so der Glauben, daß die fremden Krieger keine Christen wären."

Der Krieg in Italien wurde von den Verbündeten, wie wir oben gesagt, nicht glücklich geführt. Zwar drangen sie von Piemont aus in Frankreich ein; aber bald mußten sie sich wieder zurückziehen, und erlitten bei Orbassan, 1693, sogar eine Niederlage. Die brandenburgischen Truppen wurden, wie die der übrigen Verbündeten, ansehnlich verstärkt, und Varennes erhielt über jene den Oberbefehl. Aber auch diese Verstärkung änderte nichts in der Sache, zumal, da der Herzog v. Savoien sich Frankreich näherte, und endlich mit Ludwig XIV. einen Neutralitäts-Vertrag, ungeachtet der Abmahungen der Verbündeten, schloß. Die Brandenburger kehrten 1696 in ihr Vaterland zurück.

Während ein Theil der Refugié's in Italien Ruhm erwarb, zeigten sich die nach Flandern entsandten nicht weniger würdig des Schutzes und der Gunst, die sie in ihrem neuen Vaterlande genossen. In den fünf Feldzügen bis zu dem Frieden von Ryswick, war der von 1695, durch die Belagerung und Eroberung von Namur, besonders ruhmvoll für sie. Der Frieden erfolgte 1697. Bei diesen Friedensunterhandlungen war es

nun, wo die Refugié's Schritte für die Rückkehr in ihr Vaterland thaten, die aber, wie wir schon wissen, scheiterten.

Der Frieden von Ryswick, den Ludwig nicht aus Bedürfniß, sondern aus Politik geschlossen hatte, war von kurzem Bestande. Ludwig hatte seine Augen auf Spanien gerichtet, wo der kinderlose Karl II. regierte. Dieser war aber seinem Ende nahe, und nach seinem Tode sollte die schöne, reiche Erbschaft an das Haus Oesterreich fallen. Dies wäre aber für Frankreich ein zu mächtiger und gefährlicher Gegner gewesen; auch hätte er das herrliche Land gern für sich, oder wenigstens für seinen Enkel, den Herzog v. Anjou, gehabt. Karl II. starb 1700, und das Kriegsfeuer entzündete sich von Neuem. Auch Friedrich I. nahm an diesem Kriege, den man den spanischen Erbfolgekrieg nannte, für Oesterreich Partei. Zu den früheren Gründen kam noch der hinzu, daß Friedrich I., seit dem der Prinz v. Oranien König von England geworden war, ebenfalls nach einer Königskrone strebte. Nach langen Unterhandlungen, vielem Geldaufwand — sechs Millionen Thaler — sah er sich endlich am Ziel seiner Wünsche. Der Kaiser verpflichtete sich, ihn als König von Preußen anzuerkennen den 6. October 1700. Unter die vielen harten Bedingungen, zu denen sich Friedrich gegen den Kaiser verpflichten mußte, gehörte auch diese, ihn in diesem Kriege gegen Frankreich mit zehntausend Mann auf eigene Kosten zu unterstützen.

Unter Anführung eines Eugen und Malbourough zeigten sich die Brandenburger, mit ihrem alten Dessauer, ihres hohen Kriegsruhmes würdig; und die Schlachten von Hochstedt, 1704; von Cassano, 1705, denn auch nach Italien hatten sie ihre Waffen getragen; von Turin, 1706; von Oudenarde, 1708, von Malplaquet, 1709, wissen alle von den brandenburgischen Waffen und der brandenburgischen Tapferkeit zu erzählen. Daß sich die Refugié's auch in diesem Kriege, wie in den früheren gezeigt haben, bedarf wohl weiter keines Nachweises.

Wiewohl Friedrich I. keineswegs ein haushälterischer Fürst war, vielmehr durch seinen Hang zur Pracht und Verschwendung das Land in Schulden stürzte, die Unterthanen

unter der Last der Abgaben fast erlagen: so hatten doch die Refugié's in ihm dieselben Gefühle der Güte, des Wohlwollens und der Fürsorge, welche sie in seinem Vater segneten, wiedergefunden, und mit eben der Treue und Liebe, wie an dem Vater, hingen sie auch an dem Sohne, dem sie außer den vielen Beweisen der Gnade auch den Flor ihrer Fabriken und Manufacturen zu danken hatten, besonders derjenigen, die für die Annehmlichkeiten des Lebens und für den Luxus arbeiteten.

Friedrich Wilhelm I. 1713—1740.

Friedrich Wilhelm I. glich seinem Vater in keinem Stücke, er war vielmehr der gerade Gegensatz desselben. War dieser verschwenderisch und prachtliebend, milde und nachgiebig bis zur Schwäche, so war jener sparsam und einfach, jedem Aufwand, jedem Pomp abhold, unerbittlich streng, und bis zur Härte durchgreifend; war der Vater fast nur dem Vergnügen ergeben, so war der Sohn unausgesetzt thätig, und verlangte dasselbe von allen seinen Unterthanen mit eiserner Strenge; der Faullenzer, der Müßiggänger war ihm ein Greuel, und Mancher hat in dieser Beziehung seinen Stock gefühlt. Führte Friedrich I. durch seine Verwaltung den Staat zur Armuth und dem Untergange zu, so brachte Friedrich Wilhelm I. ihn zum Wohlstand, Ansehn und Kraft; hatte jener mehr aus Eitelkeit die königliche Würde erstrebt, so suchte dieser ihr Anerkennung und Geltung zu verschaffen. —

In diesem Geiste eröffnete er seine Regierung, und der erste Act seiner königlichen Machtbefugniß war, daß er den Hofstaat seines Vaters bedeutend verminderte, die unnützen Diener entließ, die Pensionen herabsetzte, oder sie da, wo sie mit zu großer Freigebigkeit ertheilt worden waren, gänzlich strich. Der Luxus und die Verschwendung wich der Einfachheit und Mäßigkeit im öffentlichen wie im Privatleben, in Folge dessen auch diejenigen Geschäfte zu stocken anfingen, und endlich aufhörten, die nur durch den Luxus bestanden.

Es konnte nicht fehlen, daß ein so plötzlich verändertes, und gerade entgegengesetztes Regierungssystem, in den ersten

Jahren überall Besorgniß und Mißtrauen hervorriefen, namentlich bei den Refugié's, die besonders darunter litten, weil sie es vorzugsweise waren, die durch ihren erfinderischen Geist, durch ihren feinen Geschmack und durch die Eleganz ihrer Arbeit dem Hofe gedient hatten. Sie glaubten in den Maßregeln des Königs eine ihnen unfreundliche Gesinnung des Fürsten zu erkennen, was sie beunruhigte und eine Art von Aufregung in der Colonie hervorrief. Diese wurde geflissentlich von Emissairen fremder Fürsten — die zu bereuen anfingen, daß sie die Refugié's nicht eben so bereitwillig aufgenommen hatten, als die brandenburgischen Regenten — genährt, und es gelang ihnen, besonders in der Ukermark, eine ziemlich starke Auswanderung nach Dänemark hin, hervor zu rufen. Kaum hatte der König hiervon Kunde erhalten, so übertrug er, 1719, einem der Staatsminister, dessen Eifer und Thätigkeit für die Colonie ihm bekannt war, die Untersuchung dieser Angelegenheit, mit dem Befehle dem Uebel nicht nur zu steuern, sondern auch für die Wohlfahrt der Refugié's die gewissenhafteste Sorge zu tragen. In demselben Jahre, durch das Patent vom 9. März, ernannte er ein Oberdirectorium, eine Oberbehörde (Conseil français), in welchem der Minister, der mit den Angelegenheiten der Colonie betraut war, den Vorsitz führte. Diese Oberbehörde bildete gleichsam die Vertreter der Interessen der Colonie und bestand deßhalb nur aus Mitgliedern, die aus den verschiedenen Ständen der Refugié's gewählt wurden.

Im folgenden Jahre, 1720, erneuerte er alle, den Refugié's von seinen Vorgängern bewilligten Privilegien, sandte das hierüber veröffentlichte Edict an alle seine Gesandten zur weiteren Verbreitung und beauftragte alle Directoren und Richter in den Colonieen, den Refugié's sein königliches Wohlwollen zu versichern, und seine Absicht, sie in ihren Rechten und Freiheiten zu schützen, ihnen auszusprechen. Dieses Versprechen, von Thatsachen begleitet, stellte dann auch bald die Zufriedenheit und das alte Vertrauen in Aller Herzen wieder her; auch bewahrte ihnen der König sein Wohlwollen während seiner ganzen Regierung ungeschmälert. So erhöhte er den Etat der Geistlichen auf 15,000 Thlr., fügte zwei neue Colonieen zu den

alten bestehenden hinzu: die von Stettin, 1721, und die zu Potsdam, 1723, und stattete sie nicht nur reichlich aus, sondern bewilligte der von Potsdam noch besondere Vorrechte. Zum Bau der Kirche in der Klosterstraße, 1726, der Kirche in der Köpnicker Vorstadt, Kommandantenstraße, 1727, und der Hospitalkirche, 1733, steuerte er ebenfalls reichlich bei; eben so freigebig war er gegen die Königsberger und Frankfurter Gemeinden, 1736; ferner übertrug er den Fabrikanten und Manufacturisten die Lieferungen für die Armee, welche ihnen durch die Regierung mittelst Privilegien selbst für ihre Nachkommen zugesichert wurden.

Der Wohlstand der Colonieen, besonders der zu Berlin, nahm sichtbar zu, und wurde für sie ein Mittel von vielen Aeußerungen der Wohlthätigkeit. Sie verbesserten alle die Anordnungen, welche seit ihrer Gründung in den Kirchen, in Bezug auf Armenverwaltung und Sorge für die Dürftigen gemacht worden waren. Das Hospital in Berlin wurde auf einen besseren Fuß gestellt, und mehrere Gebäude hinzugefügt, um eine größere Zahl von Kranken aufnehmen zu können. Man gründete 1718 das Waisenhaus durch Beisteuer der Colonie und durch Sammlungen in den Kirchen. Auch zu dieser Stiftung, die 1725 in's Leben trat, bot der König mit großer Freigebigkeit die Hand.

Nach Allem, was Friedrich Wilhelm I. für die Refugié's that, und nach der Art, wie er über sie dachte, ist es schwer zu begreifen, daß er jemals mit dem Plane umgegangen sein sollte, jeden Unterschied zwischen den französischen Colonisten und seinen deutschen Unterthanen gänzlich zu vernichten. Möglich ist es, daß dem Könige in Augenblicken der Aufregung, hervorgerufen durch die häufigen Klagen über Verletzung der Privilegien und über die feindseligen Berührungen der Colonisten mit den Eingebornen, wohl hierauf bezügliche Worte entfallen sein konnten; auch ist es bekannt, daß er den Colonisten in den Städten eine größere Zuneigung erwies, als denen auf dem Lande, und daß er demgemäß den zahlreichen Colonieen französischer Landbauer, welche sich 1718 in Litthauen niederließen, französische Prediger verweigerte, ihre Kirchen unter das

deutsche Directorium stellte, und ihnen Prediger zuwies, die sowohl der deutschen als der französischen Sprache mächtig waren. Dies alles zeugte aber noch nicht dafür, daß er alles Ernstes die Auflösung der französischen Colonie beabsichtigt habe. Des Landes Wohlfahrt erheischte es, daß er die französischen Colonieen mit den ihnen ertheilten Vorrechten aufrecht erhielt, und die Treue, mit welcher auch Friedrich Wilhelm I. sein gegebenes Wort erfüllte, zog noch unter seiner Regierung eine große Zahl von Fremden aus Frankreich, der Schweiz und Holland in seine Staaten.

Friedrich II. 1740 — 1786.

Wer kennt ihn nicht, den Großen, den Einzigen? Wer kennt ihn nicht, den alten Fritz? Sollen wir also noch für ihn zeugen, was er als Fürst, was er als Staatsmann, als Kriegsheld, was er namentlich als Mensch war? Würdigere Federn haben dies schon längst gethan; — oder sollen wir als Vertheidiger gegen die Angriffe, die in neuester Zeit über ihn ergangen sind, auftreten? Nein, gewiß nicht! denn dadurch würden wir mehr Schmach auf uns laden, als diejenigen gethan, die es gewagt haben, ihn zu verdächtigen, herabzuwürdigen, ein zweifelhaftes Licht auf seinen Charakter zu werfen. — Das ganze Volk hat über sie gerichtet, und er wird noch lange als der Große, der Einzige, der alte Fritz, im Munde des Volkes fortleben, wenn die Asche jener Niedriggesinnten schon längst vom Sturm verweht ist.

Friedrich II. glich in mancher Beziehung sowohl seinem Vater, als auch seinem Großvater, doch gestaltete sich alles anders in ihm. Er liebte wie dieser, sich mit Glanz zu umgeben, aber nicht aus Prunksucht; denn während alles, was ihn umgab, prächtig war, blieb er selbst einfach und schlicht. Wie dieser, förderte er Wissenschaften und Künste, versammelte gern Gelehrte und berühmte Männer um sich, und unterstützte ihre Bestrebungen, aber nicht aus Eitelkeit und Ruhmsucht, nicht aus Nachahmerei, sondern weil er selbst ein Freund der Musen war, und sich gern in ihrem Umgange von den Sorgen

und Lasten seines Tagewerks erholte. Wie sein Vater, war er sparsam, aber in königlicher Weise, nicht wie ein Handelsmann; er liebte das Militair, aber nicht als eine müßige Spielerei, sondern aus Staatsrücksichten, denn in der Ausbildung und Vermehrung seines Heeres sah er die sicherste Stütze von Preußens Macht, Größe und Bestand. Friedrich II. war ein ganzer König. —

Gegen die französische Colonie hegte und mußte Friedrich II. das größte Wohlwollen hegen, denn seine erste Erziehung war Personen — Madame v. Rocoulle — anvertraut worden, die aus den Refugié's erwählt wurden, welche noch aus der ersten Generation dieser achtungswürdigen Verbannten übrig geblieben waren. So hatte er frühzeitig ihre Tugenden, ihre liebenswürdigen Eigenschaften kennen gelernt, und sie hatten sich, wie alle ersten Eindrücke, fest in seine Seele geprägt. Hieraus erklärt sich auch seine große Vorliebe für die französische Sprache, mit deren Meisterwerken er früh durch seinen Lehrer Duhan bekannt geworden war, die er schätzen gelernt hatte, und für die er eine ungetheilte Vorliebe sein ganzes Leben hindurch bewahrt hat, wodurch er oft ungerecht gegen die Geistesprodukte deutscher Gelehrten wurde. Dessenungeachtet hat er den Fortschritt der deutschen Literatur voraus gesehen, ja, selbst vorausgesagt, daß unsere Nachbaren die deutsche Sprache erlernen würden, und daß sie verfeinert, sich von einem Ende Europas bis zum andern verbreiten würde, eine Prophezeihung, die ihrer Erfüllung entgegen zu gehen scheint.

Seinem Scharfblick war die Thätigkeit, die Industrie, die Einfachheit der Sitten und die enthusiastische Liebe für das königliche Haus, welche den Charakter der ersten Refugié's bildete, und deren Eigenschaften sich auf die Kinder übertragen hatten, nicht entgangen; eben so wenig, welche Mittel sie ihm zur Ausführung seiner, für die Wohlfahrt des Landes gefaßten Pläne an die Hand geben konnten. Viel durften sich die Colonisten von ihm versprechen, und er hat ihre Erwartungen übertroffen.

Gleich beim Antritt seiner Regierung bestätigte er der

Colonie alle ihre Privilegien, und gab ihr die Versicherung seines Schutzes und seines Wohlwollens. Welche Veränderungen auch Friedrich II. in der Landesgesetzgebung vornahm, ihre bürgerliche und kirchliche Verfassung blieb unangetastet; oder die Veränderungen, welche die anders gewordenen Verhältnisse nothwendig machten, und die im Geiste der Zeit nur vortheilhaft für die Colonieen waren, gingen unmittelbar von dem Könige selbst aus. Und so blieben die Refugié's in dem Besitz ihrer ihnen ursprünglich bewilligten Vorrechte und Privilegien, nämlich: ihre Geistlichen sich selbst zu wählen, 1715, bewilligt; ihre Gelder selbst zu verwalten, und Rechnung zu legen nach dem Inhalte der Verordnung vom Jahre 1699, und sich nach der Disciplin ihrer Kirche selbst zu regieren.

Der Wohlthätigkeitssinn, durch welchen sich die ersten Refugié's auszeichneten, wie die hohe Einfachheit ihrer Sitten und ihre wahre Frömmigkeit war auch ein Erbtheil ihrer Kinder geworden. Sie sahen die von ihren Eltern gestifteten Anstalten als ein heiliges Vermächtniß an, welche sie nicht nur zu erhalten und zu verbessern hatten, sondern die in ihrem Geiste zu vermehren, sie für eine heilige Pflicht hielten; zumal der Himmel ihre Arbeit gesegnet, und in den Fürsten des Landes ihnen so nachahmungswürdige Muster gegeben hatte; denn die großen Colonieen zu Magdeburg, Königsberg, Stettin, Prenzlow u. s. w. wurden neben der von Berlin bei der Gründung von Hospitälern, Waisen- und Erziehungshäuser von Friedrich II. reichlich unterstützt. In Berlin selbst wurde nach Beschluß der Familienhäupter, 1747, die Ecole de Charité gestiftet, die sich seit dem Jahre 1752 der aufmerksamsten Theilnahme des Hofes unausgesetzt zu erfreuen hat; 1770 entstand das theologische Seminar, und 1778 eine Bildungsanstalt (Pepinière) für Lehrer und Cantoren, zu deren Erhaltung der König den Etat für Lehrerbesoldungen um 300 Thlr. erhöhte. Im Jahre 1776 traten mehrere mildthätige Colonisten zu einer Gesellschaft zusammen, um den Armen ihrer Kirche unentgeldlich Holz zu liefern. Hierzu überschickte der König einem Prediger 6000 Thlr. nebst einem Handbillet, durch das er be-

stimmte, daß die Interessen für diesen Zweck verwendet werden sollten; außerdem fügte er noch 500 Thlr. zur sofortigen Vertheilung hinzu. Zum Umbau der Gebäude, welche als Gerichtshof, für die Versammlungen des Consistoriums und als Gymnasium dienen, schoß er 6000 Thlr. hinzu; ebenso übermachte er dem Ober-Consistorium eine Summe von 10,000 Thaler, deren Renten an Greise und Kranke vertheilt werden sollten. Im Jahre 1774 bestimmte der König mittels Decret, daß alle den Wohlthätigkeitsanstalten zugewendeten Legate von jeder Stempelsteuer und die Anstalten in Prozessen von allen Kosten befreit sein sollten. Gleiche Vergünstigungen genossen alle Colonieen, es gab keine, für welche die Regierung des Königs nicht eine Periode des Glückes gewesen wäre. Wie sehr Friedrich II. die Refugié's schätzte, beweiset folgende Anekdote:

Bei einer Abschiedsaudienz des französischen Gesandten, fragte dieser den König, ob er noch einige Wünsche habe, die er seinem Herrn und König noch besonders an's Herz legen sollte. Friedrich II. erwiderte: „Ich wünsche weiter nichts, als daß der König, Ihr Herr, das Edikt von Nantes noch einmal widerrufe.“

In geschichtlicher Beziehung haben wir nur noch Weniges über die Colonie zu sagen; denn in dem Laufe eines vollen Jahrhunderts hatten ihre Verhältnisse eine feste Gestalt gewonnen; ihre weitere Entwickelung fällt mit der des Gesammtstaates zusammen. Besondere Schicksale treffen sie nicht mehr, und des gemeinsamen Vaterlandes Loos ist auch das ihrige. Der folgenden Regenten — Friedrich Wilhelm's II., III. und IV. — Gunst, Wohlwollen und Gnade erfreut sie sich noch bis auf den heutigen Tag; aber ihre Vorrechte und Privilegien fielen, wie das ganze Privilegienwesen, vor dem mächtig und unaufhaltsam fortschreitenden Geiste der Zeit. So wurde 1809 ihre eigene Gerichtsbarkeit aufgehoben, und die Colonie unter die gemeinsamen Gerichtshöfe des Landes gestellt; so fielen mit der neuen Städteordnung auch ihre Municipalrechte, und das Recht, den Mitgliedern der französischen Gemeinden das Bürgerrecht zu ertheilen, hörte auf; selbst ihre Sprache erhielt sich

nur noch in einzelnen Gliedern, und die deutsche Sprache ist ihnen Muttersprache geworden; in Rücksicht auf Wissenschaft, Kunst und Industrie hat zwischen den Colonisten und den Landeseinwohnern die vollständigste Ausgleichung Statt gefunden, sie stehen auf gleicher Höhe; und so wollte es die Weisheit der Fürsten. — Nicht gewaltsam, sondern allmählig, sollte die Vereinigung eintreten, um so unvermerkt das Wesen einer Colonie, als einer durch Sprache, Sitte und nationalen Charakter verschiedenen Gemeinschaft, verschwinden zu machen. Die anfängliche Abgeschlossenheit, durch die Natur der Sache geboten, wurde durch die Regierung selbst nicht gestört; denn das Mit- und Nebeneinanderwohnen der Franzosen und Deutschen, ihre nothwendig eintretenden Handels- und gewerblichen Verbindungen, wie hundert andere Beziehungen des geselligen Verkehrs, in Folge dessen auch die wechselseitigen Verheiratungen eintreten mußten, gewährleisteten der Regierung hinlänglich das dereinstige Aufgehen, die innigste Verschmelzung des französischen mit dem deutschen Volkscharakter.

Ungeachtet aber dieser mannigfaltigen Beziehungen und Verbindungen mit den Landeseinwohnern, giebt es dennoch so manche Vereinigungspunkte in der Colonie, welche die gänzliche Auflösung derselben verhindern, und ihren Fortbestand sichern. Diese Vereinigungspunkte finden sich in ihrer kirchlichen Verfassung, die bis jetzt jeder Veränderung widerstanden hat, — ausgenommen, daß 1809, das Oberconsistorium aufgehoben worden ist — und in der damit in Verbindung stehenden Armenpflege, und Verwaltung ihres Armenwesens, so wie in ihren verschiedenen, auf Legate gegründeten Instituten, ohne welche drei Dinge die Colonie, zum Nachtheile ihres leiblichen und geistigen Wohles, schon längst auseinander gefallen wäre; deßhalb lohnt es wohl der Mühe für den fernern Bestand alles daran zu setzen, und hierin den Geist und die Gesinnung der Väter zu bewahren. Welche deutsche Gemeinde erfreut sich so zahlreicher und reich dotirter Armen- und Wohlthätigkeitsanstalten, und wo werden diese besser verwaltet als in der Colonie, wo jedes Amt dieser Art mit Eifer, Pflichttreue und seltener Gewissenhaftigkeit — denn noch nie ist der Fall vorgekommen,

daß einer ihrer Kassenbeamten Gelder unterschlagen hätte — unentgeltlich von den Mitgliedern versehen wird, so daß den Armen und Bedürftigen auch wirklich die Gaben, welche die Mildthätigkeit und Frömmigkeit gespendet hat und noch spendet, ihnen auch in Wahrheit, unverkürzt durch eine kostspielige Verwaltung, zu Theil werden. Durch diese uneigennütze Aufopferung an Zeit und Kräften der Wohlhabenden, wurde es möglich, von den zahlreichen, oft bedeutenden Vermächtnissen, von Sammlungen in den Gemeinden und den Geschenken der Könige und den Gliedern des königlichen Hauses die Erziehungshäuser für Waisen und unverwaister, aber armer Kinder zu gründen und zu erhalten, die Bedürftigen mit fortlaufenden Geldspenden und mit außerordentlichen Geschenken, dons, bis zu funfzig Thalern, zu unterstützen; Kleider, Suppe und Brot ihnen zu reichen, so daß wir in der Verwaltung der Vermächtnisse zu wohlthätigen Zwecken, und in der Armenpflege das hohe Lebensalter, die geringere Sterblichkeit in der Colonie zu suchen haben; denn ihre Armen verkümmern nicht durch drückenden Mangel, reifen nicht unter Hunger und Sorgen einem frühen Tode entgegen.

Außer den milden Spenden, die der Colonie noch bis auf den heutigen Tag alljährlich durch das königliche Haus zufließen, bestand und besteht ein bestimmter Etat für die Besoldung der Civil-Beamten und für Pensionen. Aus demselben erhielten die Gerichtsbeamten, die Prediger, Lehrer und Cantoren, die Aerzte und Wundärzte und deren Wittwen ihre Gehälter und Pensionen. Dieser Etat wechselte nach den Umständen, und hatte unter Friedrich dem Großen eine Höhe von 45,000 Thlr. In der jetzigen Zeit, wo nur noch die Prediger, Cantoren u. s. w., aber weder die Gerichtspersonen, noch die Aerzte aus diesem Etat besoldet werden, ist derselbe mehr, als um die Hälfte geringer.

Zahl der eingewanderten Colonisten.

Wie groß die Zahl der Eingewanderten gewesen ist, wissen wir nicht genau zu sagen; denn es fehlen hierzu sichere und bestimmte Nachrichten, und die darüber vorhandenen Listen kann man um so weniger als durchaus richtig annehmen, als die

Refugié's nicht in großen Zügen, sondern gewöhnlich trupp- oder familienweise einwanderten, und als mehrere Jahre vergingen, bevor sie zu festen Niederlassungen sich abschlossen; daher fand in der ersten Zeit ein fortwährender Zu- und Abfluß, nicht nur in den einzelnen Colonieen, deren Zahl auf drei und dreißig angegeben wird, sondern auch aus einem Lande in das andere Statt. Während in dem einen Orte die Zahl wuchs, verminderte sie sich an einem andern. Dies mußte eine genaue Kontrolle sehr erschweren, wenn nicht unmöglich machen. Nach der, im Auftrage der Regierung, von Charles Ancillon im Jahre 1697 angefertigten Liste betrug die Anzahl der in Brandenburg eingewanderten Colonisten 12,300, worunter auch die in Magdeburg uud an andern Orten wohnenden Wallonen mit einbegriffen waren. Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, daß diejenigen Refugié's nicht mitaufgenommen worden sind, die in einzelnen Familien im Lande umher zerstreut lebten, und sich bald mit den Einwohnern vermischten, auch nicht die Militairpersonen mit ihren Frauen und Kindern, deren Zahl nicht unbedeutend gewesen ist; denn außer den zwei Compagnieen der Grands-Mousquetaires, einer Compagnie zu Pferde, und den Cadetten-Compagnieen gab es gegen fünf Regimenter, deren Officiere und Gemeine meistentheils Refugié's waren. Einen bedeutenden Zuwachs erhielt die Colonie durch die im Jahre 1699 aus der Schweiz, und 1704 aus Oranien eingewanderten Flüchtlinge, so daß man die Zahl der Aufgenommenen, ohne Uebertreibung, wohl auf zwanzigtausend anschlagen kann.

Eine zweite, eben so interessante Frage wäre nun die, zu wissen, ob die Zahl der Refugié's sich vermindert oder vermehrt habe. Dies ist aber, womöglich, noch schwieriger zu ermitteln. Man hat zwar Nachforschungen hierüber angestellt, und hierbei gefunden, daß manche Colonieen sich wirklich vermindert haben, ja, andere ganz und gar eingegangen sind; hieraus aber den Schluß zu ziehen, daß gegen die ursprüngliche Seelenzahl eine Verminderung eingetreten sei, wäre doch etwas gewagt. Nach dem gewöhnlichen Verlauf, müßte sie natürlich gewachsen sein, wenn auch nicht in dem Maaße, als man anzunehmen berechtigt ist. Sollte indessen die Zahl nicht größer,

ja, sollte sie nur gleich, oder wohl gar geringer geworden sein, so muß diese Erscheinung in etwas anderem, als in der Sterblichkeit seinen Grund haben, zumal da erwiesen ist, daß diese in der Colonie geringer ist, als bei den Landeseinwohner. Soviel können wir indessen mit Gewißheit annehmen, daß, wenn die Colonie sich wirklich vermindert hat, dies nur scheinbar ist, und daß das, was sie verloren hat, der Gesammtbevölkerung des Landes zu Gute gekommen ist.

Scheinbar trat eine Verminderung der Seelenzahl dadurch ein, daß in der Colonie nur diejenigen in den Listen aufgeführt wurden, die an den Orten sich einbürgerten, wo sich wirklich französische Gemeinden gebildet haben; die große Zahl von Familien aber, die zerstreut im Lande umher lebten, da, wo keine französische Kirche existirt, sind Mitglieder der deutschen Gemeinden geworden, und werden deßhalb nicht zu den Nachkommen der Refugié's gezählt. In den ersten Jahren ihrer Flucht, wo sie noch mit den Sitten, Gebräuchen und namentlich mit der Sprache der Landeseinwohner unbekannt waren, hielten sie natürlich mehr zusammen, aber später, wo alle diese Gründe wegfielen, wo die deutsche Sprache ihre Muttersprache geworden ist, und sie sich von den Deutschen in nichts unterschieden, überall zu Hause waren, da sind die Bande lockerer geworden, und sie begaben sich dahin, wo Neigung und Umstände sie hintrieben. Die Verbindungen mit den Deutschen, ihre Wechselheiraten haben Viele sogar vermocht, ihre Namen in's deutsche zu übersetzen: so verwandelte sich la Croix in Kreutz; Poirier in Birnbaum; Harang in Hering und le Jeune in Jung; andere Namen sind durch schlechte Aussprache so verdorben, daß man ihren Ursprung gar nicht herauszufinden vermag.

Durch die Militairpflichtigkeit, werden ebenfalls viele Colonisten aus ihren Geburtsörtern herausgezogen, in andere Provinzen oder Orte versetzt, wo keine Colonieen bestehen; Viele von ihnen kehren nicht wieder zurück, und für die Colonie sind sie verloren; ähnlich verhält es sich mit den Coloniegliedern, die als Bonnen oder Erzieherinnen aus den größeren Städten in die Provinzen gehen, dort später mit Deutschen Verbindungen eingehen, und nicht wieder in die Colonie zurückkehren.

Eine wirkliche Verminderung erlitt die Colonie aber dadurch, daß unter den ersten Einwanderern viele sich befanden, deren Frauen und Kinder, entweder freiwillig oder gezwungen, in Frankreich zurückblieben, diese Refugié's verstarben hier kinderlos; andere, die zwar noch jung und von hoher Geburt, aber ohne Vermögen waren, weßwegen sie keinen, ihrem Stande entsprechenden Hausstand gründen konnten, hinterließen gleichfalls keine Nachkommen. Hierdurch erklärt sich die sonst auffallende Erscheinung, daß so viele vornehme Geschlechter, deren Namen wir unter den Einwanderern in der ersten Epoche finden, gänzlich erloschen sind.

Wenn zur Zeit der Invasion der Franzosen, 1806, bei welcher Gelegenheit Napoleon das Verbannungsdecret gegen die Refugié's aufhob und ihnen das französische Bürgerrecht, bei etwaiger Rückkehr, ertheilte, auch einige Colonisten zurückwanderten, so wurde doch die, an und für sich unbedeutende Verminderung in der Colonie dadurch hinlänglich ersetzt, daß im Laufe der Zeit viele deutsche Familien in dieselbe eingetreten waren. Merkwürdig ist es, daß die Colonie in Berlin sich fast immer auf gleicher Höhe erhalten hat.*)

Zweites Capitel.

Einfluß der Refugié's auf den brandenburgischen Staat durch Wissenschaft und Kunst.

Der brandenburgische Staat, dessen Gründer Albrecht der Bär war, hat sowohl aus der anhaltinischen, wie aus der hohenzollerschen Dynastie eine lange Reihe ausgezeichneter Fürsten aufzuweisen, Fürsten, die durch Toleranz, Aufklärung und das Bestreben, ihr Volk zu sich emporzuheben, vor vielen andern Herrschern Deutschlands sich hervorgethan haben; dennoch aber erlangte der Staat, bis zu Friedrich Wilhelm weder

*) Siehe Anhang.

politisch, noch in Hinsicht auf die geistige Entwicklung einen nennenswerthen Einfluß auf die deutschen Staaten, oder andere europäische Länder.

Ein langer, blutiger Krieg mit den Wenden hatte Albrecht den Bären in den Besitz ihres Landes gebracht, aber es war verödet. — Zwar zog er aus Holland und den Rheinlanden Colonisten herbei, auch blühte das Land unter ihm und seinen Nachfolgern fröhlich auf, Wissenschaften und Künste wurden von ihnen geschützt und gefördert; aber die wenigen Blüthen, die sich zeigten, verwelkten schnell unter den beiden nachfolgenden Regentenfamilien. Die Märker versanken in Rohheit und Barbarei. Dieser Zustand dauerte auch unter den ersten Hohenzollern noch fort, und Johann Cicero richtete auf dem Sterbebette folgende, für die Brandenburger nicht sehr rühmliche Worte an seine Söhne Joachim und Albrecht:

„Ich hinterlasse Euch, meine Söhne, ein großes Land; allein es giebt kein Fürstenthum, in welchem mehr Zank, Mord und Grausamkeit im Schwange geht, als in der Mark. Wehret solchem Unwesen und schaffet, daß Eure Unterthanen liebreich und sanftmüthig nebeneinander wohnen mögen."

Welche Kämpfe Joachim I. gegen die Rohheit des Adels, dessen Schlösser nichts als Raubnester waren, und gegen das Volk zu bestehen hatte, ist bekannt. Als Freund und Beförderer der Wissenschaften suchte er auch die Märker dafür anzuregen. Bisher hatten die Wenigen, die nach höherer Bildung strebten, diese aus der Fremde geholt; damit dies ferner nicht mehr geschähe, stiftete der Churfürst die Universität zu Frankfurt a. O. 1506. Ihr Einfluß auf die Bildung des Volkes blieb jedoch ein sehr geringer, denn es fehlte an Vorbereitungsanstalten, besonders auch an Volksschulen, und wo diese vorhanden waren, befanden sie sich in sehr schlechter Verfassung.

Johann v. Trittheim, den Joachim an seinen Hof berufen hatte, und mit welchem er täglich mehrere Stunden in gelehrter Beschäftigung zubrachte, entwirft folgendes Bild von den Märkern:

„Ich lebe hier, schrieb er 1505, durch Gottes Gnade gesund, und stehe in großem Ansehn bei dem Churfürsten, bin aber

von allem gelehrten Umgange gänzlich verlassen. Die Einwohner sind gut, aber roh und ungelehrt; sie lieben die Schmausereien und den Trunk mehr, als die Wissenschaften. Selten findet man einen Mann, der die Bücher liebt."

Erst die Reformation führte für die Pflege der Wissenschaften auch hier bessere Zeiten herbei. Wie andere protestantische Fürsten, so zogen auch die brandenburgischen Herrscher die Klostergüter ein, und verwandten einen Theil derselben zur Gründung höherer Bildungsanstalten. Johann George gründete 1574 die Schule zum grauen Kloster in Berlin, und sein Nachfolger, Joachim Friedrich, zu Joachimsthal, 1607, eine sogenannte Fürstenschule, die jedoch im Laufe des dreißigjährigen Krieges sich auflös'te, später aber, 1685, nach Berlin verlegt wurde, wo die Anstalt noch jetzt unter den Namen des Joachimsthälschen Gymnasiums blüht.

Der dreißigjährige Krieg, der Brandenburg härter traf, als andere deutsche Länder, zerstörte die geringen Anfänge der Kultur gänzlich. Das Land war verheeret, das Volk verarmt; überall traf das Auge auf Trümmer verwüsteter Städte und Dörfer. Das allgemeine Unglück schien die Barbarei auf Jahrhunderte zur Herrschaft gebracht zu haben.

In dieser Zeit des allgemeinen Elends erschien dem Lande in der Person Friedrich Wilhelm's der Retter, der von der Vorsehung zum Werkzeug erwählt worden war, das Land von seinem tiefen Fall aufzurichten, von seiner Schmach zu befreien und zu Ehre und Ansehen zu bringen.

Durch das Zusammentreffen günstiger Umstände war der Staat, der unter dem ersten Hohenzoller nur vierhundert Quadratmeilen umfaßte, auf zweitausend sechsundvierzig mit ein und einer halben Million Einwohner angewachsen, und des Churfürsten Genie wußte dieser Macht die gehörige Bedeutung zu verschaffen. Bei allen wichtigen Ereignissen sehen wir ihn betheiligt, in fast alle Verhältnisse eingreifen, und nicht selten durch seine Stimme den Ausschlag geben.

Friedrich Wilhelm war ein frommer Fürst, ein tapferer, glücklicher und menschlicher Krieger, ein aufgeklärter Staatsmann, ein Freund und Beförderer der Wissenschaften und Künste;

er verstand es, die Männer von Verdienst aufzufinden und glücklich anzuwenden; dabei war er, ein Grundzug des Charakters der Hohenzollern, tolerant, wie es folgender Brief zeigt, den er 1686 an den Herzog v. Savoyen im Interesse der grausam verfolgten Waldenser schrieb:

„Ich habe in meiner Provinz Westphalen viele Katholiken, ich beschütze sie, ich liebe sie wie meine übrigen Unterthanen, sie gelangen zu allen Ehrenämtern, Würden und Stellen, wie die Andern."

Seine ausgezeichneten Anlagen entwickelten sich unter der Leitung seiner trefflichen Erzieher Kalkum und Müller; vollendet wurde aber seine Erziehung in der Schule des Lebens, denn kaum fünfzehn Jahr alt, mußte er, um den Gefahren des Krieges und der Pest zu entgehen, nach Holland sich begeben. Hier war es nun, wo er im Umgange mit ausgezeichneten Feldherren und Staatsmännern sich zu seinem Herrscheramt vorbereitete; hier empfing er für die französischen Reformirten die Achtung und Liebe, die später für die Unglücklichen, zu deren Wohlthäter ihn die Vorsehung ausersehen hatte, so günstig, für seine eigene Staaten so segensreich sein sollten.

Die wiedererwachte Liebe zu den Studien der klassischen Literatur hatte besonders in Frankreich sich kund gegeben und namentlich in den höheren und höchsten Ständen Eingang und Theilnahme gefunden; aber auch in keinem Lande fanden die Gelehrten und Künstler mehr Anerkennung und Aufmunterung, zuerst unter Franz I. und dann besonders unter Ludwig XIV., an dessen Hofe die ausgezeichnetsten Männer in Wissenschaft und Kunst blühten.

Es konnte daher nicht fehlen, daß der zahlreiche französische Adel, der sich fast ausschließlich dem Kriegsdienste widmete, ebenfalls von diesem Streben der Geistes nach höherer Bildung stark berührt wurde, und so mit den Tugenden des Kriegers auch einen Grad von Bildung verband, der ihn befähigte, das Kriegshandwerk zur Kriegskunst zu veredeln. Die langen Bürgerkriege in Frankreich erhielten ihn daneben in ununterbrochener Uebung der Waffen, und so ist es erklärlich, wie Frankreich eine so große Zahl von ausgezeichneten Feldherren

aufzuweisen hat, die ihre Erfahrungen und die Begebenheiten ihrer Zeit in schätzenswerthen Werken und Memoiren niederlegen konnten, und dies zu einer Zeit, wo in den östlichen Ländern Europa's sich fast keine Spur literarischer Thätigkeit in diesem Stande findet.

Vorzugsweise hatten die Reformirten tüchtige Führer, und Friedrich Wilhelm, der bei seinem Aufenthalte in Holland die Erfahrung machte, daß nur ein starkes und wohlgeübtes Heer dem Staate Bedeutung und Festigkeit geben konnte, suchte mehrere französische Officiere für seine, künftig zu bildende Armee zu gewinnen; und so finden wir schon vor dem Widerruf des Edikts mehrere derselben von hohem Rang und Verdiensten in seinem Heere; unter andern den General Major v. Hallard und Pierre de la Caue, den oft genannten Grafen v. Beauveau, den General v. Briquelmont und du Hamel, einen Katholiken, u. s. w. Nach dem Widerruf soll die Zahl derselben sich bis auf fünfhundert belaufen haben.

Alle diese Officiere wurden mit erhöhtem Rang angestellt, entweder in den schon bestehenden Regimentern, oder in den, meist aus Refugié's gebildeten neuen. Als dies noch nicht alle Anstellungsgesuche befriedigte, so errichtete Friedrich Wilhelm, nach dem Beispiele Ludwig XIII. und auf den Vorschlag des Marschall v. Schomberg, zwei Compagnien Musquetiere, in welche nur Edelleute, und zwar solche, die schon in Frankreich gedient hatten, eintreten konnten. Sie führten den Namen „Grands-Mousquetaires," und jede Compagnie bestand aus sechszig Mann, davon jeder den Rang eines Lieutenants und einen monatlichen Sold von 10 Thlr. hatte; außerdem erhielten je drei Mann monatlich 4 Thlr. Entschädigung für den Burschen. Ihre Uniform war von Scharlachtuch und reich mit Gold besetzt.

Von einem dieser Musquetiere, de la Bastide, erzählt uns der Prediger Théremin folgende interessante Anecdote:

Der Marschall von Turenne überreichte dem jungen Krieger, als er — noch in Frankreich — in's Militair trat, eigenhändig eine sehr lange Picke; der junge Mann fragte ihn: „Aber, mein Herr Marschall, was soll ich mit diesem Bratspieß

anfangen?" „„Mein Kind, du wirst die Feinde wie Lerchen daran spießen."" „Was werde ich aber thun, wenn der Bratspieß voll ist?" „„Mein Kind, man wird dir alsdann einen andern reichen.""

Zu den beiden Compagnieen Musquetiere fügte er noch eine Compagnie zu Pferde hinzu, deren Besoldung für den Mann monatlich 5 Thlr. betrug.

Von den jungen Edelleuten, die noch keine Dienste in Frankreich gethan hatten, bildete der Churfürst vier Compagnieen Cadetten und theilte sie den Regimentern zu, wodurch der Grund zu den spätern Cadettenhäusern gelegt wurde.

Solchen, die durch Alter oder Krankheit dienstunfähig geworden waren, ertheilte er Pensionen bis zu 500 Thlr., wofür sie in den verschiedenen Colonieen Aemter zur Verwaltung übernehmen mußten, wenn es sonst ihr Gesundheitszustand erlaubte. Viele der Eingewanderten erhielten oder erlangten später die höchsten militärischen Würden.

Wenn nun auch der Einfluß aller dieser berühmten Officiere auf die Entwickelung und Ausbildung des Preußischen Heeres kein weithin wirkender war, denn diese ist eine aus dem Geiste der Fürsten und des Volkes hervorgegangene, selbstständige: so ist doch nicht zu verkennen, daß sie damals, und noch mehr in dem späteren Nachwuchse, dem Heere manchen tüchtigen Führer gegeben haben; Führer, die sich alle, wie die Fouquet und Courbière, durch Treue, Eifer und aufrichtige Anhänglichkeit an das zweite Vaterland, wie überhaupt durch eine ehrenhafte Gesinnung ausgezeichnet haben.

„Wenn es ein Verdienst ist," so schrieb ein geachteter Officier, „durchaus und mit der treusten Ergebenheit an unserm großen und königlichen Monarchen, an seinem erhabenen Hause und an seinem Königreiche zu hangen; wenn es ein Verdienst ist, zu jeder Zeit bereit zu sein, sich zu opfern, um etwas zu ihrem Glücke beitragen zu können, so darf ich mir schmeicheln und die Hoffnung aussprechen, daß ich es einst verdienen werde, daß die Nachkommen der französischen Refugié's, mir die Ehre erzeigen werden, mich unter die Zahl derjenigen zu zählen, die mit dem größten Eifer für ihr Vaterland und für ihre erhabenen Wohlthäter erfüllt gewesen sind."

Der Obristlieutenant v. St. Julien, schrieb eines Tages: „Mein Vater war Refugié, das ist Alles gesagt, und wenn ich keinen andern Grund hätte, um sein Andenken zu ehren, so würde dieser allein es mir befehlen. Uebrigens ist mein einziges Ziel und wird es stets bleiben, meinen Adel darin zu zeigen, daß ich ein rechtschaffener Mann bin, und daß ich treu meinem Vaterlande diene, das zu lieben, die Refugié's allen Grund haben."

Einen noch höheren Ruf erlangten diejenigen Stände, welche die Wissenschaften entweder zu ihrem Beruf erwählt hatten, oder die neben ihrem Berufe zur Erweiterung ihrer Einsichten in ihr Fach mit den Wissenschaften sich beschäftigten; wie Theologen, Juristen, Aerzte u. s. w.

Einer der ehrwürdigsten Stände war der der Geistlichen. Der Eifer für die Religion, durch die Verfolgung noch mehr entflammt, der ausgezeichnete Ruf mehrerer Prediger als Kanzelredner hatte viele Personen von hohem Range und Genie veranlaßt, sich dem geistlichen Stande zu widmen: so daß die Prediger mit dem Verdienste des Wissens noch eine Feinheit der Sitten und eine Weltkenntniß verbanden, die nur die Früchte einer sorgfältigen Erziehung, des Verkehrs mit den besseren Familien der bürgerlichen Gesellschaft und einer höheren Geburt sind. So gehörten die Prediger Cappel, Richer, la Forest, Daillon und andere den höchsten Ständen der bürgerlichen Gesellschaft an. Hieraus erklärt sich ihr großer Einfluß auf die Kirche, aber auch hieraus der Haß ihrer Feinde, der gerade sie nach dem Widerruf des Ediktes aus dem Lande trieb, während man den andern Ständen die Auswanderung verbot.

Eine Frucht der Reformation war, daß der gute Geschmack auf der Kanzel wieder eingeführt wurde, denn vorher hörte man nichts anderes als elende Possenreißerei von derselben. „Die Kanzel," sagt ein Schriftsteller jener Zeit, „ist weniger ein christlicher Rednerstuhl, als ein Theater. Man hört von derselben nur grobe Scherze, unanständige Anspielungen, niedrige Vergleiche, Zweideutigkeiten und Wortspiele, der Bescheidenheit eben so, wie der Würde des Predigtamtes entgegen. Der Pa-

ter Honoré brachte einst einen Todtenkopf auf die Kanzel, dessen Kopfputz er nach den darzustellenden Personen änderte; bald verwandelte er ihn in die Mütze eines Advokaten, bald in die Krone eines Herzogs oder Grafen, bald in den Federhut eines Kriegers, und diese Maskerade unterstützte er durch sein Spiel. Solche und ähnliche Unziemlichkeiten kamen überall und täglich vor.

In Frankreich, wo bald viele gelehrte Anstalten entstanden, auf welchen junge Theologen gebildet wurden, wandten sich die reformirten Prediger schnell einem bessern Geschmack zu, und jede Narrenspoſſe, jede unanständige Redensart, so wie alle Gelehrtthuerei war streng untersagt; ihre Vorträge durften sich nur auf die Auslegung der heiligen Schrift beschränken, und bald erlangten ihre Kanzelredner einen weit verbreiteten Ruf. Ludwig XIV. hörte einst zu Saumur den reformirten Prediger du Bose, und sagte nachher zur Königin: „Madame, ich habe heute den besten Redner meines Königreiches gehört;" und zu seinen Hofleuten gewendet, fuhr er fort: „es ist gewiß, daß ich niemals besser reden gehört habe."

Die aus ihrem Vaterlande vertriebenen Prediger begaben sich nun meist dahin, wo schon französisch-reformirte Kirchen bestanden, wie nach der Pfalz, Holland und England; Viele derselben gingen auch nach Brandenburg und besonders nach Berlin, wo sich schon, wie oben erzählt worden ist, im Jahre 1672 eine französische Kirche unter dem Prediger Fornerot gebildet hatte; 1678 wurde er durch Jacob Abbadie ersetzt, der sich als Kanzelredner, und als Gelehrter durch seine Abhandlung über die Wahrheiten der christlichen Religion einen ausgezeichneten Ruf erwarb.

Unter den nach dem Widerruf Eingewanderten nennen wir nun die Prediger: Gabriel, Dartis, François de Gaultier, de Repey, David Ancillon, an welchen der Churfürst die schönen herrlichen Worte richtete:

„Ich danke Gott, daß er euch die Absicht eingegeben hat, den Rest eurer Tage in meinen Staaten zu verleben. Ich werde sorgen, daß ihr sie so angenehm, als möglich zubringet." Wie anders lauten die Worte, die der Minister Louvois in Frankreich an

Charles Ancillon richtete, als dieser für sich und die aus Metz Ausgegewiesenen bat: „Was, mein Herr! Sie haben nur einen Schritt zu thun, um aus dem Königreiche zu sein, und Sie befinden sich noch nicht jenseit der Grenze?“ Ferner Jacques Lenfant, Isac Beausobre, die nicht nur als Prediger sehr beliebt waren, sondern auch als Gelehrte sehr berühmt wurden, namentlich durch ihre Kämpfe gegen die Jesuiten und die katholische Kirche; Robert Lorent, Frédéric Reclam, Jean Pierre Erman und viele Andere, deren Nachkommen zum Theil noch heute in derselben Eigenschaft in der Colonie wirken.

Daß sich aber eine so große Zahl von Predigern nach Brandenburg wandte, hat einmal darin seinen Grund, daß seit Johann Sigismund der Hof und viele der ersten Familien des Landes reformirt waren, und dann in der Anerkennung ihrer Verdienste und Talente, so wie in der Vorliebe für die französische Sprache, die fast ausschließlich am Hofe gesprochen wurde. Dies Letztere wird uns nicht weiter befremden, wenn wir erfahren, in welch' enger Verbindung sogar die brandenburgischen Prinzen schon früher mit den Reformirten in Frankreich gestanden haben. So besuchte im Jahre 1611 der Markgraf Johann George auf ein Jahr lang die Universität zu Saumur und lebte hier im vertrautesten Umgange mit dem berühmten du Plessis Mornai; einige Jahre später, 1621, beendigte der zweite Sohn Johann Sigismund zu Sedan seine Studien, und Friedrich Wilhelm wurde nur durch den dreißigjährigen Krieg verhindert, sich nach Frankreich zur weiteren Ausbildung zu begeben; doch fand er durch seinen Aufenthalt an dem oranischen, ganz französischen Hofe, und im Umgange mit der Elite des reformirten französischen Adels, eines Bouillon, Turenne u. s. w., die sich unter dem oranischen Helden selbst zu Helden bildeten, einen hinlänglichen Ersatz, und die französische Sprache die geeignete Pflege. Des Churfürsten Vermählung mit Luise Henriette v. Oranien, und seine Verwandtschaft mit der gräflich Dohnai'schen Familie, die lange in Frankreich gelebt hatte, trugen nicht wenig zur Einbürgerung der französischen Sitten und Sprache an unserem

Hofe bei, und so ist es wohl mehr als wahrscheinlich, daß sie die Umgangssprache der vornehmen Welt gewesen sei. Dies Alles und die freundschaftlichen Beziehungen der reformirten Hofprediger, konnte für die französischen Prediger nur vortheilhaft sein, und bereitete ihnen eine Stätte, wie in keinem anderen Lande.

Dreizehn Jahre schon bestand die französische Kirche in Brandenburg, da erschien der Widerruf des Ediktes und vermehrte die Zahl der Mitglieder so bedeutend, daß weder der Pöllnitz'sche Saal, noch die Schloßkapelle, die das Wohlwollen des Churfürsten ihnen einräumte, dem Bedürfnisse genügte, und der Churfürst der Colonie 1688 den Mitgebrauch des Domes gestattete. Diese hier gehaltenen gottesdienstlichen Versammlungen waren, so erzählt ein Augenzeuge, die glänzendsten, die man nur sehen konnte; der Churfürstliche Hof, die Staatsminister und die Generale wohnten ihnen bei, und wenn nun auch die Neugierde ihren Theil hieran haben mochte, so waren es doch hauptsächlich die Vorträge des Prediger Abbadie, welche das Publikum heranzogen; so daß er genöthigt ward, um Allen zu genügen, jeden Sonntag zweimal zu predigen, bis er 1685 und 1686 in den Predigern Gaultier und David Ancillon zwei würdige Collegen erhielt.

Indessen erfreute sich die französische Kirche nicht sofort des Genusses der ihr zugesicherten Freiheiten, wenn auch ihre ganze Einrichtung im Allgemeinen der Kirche in Frankreich entsprach, so blieb sie dennoch einige Jahre nach ihrer Gründung in Bezug auf ihre Verwaltung in Abhängigkeit von dem deutschen Consistorium; erst unter der folgenden Regierung erhielt sie ein eigenes Oberconsistorium und mit ihm ihre Unabhängigkeit.

Zwar hatte die Kirche schon im Jahre 1674 ihre Anciens, aber diese bildete, mit den Predigern in Verbindung, noch nicht das, was man Compagnie de Consistoire nennt; d. h. die Verbindung der Geistlichen und Laien zu einer kirchlichen Behörde, die über die Kirchen- und häusliche Zucht zu wachen und die Uebertreter zur Rechenschaft und Bestrafung ziehen konnte, worin das französische Consistorium sich wesentlich von dem deutschen,

das nur aus Geistlichen zusammengesetzt ist, unterscheidet. Die Funktionen der Anciens beschränkten sich damals allein auf Sammeln und Vertheilen der Almosen. Mit dem Jahre 1682 änderte sich dies Verhältniß; der Prediger Abbadie setzte, vom Minister Fuchs unterstützt, die Bildung eines Consistorii in dem oben angegebenen Sinne beim Churfürsten durch; jedoch nicht ohne einige Beschränkungen. Die Versammlungen dieses Consistorii wurden entweder beim Prediger Abbadie oder im Dome abgehalten, gewöhnlich in Gegenwart des Hofpredigers Bergius, der als churfürstlicher Commissar dabei fungirte.

Da jedoch diese Consistorial-Verfassung noch immer zu unbestimmt und schwankend war, und die Compagnie sich in der Ausführung ihrer Beschlüsse gehemmt sah, was besonders bei der zunehmenden Zahl der Mitglieder recht fühlbar wurde: so entwarfen Abbadie und Mennot eine Denkschrift an den Churfürsten, in welcher sie ihn inständigst baten, ihre Kirche in den Genuß der ihr bewilligten Freiheiten und Rechte zu setzen, weil sie nur in dem Besitze derselben der Disciplin ihrer Kirche Geltung verschaffen könnten. Obwohl der Minister Fuchs ihnen die Versicherung gegeben hätte, daß das Consistorium die Lasterhaften und Bösen vorzufordern und sie nach der Strenge ihrer Kirchenzucht bestrafen zu lassen das Recht hätte, so fände es doch nur Widerspruch und Ungehorsam, und Niemand wolle dieselbe als eine zu Recht bestehende Kirchenbehörde ansehen, die befugt sei, über die Erhaltung der Sitte und Zucht in der Colonie zu wachen, und die Kirchenstrafen zu verhängen.

Auf diese Denkschrift ertheilte der Churfürst der Colonie die Freiheit, ihre Anciens in voller Versammlung zu wählen und dem Consistorio das Recht, ihre Disciplin überall einzuführen, und die Kirchenstrafen über Alle verhängen zu können, die gegen dieselbe sündigen würden.

Noch in demselben Jahre, 1684, wurden die, über die Erhaltung der guten Sitten und Frömmigkeit, Kinderzucht u. s. w. gefaßten Beschlüsse von den Kanzeln herab bekannt gemacht, und zu deren Aufrechthaltung ein Prediger und zwei Anciens jedes Vierteljahr in der Gemeinde umhergeschickt, um sich zu überzeugen, ob das Leben in derselben auch ein wahrhaft christ-

liches sei. Zugleich wurde die Colonie in drei Quartiere getheilt, und die Sorge für die Wohlfahrt eines jeden Einzelnen eben denselben Personen übertragen.

Die Deklaration vom 7. Dezember 1689 brachte die kirchliche Einrichtung, wie sie in Frankreich bestand, für die ganze Colonie zur vollen Geltung, nur mit der Beschränkung, daß dem Souverain die bischöflichen Rechte verblieben: Bestätigung der durch die Gemeinde gewählten Prediger, und die Machtbefugniß, die Disciplin in allen Fällen ändern zu können, wo es die Umstände erfordern würden.

Bis zu dem Jahre 1715, wo in gewisser Beziehung die Kirche in ihrer Entwickelung in ein neues Stadium trat, waren die Prediger, deren jeder sein besonderes Revier für Krankenbesuch und andere Funktionen seines Hirtenamtes hatte, an keine bestimmte Kirche gebunden, sondern sie predigten abwechselnd bald hier bald dort in der Gemeinde. In diesem Jahre aber wurde durch ein königliches Reskript die Kirche in drei Kirchsprengel, den Werder, die Friedrichs- und Dorotheenstadt getheilt und einem jeden drei Geistliche beigegeben. Im Jahre 1719 kam noch der sogenannte Cöpenicker und 1726 der Berliner Kirchsprengel hinzu; im Ganzen also fünf mit elf Predigern. Außerdem war noch an dem Hospital ein eigener Prediger angestellt. Von diesen fünf Parochieen gingen in der neuesten Zeit die Werdersche und Dorotheenstädtische wieder ein. Zu bemerken ist noch, daß unter den, von den Refugié's erbauten Kirchen, die Berliner die erste Orgel hatte; 1753 folgte die friedrichstädtische Gemeinde mit dieser Einrichtung.

Unter solchen Umständen mußte der Einfluß der französischen Prediger, die mit der wissenschaftlichen Bildung auch die gesellschaftliche zu verbinden wußten, auf die Landeseinwohner und besonders auf Kanzelberedsamkeit ein höchst wohlthätiger sein, der um so sichtbarer hervortrat, als dieser Zweig der Beredsamkeit vor der Refuge in Deutschland noch sehr im Argen lag. — Wir erinnern hier an Gellert's Candidaten. — Die einzigen, die sich über den Geschmack ihrer Zeitgenossen erhoben hatten, waren die reformirten Hofprediger Stosch, Bergius u. s. w., die jedoch ebenfalls ihre weitere Ausbildung in Frankreich er-

halten hatten. Es war daher nichts natürlicher, als daß die Kanzelvorträge eines Abbadie, Gaultier, Lenfant, Beausobre und Forneret, die sich bei ihren Predigten eines ungeheuren Zudranges erfreuten, zur Nacheiferung anreizten, und daß ihre Kanzelvorträge als Muster dienen mußten zu einer Zeit, wo Deutschland dergleichen noch nicht darbot.

In einer eben so großen Achtung wie die Prediger standen auch die Richter; denn unter ihnen gab es eine bedeutende Zahl von Männern, die sich durch Gelehrsamkeit, Würde und Rechtschaffenheit, so wie durch ihren unerschütterlichen Muth in Vertheidigung ihrer und ihrer Partei Rechte, einen Ruf erwarben, aber auch den Haß ihrer Feinde auf sich gezogen hatten. Wir wollen hier nur den ehrwürdigen l'Hopital, einen Katholiken, aber eifrigen Vertheidiger der Reformirten, den weisen Anne du Bourg und seinen Unglücksgefährten, den Präsidenten Brisson, die beide den Märtyrertod starben, so wie den Pierre de la Place, der in der Bartholomäusnacht lieber sterben, als sich durch einen Betrug, nämlich Anheftung eines weißen Kreuzes, retten wollte, nennen. Viele derselben kamen auch nach Brandenburg und bereiteten dem Churfürsten nicht geringe Sorge, denn einmal verstanden sie nicht die Landessprache, und dann fehlte es auch, da doch alles erst im Werden war, an Stellen, um sie in geeigneter Weise anzuwenden; die verschiedenen Coloniegerichte entstanden erst später und unter der folgenden Regierung.

Aber Friedrich Wilhelm hatte sie herbeigerufen und durch das Edikt von Potsdam die Verpflichtung, für alle zu sorgen, übernommen, und was der Churfürst als Mensch versprach, das hielt er auch als Fürst.

Die Größe des brandenburgischen Staates und der Einfluß, den ihm der Churfürst auf die europäischen Angelegenheiten verschafft hatte, so wie der Gebrauch der französischen Sprache, der damals schon allgemein bei allen geheimen und öffentlichen Staatsverhandlungen eingeführt worden war, boten ihm die Mittel zur Lösung seines Wortes. Viele der eingewanderten Männer, die mit Rechtskenntnissen eine hohe Geburt, Welt- und Menschenkenntniß verbanden, wurden zu Gesandten

oder Gesandtschaftsräthen ernannt, oder er ordnete sie dem, mit den Angelegenheiten der Colonie betrauten, Minister als Räthe bei. Diese Behörde, während einiger Zeit gleichsam die oberste in der Colonie, führte den Namen des Commissariats. Die Verordnungen in Bezug auf Handel und auf die Einrichtung der Manufakturen, die von den Refugié's entweder vervollkommnet oder neu gegründet wurden, boten ebenfalls Gelegenheit Vielen dieser Rechtskundigen eine angemessene Stellung zu geben.

Die Colonie in Berlin, als die älteste, erfreute sich zuerst des Vorzugs, einen eigenen Richter, aus ihrer Mitte zu haben. In der Audienz, welche der Churfürst dem David Ancillon gab, wurde sein Sohn Charles zum Richter und Direktor in Berlin ernannt. Kurze Zeit nachher wanderte der Bruder des Predigers, Joseph Ancillon ein, und wurde zum Oberrichter der Refugié's in Brandenburg, 1688, eingesetzt. Dieser wurde in der Colonie, in Bezug auf Charles Ancillon, stets der kleine Oberrichter genannt. Aus Liebe zu den Wissenschaften legte er 1699 diese Würde nieder.

Die in der Colonie allmählig eingesetzten Civil-Gerichte waren: 1., die in allen Colonieen befindlichen Untergerichte; 2., der Ober-Gerichtshof, bestimmt die Appellationen der Untergerichte anzunehmen, diejenigen zu examiniren, die sich um ein Civilamt bewarben und die Räthe zu ernennen, die beim Ober-Revisions-Tribunal als Berichterstatter in den Rechtshändeln der Colonie zu fungiren hatten; 3., das Ober-Direktorium, Conseil français, aus Räthen zusammengesetzt, die aus den verschiedenen Ständen der Colonie gewählt wurden, und die unter dem Vorsitz eines Staatsministers, des Chefs der Colonie, über die Interessen und über die Erhaltung der Privilegien zu wachen, überdies diejenigen dem Fürsten zur Bestätigung vorzuschlagen hatten, welche zu geistlichen oder Civilämtern, oder zum Empfang von Gnadengehältern erwählt worden waren.

Das Gehalt dieser Civilbeamten war übrigens nur ein sehr mäßiges. Der Richter beim Ober- oder Untergericht in Berlin erhielt jährlich 300 Thlr., in den großen Provinzial-Städten 200 Thlr., in den kleineren 150 Thlr. Die Inspec-

toren der Colonieen auf dem Lande wurden mit 150, und die Procuratoren mit 50 Thlr. besoldet, wofür sie den Dürftigen, wahrscheinlich unentgeltlich, als Rechtsbeistand dienen mußten.

Auch die Aerzte, Chirurgen und Apotheker der Reformirten, so wenig ihre Kunst auch in Beziehung zur Religion stehen mag — in der früheren Zeit waren es besonders Juden, welche diese Kunst übten — waren nicht ausgeschlossen von der allgemeinen Verfolgung.

In Frankreich gab es noch viele heimliche Anhänger der Reformation; denn daß die Meisten unter den zurückgebliebenen Reformirten nur aus Furcht und ihrer Existenz wegen zum Schein zur katholischen Kirche übergetreten, im Herzen aber ihrem Glauben treu geblieben waren, daß wußten die Bekehrungshelden sehr wohl. Um sich aber auch dieser zu bemächtigen, und sie wahrhaft in den Schooß „der Alleinseligmachenden" zurückzubringen, wenn auch erst in den letzten Stunden ihres Lebens, in der Stunde des Todeskampfes, dazu schien nichts geeigneter, als dem Kranken den Beistand ihrer Aerzte zu entziehen, so daß er in bedenklicher Lage und in der Gefahr seines Lebens seine Zuflucht zu einem katholischen Arzt zu nehmen, gezwungen wurde. Diese waren alsdann gehalten, sofort den Priester von dem Zustande des Kranken in Kenntniß zu setzen, damit dieser sein Bekehrungsgeschäft von Stund an beginnen konnte; weigerte sich der Kranke durchaus nach katholischer Weise zu sterben oder selig zu werden, — denn darann erkannte man ja den versteckten und verstockten Reformirten — so hatte der Arzt die gemessene Ordre, nach dem zweiten Besuch den Kranken seinem Schicksale zu überlassen.

Die französischen Aerzte, wie ihre medicinischen Akademieen, namentlich Montpellier, hatten einen europäischen Ruf, und Friedrich Wilhelm empfing die Flüchtlinge mit offnen Armen. Die überall sich bildenden Colonieen und die Armee boten ihnen hinlänglich Gelegenheit von ihrer Kunst Gebrauch zu machen. In Berlin, wohin er die ausgezeichnetsten Aerzte berief, erhielten sie ein Gehalt von 200 Thlr., und einige von ihnen den Titel als Hofärzte, wie Jacob v. Gaultier, der Bruder des Predigers.

Dieser Jacob Gaultier kam 1686 nach Berlin. Er hatte schon im Jahre 1684 Frankreich verlassen und sich nach der Schweiz, nach Bern, begeben, von wo aus er das Edikt von Potsdam, daß ihm sein Bruder in mehreren tausend Exemplaren zugeschickt hatte, in Frankreich zu verbreiten wußte. Besonders hatte er dazu beigetragen, daß eine so große Zahl von Fabrikanten und Manufakturisten in Brandenburg einwanderten. Da er jedoch fürchtete, daß Bern sich Ludwig XIV. Zorn zuziehen, und er selbst sich dessen Rache aussetzen könnte, so verließ er die Schweiz und ging nach Berlin; wo er sich die Gunst des Churfürsten in hohem Grade erwarb, um die Colonie sich aber sehr verdient machte. Ihm verdankt diese auch eine Stiftung, die unter dem Namen der Mannite bekannt ist, und den Zweck hat, Armen und Kranken eine kräftige Bouillon zu reichen. Er gewann für dies Unternehmen nicht nur französische, sondern auch recht viel deutsche Frauen; auch die Königin Mutter, Sophie Dorothea, gab reichliche Beiträge. Bei den französischen Aerzten herrschte damals die Sitte, nach dem Beispiel der Pariser, ihre Krankenbesuche zu Pferde abzumachen.

Das gleich im Anfange der Refuge gegründete Hospital für arme Kranke und schwache Greise, erhielt in Isac Roussel seinen ersten und eigenen Arzt; auch die Dorotheenstadt, gewöhnlich Neustadt genannt, die damals angelegt, und größtentheils von Refugié's bewohnt wurde, und die deßhalb einen eigenen Magistrat erhielt, bekam ebenfalls einen eigenen Arzt, einen Stadtphysikus. Dies war damals Samuel Duclos, der sich durch seine fiebervertreibenden Pulver einen bedeutenden Ruf, und, da die Bereitung dieses Pulvers noch ein Geheimniß war, auch ein bedeutendes Vermögen erwarb. Bei seinem Tode setzte er das Waisenhaus und die Ecole de Charité zu Erben dieses Geheimnisses ein, deren Directorium die Bereitung des Pulvers einem Arzt aus der Colonie übertrug, und den Verkauf derselben zum Nutzen der Anstalt noch bis auf den heutigen Tag betreiben läßt.

Neben den Aerzten wanderten auch viele Wundärzte und Apotheker ein, von denen jene theils in den Hospitälern, theils

in den Colonieen, theils aber auch in der Armee angestellt wurden. Unter ihnen gelangte François Charpentier zu dem Grade eines General-Chirurgen in der Armee. Da ihre Zahl bedeutend groß war, und wohl mancher Unfähige diese Kunst zum Nachtheile des Volkes ausübte, so wurde, um jedem Mißbrauch für die Folge vorzubeugen, durch eine Verordnung vom Jahre 1724 die Zahl der französischen Wundärzte für die Hauptstadt auf acht festgesetzt.

Die Apothekerkunst war damals in Brandenburg noch sehr in der Kindheit und die Zahl der Apotheken sehr gering. Die erste Apotheke wurde zu Halle im Jahre 1493 gegründet; in Berlin war die erste die Tonnenberg'sche. Der Churfürst Joachim Friedrich, oder vielmehr seine Gemahlin legte 1598 die Schloßapotheke an, aus welcher den Armen unentgeltlich Medicin verabreicht wurde. Friedrich Wilhelm unterstützte und verbesserte die bestehenden, und erlaubte den Refugié's, die sich als Apotheker auswiesen, ohne Examen ihre Kunst auszuüben, die sich nicht allein darauf beschränkte, Heilmittel zu bereiten, sondern auch leichte Kuren auszuführen, und besonders bediente man sich ihrer bei Kinderkrankheiten; auch reichten sie damals selbst dem Kranken die Medicin, um sich sofort von der Wirkung derselben zu überzeugen. Im Jahre 1723 wurde die Zahl der französischen Apotheken auf vier festgesetzt. Unter den Refugié's erwarb sich Drague durch seine glücklichen Kuren einen außerordentlichen Ruf. Zu jener Zeit genossen die Apotheker noch das Privilegium, die Confitüren zu bereiten. So weiß der praktische Sinn des Volkes stets das Rechte zu treffen und zu vereinigen.

Die Verfolgung der Reformirten in Frankreich führte eine verhältnißmäßig nur geringe Anzahl von Gelehrten nach Brandenburg, nicht weil sie sich leichter zum Rücktritt zur katholischen Kirche verstanden hätten, sondern weil dieser Stand in jener Zeit überhaupt nur schwach vertreten war. Gelehrte von Fach gab es nur wenige, denn die sich mit dem Anbau der Wissenschaften beschäftigten, waren in der Regel auch mit einem öffentlichen Amte bekleidet. Erst mit dem Entstehen der Akademieen in Frankreich mehrte sich die Zahl der Gelehrten von Fach,

und Ludwig XIV. gab auch hierin den ersten Anstoß, indem er solchen Männern reiche Pensionen aussetzte, damit sie ungehindert der Wissenschaft dienen könnten.

Brandenburg hatte im 17. Jahrhundert dem einfachen Gelehrten, dem Schriftsteller ohne Amt und Vermögen nur wenig zu bieten, denn der dreißigjährige Krieg raubte Muße und Mittel, und der Churfürst, ein wie großer Freund und Beschützer der Wissenschaften er auch war, hatte mit der Noth des Landes genugsam zu kämpfen. Erst mußten Handel und Gewerbe blühen, ehe er an den Anbau der Künste und Wissenschaften denken konnte, die wohl das Leben verschönen, aber nicht den Wohlstand hervorrufen, sondern erst eine Folge desselben sind.

Indessen fanden doch einige Gelehrte unter den Réfugié's, ungeachtet der geringen Hülfsquellen, die das Land damals bot, eine ziemlich gute Stellung. Bis zu dem großen Churfürsten war für den Anbau der vaterländischen Geschichte wenig geschehen, weßhalb er, um den Patriotismus zum Bewußtsein zu bringen, die Stelle eines Historiographen für diesen Zweig der Wissenschaft schuf. Außer mehreren Deutschen wurden auch einige Réfugié's mit dieser Stelle bekleidet; so der Herr von Rocolles; unter Friedrich I. erhielt Antoine Teissier, Gesandtschaftsrath, und 1699, Charles Ancillon diese Stelle, die mit einer jährlichen Pension von 500 Thlr. dotirt war. Aber weder die Deutschen, noch die Franzosen kamen damals mit diesem Werke zu Stande, wiewohl sie schätzenswerthe Materialien und einige Bruchstücke der brandenburgischen Geschichte hinterließen. Später ging diese Stelle wieder ein.

Die Unbekanntschaft mit der Landessprache war den Réfugié's besonders hinderlich, eine Stellung an den Landesuniversitäten und Gymnasien zu gewinnen; erst als Friedrich I. das Collège français gestiftet hatte, fanden hier Sperlette, Chauvin, Audouy, v. Pennavaire und de la Croze, Andere an der von eben dem Fürsten gestifteten Societät der Wissenschaften eine entsprechende Thätigkeit.

Nachdem der Churfürst Friedrich Wilhelm eine Colonie in Frankfurt an d. O., 1686, gestiftet hatte, bot auch die

dortige Universität einige Existenzmittel; der Fürst gründete nämlich für eine Anzahl von zwölf französischen Studenten ein Stipendium zu je 50 Thlr.; dies zog eine bedeutende Zahl junger Leute aus den besten französischen Familieen hierher, und der Prediger Bancelin wurde als Inspektor dieser jungen Studirenden gesetzt. Im Jahre 1698 errichtete Friedrich I. daselbst einen Lehrstuhl für die französische Sprache und besetzte ihn mit Jean Causse, seit 1690 Nachfolger des Bancelin.

Im Jahre 1687 kam Philipp Naudé nach Berlin, und da er seine Jugend in Deutschland verlebt hatte, mithin der deutschen Sprache mächtig war, so wurde er sogleich als Lehrer der Mathematik an dem Joachimsthalschen Gymnasium angestellt, später wurde er zum Mitgliede der Königlichen Societät der Wissenschaften ernannt; so wie sein Sohn, Jaques Naudé, zum Professor der Theologie an demselben Gymnasium.

Friedrich I., der Gelehrte und Künstler mit großer Freigiebigkeit belohnte, und durch Gründung einer Menge darauf bezüglicher Anstalten seine Regierung in den Annalen der preußischen Geschichte zu einer der glanzvollsten gemacht hat, war auch der Stifter der Universität zu Halle, deren erster Keim eigentlich in einem französischen Institute zu suchen ist. Es verhält sich hiermit folgendermaßen.

Der Administrator des Herzogthums Magdeburg hatte ein Institut zur Erziehung junger Adeliger gestiftet. Kaum war dieser gestorben, so beeilte sich la Fleur, ein Franzose und dessen Kammerdiener, diese wichtige Nachricht dem Churfürsten zu überbringen und für sich das Privilegium zur Fortsetzung der Anstalt zu erbitten. Die Bitte wurde ihm gewährt, und la Fleur verpflanzte diese Anstalt nach Halle, wo er ein eigenes Haus erstanden hatte. Ohne die geringste Unterstützung von Seiten der Regierung hatte er sie bis zum Jahre 1688 fortgeführt; da aber zwischen la Fleur und seinen Lehrern Mißverhältnisse eingetreten waren, so wurde sie von Friedrich I. zu einer Staatsanstalt, zu Gunsten des Adels, erhoben. Um diese Zeit flüchtete der in Leipzig verfolgte, berühmte Professor Thomasius nach Halle, wohin dem großen Manne eine bedeutende Anzahl junger Leute nachfolgten. Diese Begeben-

heit brachte Friedrich I. auf den Gedanken hier eine Universität zu gründen, und dieser wurde durch ein Dekret vom Jahre 1693 die Akademie la Fleur's einverleibt.

Die Reformirten in Frankreich standen unbezweifelt auf gleicher Stufe der Bildung mit den Katholiken; nur in Rücksicht auf die bildende Künste wären diese ihnen überlegen. Das Auffallende dieser Erscheinung verschwindet aber, wenn man in's Auge faßt, daß jede der beiden Kirchen eine ganz verschiedene Seite des Menschen zu erfassen sich bestrebt. Der ganze katholische Cultus zielt darauf hin, die Sinnlichkeit zu erregen, namentlich der Phantasie den weitesten Spielraum in Glaubenssachen zu gewähren; daher der Ceremoniendienst, der Pomp bei religiösen Feierlichkeiten, die Anrufung der Heiligen, der Wunderglauben und der Bilderdienst; daher auch die Größe und Pracht ihrer Tempel, die mit den kostbarsten Gemälden, Statuen und Sculpturen ausgeschmückt sind. Dies Alles zusammen genommen macht die Menge befangen, bietet aber dem Künstler Muster der Nachahmung und Stoff zu neuen Kunstschöpfungen. Dagegen verwirft die reformirte Kirche alle Menschensatzungen und jedes sinnliche Mittel um zur Erkenntniß zu gelangen; sie stützt sich einzig und allein in Glaubenssachen auf die Bibel, gestattet jedoch die freie Forschung in derselben und verlangt eine Anbetung im Geiste und in der Wahrheit.

Deßhalb verwarf Calvin, der strenger als Luther war, jeden Schmuck der Tempel bis auf den Altar und den Taufstein, um jede Erinnerung an den katholischen Gottesdienst zu vernichten. Zwingli wollte sogar den Gesang aus dem Gottesdienst verbannt wissen; dies konnte natürlich der Kunst nicht förderlich sei.

Schon auf der Synode zu Verseuil, 1567, wurde der Beschluß gefaßt, daß allen Sculpturarbeitern, Goldschmieden, Malern, Stickern, Glasern, Tischlern, Zimmerleuten und Maurern der reformirten Gemeinden die Aufertigung von Arbeiten, die auf die Abgötterei der katholischen Kirche Bezug haben, streng untersagt sei, und daß, wenn sie nach der Kenntnißnahme dieses Beschlusses dergleichen Dinge dennoch anfertigen würden, durch die geistliche Censur gestraft werden sollten; selbst Arbeiten der Art für die katholische Kirche auszuführen, ward streng

verboten. — Von diesem Rigorismus ist man, Gott sei Dank, schon längst zurückgekommen. — Somit wurden die Reformirten von den bildenden Künsten mehr abgewendet, und wie nun die Zahl der Künstler in Frankreich selbst gering blieb, so konnten auch nur Wenige derselben in Brandenburg einwandern.

Der Churfürst, der unter andern Sammlungen von Kunstschätzen, schon damals eine schätzbare Sammlung von Original-Gemälden besaß, empfing die flüchtigen Künstler mit offnen Armen und beehrte sie mit vielen Aufträgen. Unter den Malern erwarben sich die beiden Huaut's, Henri Fermandeuu, Jacab Vaillant und Ramondon einen bedeutenden Ruf. Von dem Letzeren soll noch ein Portrait des großen Churfürsten vorhanden sein.

Vorzugsweise aber fanden die Architekten ein weites Feld ihrer Thätigkeit; denn noch keineswegs waren die Spuren der Verwüstung aus dem dreißigjährigen Kriege her verschwunden. In dem Verhältniß wie die Bevölkerung wuchs entstanden auch die Straßen und Häuser aus ihren Ruinen. Besonders aber bedurfte Berlin einer Erweiterung, nicht nur weil hier eine größere Zahl von Refugié's sich niederließ, sondern weil überhaupt der Zudrang nach den Hauptstädten größer ist, indem alle diejenigen dahingezogen werden, die für ihre Talente und ihre Fähigkeit ein weiteres Feld bedürfen.

Selten wohl bietet eine Stadt ein Beispiel so schnellen Aufblühens und Wachsthumes dar, als Berlin. — Um das Jahr 1658 fing man an, den Werder, 1674 die Dorotheenstadt zu bauen; 1690 betrug die Bevölkerung mit einigen Tausend Refugié's nur vierzehntausend Seelen; 1747 war sie auf 106,000; 1806 auf 150,000 Einwohner gestiegen, und jetzt möchte ihre Zahl wohl 450,000 betragen. Schon unter dem großen Churfürsten und durch die Refugié's, denen die größten Vortheile bei ihren Niederlassungen geboten wurden, nahm Berlin eine ganz andere Gestalt an: die Schloßfreiheit, die Stechbahn, die Brüderstraße, der alte St. Petri-Kirchhof und der Mühlendamm waren fast nur von französischen Kaufleuten und Handwerkern bewohnt, die hier eine Menge Häuser erbauten. Eine große Zahl derselben ließen sich auf der sogenannten

Leipziger Vorstadt, die damals nur aus Gärten und Feldern bestand, nieder; später wurde diesem Stadttheile der Name Friedrichsstadt beigelegt; eben so füllte sich die Königs-, Spandauer-, Stralauer- und Köpnicker-Vorstadt mit französischen Gärtnern.

Bei diesen Bauten wurden mehrere der französischen Architekten verwendet; wie Abraham Quesney, der die friedrichstädtische Kirche und das französische Waisenhaus baute, und Pierre Boynet in Berlin; die Gebrüder Detan in der Colonie zu Königsberg, von denen der eine zum Condukteur, der andere zum Genral-Controlleur der Bauten ernannt wurde; vorzugsweise leisteten aber de la Chiese, Cayart und Bodt dem neuen Vaterlande in der Baukunst wichtige Dienste.

Wenn die französische Sprache den genannten Ständen, besonders in der ersten Zeit der Einwanderung, nicht selten ein unüberwindliches Hinderniß für ihr Fortkommen war, so bot sie andern Refugié's beiderlei Geschlechts, die neben ihren Kenntnissen Einsicht und feine Bildung besaßen, gerade ein Mittel, sich eine ihrem Stande und ihrer Bildung entsprechenden Stellung als Erzieher und Erzieherinnen zu gewinnen; was ihnen dadurch sehr erleichtert wurde, daß der Churfürstliche Hof mit seinem Beispiele dem Lande voran ging; denn Friedrich Wilhelm ließ zwei seiner Prinzen durch Refugié's, den Herrn v. Anché und Marconnay, und seine Enkelin durch Fräulein v. Ingenheim, aus Metz, erziehen. Bald fand man auch in den höheren und begüterten Familien nur französische Erzieher und Erzieherinnen. Von den Frauen, die in den ersten Häusern des Landes in dieser Eigenschaft wirkten, und sich durch die Liebenswürdigkeit ihres Charakters lange Zeit in ehrenvollem Andenken erhalten haben, nennen wir hier Anne und Marguerite Varnier, Charreton, v. Combles, Portal, Barbot, v. Bonafonds, Pellet und die Gräfin Blosset, vor allen aber die Frau v. Rocoulle, die Friedrich I. zur Erzieherin des Kronprinzen, des nachmaligen Königs, Friedrich Wilhelm I., erwählte. Sie entledigte sich dieses Auftrages mit so ausgezeichnetem Erfolge, daß ihr erhabener Zögling sie später zur Erzieherin aller seiner Kinder, also auch

Friedrich des Großen, dessen Regierungsantritt sie noch sah, ernannte. Sie starb in dem hohen Alter von zweiundachtzig Jahr 1741.

Da indessen nicht so viel Erzieherinnen vorhanden waren, um alle Ansprüche zu befriedigen, so rief das Bedürfniß Institute in's Leben, die bis dahin in Brandenburg noch nicht bestanden hatten, nämlich die Pensions-Anstalten, über deren Werth oder Unwerth wir hier nicht zu entscheiden haben, die ungemein zahlreich besucht wurden, und den Unternehmerinnen ein anständiges Auskommen gewährten. So wurde die französische Sprache und Sitte auch in die Provinzen verbreitet, und wohl nicht zum Nachtheile der Sittlichkeit, wie manche Schriftsteller behauptet haben.

Eine der ältesten Anstalten dieser Art war die der Susanne Jacobé; nicht viel späteren Ursprungs waren die Pensionen der Demoiselle Meinadié, die zu Stettin, zweiundneunzig Jahr alt, starb, und der beiden St. Aubin; Marie v. St. Aubin starb 1761, siebenundneunzig Jahr alt. Ihre Schwester wurde gewöhnlich die junge St. Aubin genannt, obwohl sie über achtzig Jahr alt war.

Der Einfluß, den all' diese Stände auf die Förderung der geistigen Bildung der Landeseinwohner ausübte, war, obwohl nicht gleich groß, doch unverkennbar. Wie groß oder wie gering derselbe gewesen ist, möchte sich indessen schwer bestimmen und abwägen lassen; denn der stillwirkende Geist entzieht sich nur zu oft dem Auge des Beobachters, und der Saamenkorn, den er heute ausstreut, bringt oft erst nach fünfzig und hundert Jahren die vollendete Frucht. Behält man nun im Auge, daß Frankreich es war, wo der gute Geschmack in den Wissenschaften am schnellsten in den Verkehr des alltäglichen Lebens übertragen wurde, daß der Franzose von Natur heiter, gesellig, lebhaft und entgegenkommend ist, daß er das Verdienst nur in so fern schätzt, als es sich zeigt, daß er daher gern seine in der Zurückgezogenheit gewonnenen Kenntnisse und Einsichten auf die Gesellschaft überträgt, sie zu einem Gemeingut Aller zu machen, sich bestrebt, durch welchen gesellschaftlichen Verkehr der französische Gelehrte alles Steife, Gezwungene und Pedantische,

was den deutschen Standesgenossen charakterisirt, abstreift und ein liebenswürdiger Gesellschafter wird; und wenn man ferner die strenge Sittlichkeit der Refugié's, das Beispiel des Hofes und besonders die Rohheit des Volkes berücksichtigt, die der überwiegenden Bildung stets einen empfänglichen Boden bietet: so werden wir zugeben müssen, daß mit dem Zeitpunkte der Einwanderung der Refugié's auch eine vortheilhafte Umwälzung in Bezug auf Milde und Feinheit der Sitten in Brandenburg eingetreten ist, und daß sie vorzugsweise den Erziehern der Jugend, den Bildnern der folgenden Geschlechter, anzurechnen ist.

Drittes Capitel.

Einfluß der Refugié's durch Fabriken, Manufakturen, Gewerbe, Handel und Ackerbau.

Friedrich Wilhelm, der den Staat auch in Rücksicht auf Handel, Gewerbe und Ackerbau in der traurigsten Verfassung fand, erkannte schnell und richtig die Vortheile, welche die Lage und die Beschaffenheit des Landes, bei weiser Benutzung der Hülfsquellen, ihm bot, und deßhalb suchte er vor allen Dingen kräftige und fleißige Arme für sein entvölkertes Land zu gewinnen. Schon um das Jahr 1650 bot er allen Fremden, die sich in seinen Staaten niederlassen wollten, Baustellen, Baumaterial und Abgabefreiheit auf sechs Jahre an, Anerbietungen, die aus allen Gegenden Deutschlands Colonisten herbeiführten. Später, und noch vor dem vernichtenden Schlage, der die reformirte Kirche Frankreichs traf, waren, wie wir schon oben erwähnt haben, mehrere Familien nach Brandenburg gekommen, und hatten sich in Berlin niedergelassen, wo sie durch ihre Thätigkeit, ihren Unternehmungsgeist und durch ihre einfache Sitten die Aufmerksamkeit des Churfürsten auf sich zogen, und eine gute Meinung für diejenigen erwekten, die einige Jahre später ihnen in das Asyl folgten, das ihnen die Weisheit und die Güte des Landesherrn eröffnete.

Allmählig aller Rechte beraubt, und von allen Aemtern ausgeschlossen, hatten sich die Reformirten Frankreichs ausschließlich der Industrie und dem Handel zugewendet und durch ihre Ehrenhaftigkeit im Geschäftsverkehr sich im In- und Auslande, bei Freund und Feind einen ehrenvollen Ruf erworben. Ihre Fabriken und Manufakturen waren die ansehnlichsten, und der tiefe Verfall der Industrie nach ihrer Auswanderung spricht am klarsten für ihren Werth und ihre Bedeutung. So beschäftigten die Seidenmanufakturen zu Tours vor 1685 gegen achttausend Stühle, siebenhundert Mühlen, zwanzigtausend Arbeiter und mehr als vierzigtausend Personen, um die Seide abzuhaspeln. Der Umsatz den die Stadt in diesem Artikel machte, soll sich auf zehn Millionen Livres belaufen haben; nach dem Widerruf wurden nur zwölfhundert Stühle und sechszig Mühlen in Thätigkeit gefunden, und so war es in fast allen Provinzen des Reiches.

Aus doppelten Gründen beeilten sich die protestantischen Fürsten, diejenigen aufzunehmen, durch deren Unternehmungsgeist Frankreich zu so hohem Wohlstand gelangt war. Dänemark, Holland und England öffneten ihnen mit Freuden ihr Land; besonders aber bot der große Churfürst alles auf, den Strom der Auswanderung, wenigstens einen Theil, nach seinen Staaten zu leiten. Für seine Absichten wirkten, außer dem Edikt von Potsdam, sein umsichtiger Geschäftsträger v. Spanheim in Paris, François und Jacques Gaultier und v. Grema in der Schweiz, der Prediger Abbadie in Holland; durch ihre Bemühungen gewann Brandenburg eine nicht unbedeutende Zahl von Manufakturisten und Arbeiter, denen vorzugsweise es seinen späteren Flor zu verdanken hatte.

Daß aber die Einwanderung der Refugié's für den brandenburgischen Staat epochemachend wurde, verdanken wir der Weisheit des Churfürsten und der Einsicht und Geschicklichkeit seiner Minister, die es verstanden, ihres Herren Pläne auch in seinem Geiste auszuführen; denn alle Einrichtungen waren der Art, daß sie die Industrie und die Talente der Eingewanderten nicht nur sofort in Thätigkeit setzten, sondern auch den Bestand und Fortgang der neugegründeten Etablissements sicherten.

Zu diesen Einrichtungen gehörte namentlich das Commissariat, welches aus den Einsichtsvollsten der Réfugié's gebildet und unter der unmittelbaren Leitung des Ministers Grumkow gestellt wurde. Diese Commission war beauftragt alle Einzelnheiten in Bezug auf Handel, Manufakturen und Fabriken zu prüfen, die vorgelegten Pläne der Unternehmer, ihre Fähigkeiten und die Solidität der Mittel, welche sie vorschlägen, zu beurtheilen, und dem gemäß die nöthigen Vorschüsse zu leisten, die ihre Unternehmungen erforderten. Wir lassen hier diejenigen Industriezweige folgen, die theils durch die Réfugié's neu eingeführt, theils verbessert wurden.

Die Wollmanufakturen.

Der größten Theilnahme, Aufmerksamkeit und Unterstützung erfreuten sich die Wollmanufakturen aller Art, die durch die weise Verordnungen Colbert's, Vereinigung der umfassendsten Kräfte und Thätigkeiten, zu einer hohen Vollkommenheit in Frankreich geführt worden waren, und die nun in Brandenburg, wo von dem früheren Flore fast keine Spur übrig geblieben war, nach denselben Grundsätzen eingerichtet wurden. Den Unternehmern überwies man, außer den nöthigen Geldmitteln, auch öffentliche und Privathäuser, in welchen sie sowohl Raum für ihre Werkstätten, als auch für gemeinsame Wohnungen der Arbeiter fanden. Zugleich war die Regierung darauf bedacht, die Unternehmer mit ihren Arbeitern an solchen Orten zu etabliren, die durch ihre Lage, wie durch die Fruchtbarkeit der Umgegend, neben dem reichlichen Erwerb auch billigen Unterhalt gewährten; wie zu Magdeburg, Halle, Frankfurt a. O., Brandenburg, Prenzlow Königsberg u. s. w.

Magdeburg das noch reichlich die Spuren der Zerstörung des dreißigjährigen Krieges in seinen öden Straßen und verwüsteten Häusern an sich trug, bot durch seine Lage, an einem großen schiffbarem Strom, die größten Vortheile, und bald gewann auch die Stadt ein ganz anderes Ansehen; die Häuser entstanden aus ihren Ruinen, Handel und Gewerbe fingen an zu blühen, in Folge dessen die Einwohnerzahl sich sichtbar

mehrte. Die ersten Fabriken in Tuch und anderen Wollenzeugen waren die der Gebrüder Bose, des Jean Rafinesque, Jean Meffre, des André Valentin und Pierre Claparède. Die beiden Letzteren beschäftigten in ihren Fabriken gegen hundert Arbeiter. Zu Halle erlangten die Fabriken des Gaspard le Clerc und Abraham Valery ausgebreiteten Ruf; diesem ließ der Churfürst für 2500 Thlr. ein Haus kaufen und überdies noch bedeutende Vorschüsse machen, die er nicht nur sehr bald zurück erstattete, sondern sich auch noch außerdem ein bedeutendes Vermögen erwarb. Die in Brandenburg von le Cointe, Gontard und la Rivière und in Frankfurt von Nicolas errichteten Tuchfabriken erreichten bald eine hohe Blüthe, wozu die Färbereien von Daniel le Cornu, der die bis dahin noch unbekannte Kunst, in Scharlach zu färben, mit brachten, und von Luc Cossart nicht wenig beitrugen.

Eins der bedeutendsten Geschenke, welches die Réfugié's ihrem neuem Vaterlande machten war der Strumpfwürker-Stuhl, dessen Erfindung wahrscheinlich von einem Franzosen ausging, zuerst aber in England in Anwendung kam. Der praktische Sinn dieses Volkes wußte die hieraus entspringenden Vortheile wohl zu würdigen und verbot die Ausführung eines Modelles bei Todesstrafe. Wie ein Franzose, durch die Unklugheit der Regierung, genöthigt, seine Erfindung in's Ausland trug, so schenkte auch ein Franzose sie seinem Vaterlande wieder. Aus London zurückgekehrt, nur von seinem treuen Gedächtnisse unterstützt, ließ er zu Paris einen Webestuhl anfertigen, und dieser ist der Stamm einer unzähligen Nachkommenschaft. Nach einem Statut von 1659 wurde die Ausführung dieser Webestühle mit Confiscation und 1000 Livres bestraft. Wenn Frankreich den Namen seines Wohlthäters vergessen hat, so wollen wir wenigstens den Namen desjenigen bewahren, der ihn zuerst in Preußen und zwar in Magdeburg verfertigte: dies war der im Jahre 1685 hier einwandernde Pierre Labry, dessen Verdienst sich noch dadurch erhöht, daß er, um den Armen den Ankauf der Stühle zu ermöglichen, sie auf wöchentliche Abschlagszahlungen lieferte. In Berlin wurden sie später von Jacob Petermann und Guillaume Vignerol angefertigt.

Ueberall in den genannten Städten ließen sich Strumpfwürker nieder; besonders aber war die Fabrikation und der Betrieb in Magdeburg so groß, daß dies nicht Wenig zum Wohlstande dieser Colonie beitrug; denn die Anzahl der hier verfertigten Paar-Strümpfe soll sich in der ersten Zeit auf achtzehntausend Dutzend jährlich belaufen haben.

Seidenfabriken und Seidenbau.

Wie sich die Zeiten geändert haben! Der Kaiser Augustus, Herr über hunderttausend Quadratmeilen der reichsten Produktenländer der Erde, wurde als ein Verschwender angesehen, da er es sich herausnahm, ein seidenes Kleid zu tragen, und der Kaiser Aurelian verweigerte seiner Frau ein solches Kleid, worum sie ihn inständigst gebeten hatte. Heute tragen ganz andere Leute diesen Stoff. Es war um die Mitte des 6. Jahrhunderts als die Seidenraupe nach Europa, und zwar nach Griechenland gebracht wurde; erst im zwölften kam sie nach Sicilien und von hier nach Italien und Spanien. In Frankreich wurde der Seidenbau unter Ludwig XI., aber mit geringem Erfolg, eingeführt; erst Heinrich IV., Richelieu und Colbert wandten diesem wichtigen Industriezweige ihre ganze Aufmerksamkeit zu. Der Erstere fand aber in dem Sully, der dem einreißenden Luxus mit aller Macht entgegen arbeitete, einen entschiedenen Gegner, und er fügte sich erst dem Willen seines Herrn, als dieser ihm in seiner gewöhnlichen lebhaften Weise die Worte zurief: „Sind das die Gründe, die Ihr mir entgegen haltet? Ich will lieber den König von Spanien in drei Schlachten bekämpfen, als diese Justizmänner, Federfuchser und Pfahlbürger und besonders ihre Weiber und Töchter, die Ihr mir mit Euern närrischen Verordnungen auf den Hals hetzet!"

Seide und Sammet gehörten schon längst zu den Luxusartikeln der Brandenburger und entzogen daher dem Lande jährlich außerordentliche Summen. Einem Fürsten wie Friedrich Wilhelm, konnten die Vortheile nicht entgehen, welche die Refugié's durch die Fabrikation der verschiedenartigsten

Seidenstoffe seinen Staaten brachten, besonders da die inländischen Fabrikate den fremden wenig an Güte nachstanden.

Der Churfürst unterstützte mit der größten Freigebigkeit alle in diesen Zweig einschlagenden Bestrebungen, und schon im Jahre 1686 erhielt Jean Biet das Privilegium und einen Vorschuß von 5000 Thlr. zum Bau einer Seidenfabrik, die 1690 an Pierre Massonneau überging; fast zu gleicher Zeit errichtete Pierre Bourguignon eine Fabrik, die einen gleichen Ruf und eine gleiche Blüthe erlangte. In allen diesen Fabriken wurden alle Arten von Seidenwaaren, von den schwersten seidenen Gold- und Silberstoffen bis zu dem leichtesten Taffet, verfertigt. Nicht minder blüheten die Sammetfabriken von des Aiguilliers, der Madelaine d'Ivoi, Perreault, Bourgeat, Perard und Mangin; die Bandfabriken von Paul Lafargue, Mathieu Vernezobre und Louis Chamaret; die Gold- und Silberhortenfabrik von Jean Quesnoi und der Gebrüder Bose; die Seidenstrumpffabriken von Henri Delon, 1711, und von François Duchesne, die Tapetenfabriken von Pierre Mercier und besonders von Charles Vignes, der gegen zweihundertfünfzig Arbeiter beschäftigte.

Die Verfertigung der Seidenstoffe brachte allerdings dem Lande nicht unbedeutende Vortheile, indessen gingen doch jährlich bedeutende Summen für das Rohmaterial nach Frankreich und Italien, Summen die dem Lande niemals wieder zu Gute kamen. Sollen überhaupt Manufakturen und Fabriken dem Lande eine unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes und des Reichthums werden, so müssen die Rohstoffe, die sie verarbeiten, wo möglich in dem Lande selbst producirt werden, denn nur so, oder durch Schutzzölle, die auch wiederum ihre Schattenseiten haben, vermögen sie, die Concurrenz mit dem Auslande auszuhalten. Nun liegt es aber in der Natur der Sache, daß nicht alle Rohstoffe, deren sich die Industrie bemächtigt, im eigenen Lande erzeugt werden können, und namentlich war dies mit der Seide, so lockend der Versuch auch sein mochte, sehr fraglich; denn dies Erzeugniß des heißen Südens mochte wohl unter dem sonnigen Himmel Griechenlands, Italiens und

Frankreichs eine zweite Heimat finden, aber Brandenburg mit seinen langen, oft sehr strengen Wintern, mit seinen häufig regnerischen und kühlen Sommern, schien eben nicht die erfreuliche Aussicht eines glücklichen Gelingens zu gewähren; zumal da in England ähnliche Versuche gescheitert waren. Zwar finden sich schon früher einige Spuren der Seidenkultur in Deutschland und auch in Brandenburg — selbst die Gemahlin Joachim Friedrich's hatte sich damit beschäftigt —; aber dies war mehr der Liebhaberei, denn des Nutzens wegen geschehen; und Friedrich Wilhelm hatte auf andere Dinge, auf Einrichtungen seine Aufmerksamkeit zu richten, die einen sicheren Erfolg und baldigen Gewinn versprachen; nicht aber Unternehmungen seine Theilnahme zu zuwenden, die wohl viel Geld erforderten, aber einen zweifelhaften Gewinn in Aussicht stellten, ja, deren Gelingen für Manchen in das Reich der Träume gehörte.

Indessen faßten doch Einige der industriellen Refugié's, durch den guten Fortgang der zahlreichen Seidenmanufakturen im Lande aufgefordert, ungeachtet aller Bedenken und Hindernisse, die sich einem solchen Versuche im Großen entgegenstellten, den Entschluß, auch ohne Unterstützung der Regierung, mit der Ausführung vor zu schreiten. Vor allen Dingen waren Maulbeerplantagen erforderlich, und die ersten derselben wurden von einem gewissen Duclos bei Guben, durch den General Roubillas und den Obristlieutenant Rison auf den Wällen von Peitz angelegt; auch bei Brandenburg und besonders bei Cöpenick entstanden ansehnliche Anpflanzungen.

Bei der letzten Stadt finden sie sich seit dem Jahre 1694, und schon von 1703 an gewann Jean Logier und Marie Colas, seine Schwiegermutter, jährlich fünf bis sechs Pfund Cocons.

So gering auch die ersten Erfolge waren, so lieferten sie doch den Beweis für die Möglichkeit des Gelingens, zumal da die Plantagen die harten Winter von 1709 und 1740 glücklich überstanden.

Im Jahre 1707 bewilligte Friedrich I. der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Berlin das ausschließliche

Privilegium für Maulbeerbaum- und Seidenkultur und man übergab ihr die Pflanzungen von Cöpenick, Potsdam, Spandau und Berlin, bei welchen Logier, Bourget, Bacher, Merle, Bouvier, Franceson und Pont die unmittelbare Aufsicht führten; überdies stand die Gesellschaft mit Dalençon und Coeper, Delegirte des Conseil français und mit Pfeiffer, der durch seinen mehrjährigen Aufenthalt in Piemont eine gründliche Einsicht in der Seidenkultur erlangt hatte, in Verbindung.

Der König Friedrich Wilhelm I., der, obgleich er großes Interesse für diese Versuche hegte, nur wenig dafür thun konnte, autorisirte 1715 den Pfeiffer eine Pflanzschule für Maulbeerbäume anzulegen.

In der Umgegend aller Städte, auf deren Wällen und Kirchhöfen, in allen Dörfern, überhaupt an jedem geeigneten Ort entstanden junge Anpflanzungen. Eine allgemeine Theilnahme ward sichtbar und versprach den besten Erfolg.

Um diese Zeit entstand auch unter der Aufsicht des Charles v. Azimont die französische Colonie in Moabit. Der Ursprung dieses Namens ist nicht recht erweislich. Einer Sage zufolge haben die Franzosen diese Gegend, wegen der schlechten Beschaffenheit des Bodens „Terre maudite", genannt, und hieraus hat wahrscheinlich die Unbekanntschaft des Volkes mit der Sprache und das ungeübte Ohr desselben „Moabit" gemacht. Möglich auch, daß die ersten Franzosen diese Gegend „Terre des Moabits" getauft haben.

Indessen gerieth das ganze Unternehmen, ungeachtet Charles Vignes im Auftrage des Hofes, 1732, zwölf Familien zur Förderung des Seidenbaues aus Frankreich kommen ließ, bald wieder in Verfall, und erst unter Friedrich II. wurden mittelst Decret von 1752 und 1763 Anordnungen getroffen, welche die günstigsten Erfolge hatten. Besonders machte der Minister von Herrberg die großartigsten Anstrengungen, und seine Anstalt für Seidenzucht in Britz galt als eine Musteranstalt. Im ganzen Lande wurden Inspektoren angestellt, und seit dem Jahre 1779 für ein gewisses Quantum selbst gewonnener Seide Preise von fünf bis fünfzig Thaler

ausgesetzt, und zur größeren Aufmunterung silberne Medaillen geschlagen und vertheilt.

Im Jahre 1783 wurde ein Inspektor an der Realschule mit 200 Thlr. Gehalt angestellt, um Lehrer und Kantoren in der Zucht der Seidenraupe und in der Kultur der Maulbeerbäume zu unterweisen. Unter den Refugié's zeichnete sich durch Förderung der verschiedenen Anlagen der Geheimrath v. Campagne und als Inspektoren Barandon und die Gebrüder de la Rouvière aus; die Wittwe Barnouin und Pascal de Frugères erhielten sogar Pensionen von dem Hof. Die großen Fabriken von Girard und Michelet, der Gebrüder Baudouin und Bardin, Duchesne, Palmié und Bonte u. s. w. förderten auf das ersprießlichste den Seidenbau.

Ungeachtet all' dieser Anstrengungen und Versuche waren die Resultate in dem ersten halben Jahrhundert doch nur unbedeutend. So stieg der Ertrag in den Jahren von 1746 bis 1750 im Ganzen nur auf hundert Pfund; im Jahre 1751 war die Ausbeute achtzig, und 1753 schon hundertfünfzig Pfund. Zwanzig Jahre später jedoch, 1783, ergab die Ernte elftausend und 1784 sogar 13,432 Pfund. Die Zahl der Maulbeerbäume im ganzen Preußischen Staat ward auf drei Millionen geschätzt, die zu einem jährlichen Gewinn von 50,000 Pfund Seide ausreichend waren; ob dieser Ertrag jemals erziehlt worden ist, bleibt unentschieden, wahrscheinlich nicht; denn in der nächstfolgenden Zeit, mehr die Zeit des Genusses, als der Thätigkeit, wurde dieser Industriezweig gänzlich vernachläßigt, wenn nicht ganz aufgegeben, und die alten Plantagen standen nur noch als Zeugen jener großartigen industriellen Thätigkeit den folgenden Generationen zum Vorwurf da.

In der neusten Zeit hat man diesem wichtigen Culturzweig durch angestrengten Fleiß wieder die größte Aufmerksamkeit zugewendet.

Leinenfabrikation.

In der Leinwandbereitung waren die Deutschen weiter, als die Franzosen, auch befand sich unter den Eingewanderten Keiner, der sich von diesem Gewerbe nährte; dagegen verstanden sie es die Leinwand und die Kattune zu färben und zu bedrucken, was den Brandenburgern fremd war. Diese Stoffe wurden jedoch für Luxusartikel angesehen, und deßhalb erhielten die Gründer solcher Fabriken aus den öffentlichen Fonds keine Unterstützung; ja, Friedrich Wilhelm I., ein Feind alles Aufwandes, verbot einmal dieserhalb, und dann, weil er für die Wollenmanufakturen fürchtete, die Verfertigung solcher Stoffe. Wie wenig aber Aufwandgesetze den Strom der Mode zu hemmen vermögen, das zeigt uns die Geschichte von der römischen Republik an, bis auf die neuere Zeit; sie machen das Uebel ärger, und, da sich Niemand darum kümmert, so schwächen sie die Kraft des Gesetzes. So erging es auch hier! Die Regierung machte Verbote über Verbote bekannt, und ließ sogar den Uebertretern die Kleider auf öffentlicher Straße herunter reißen; es half nichts! die Zeuge wurden dennoch eingeführt und getragen; — aber auch der König blieb unerbittlich und erhielt das Gesetz aufrecht. Erst Fridrich II. änderte das System, und bald blühten Manufakturen dieser Art im Lande, die bedeutend genug waren, sowohl dem innern Verbrauch als auch dem Debit nach Außen hin, zu genügen. Die erste Manufaktur wurde von Jean Pierre Duplantier gegründet; Andere, wie Etienne Dutitre und David Simon, folgten nach. Sie beschäftigten eine große Zahl von Arbeitern und ihre Fabrikate, die sich durch Schönheit der Farbe, wie durch geschmackvolle Muster auszeichneten, waren sehr gesucht.

Eben so wenig ging es anfänglich mit der Gazefabrikation; die Sitten waren noch zu roh, die Bewohner zu wenig wohlhabend, und das Klima überhaupt zu rauh für diesen luftigen Artikel, deßhalb hatten die Fabriken des Isac Roger und Simon Challon keinen rechten Fortgang. Als sich jedoch die Mode dieses Stoffes bemächtigt hatte, da blühte

auch dieses Gewerbe, und die Häuser Palmié und Barez machten einen bedeutenden Umsatz.

Mit der Webekunst geht die Kunst zu färben Hand in Hand, und in der früheren Zeit, wo der Betrieb in Wollenwaaren in Brandenburg so bedeutend gewesen war, existirten auch im Lande viele und bedeutende Färbereien. Seit der Zeit des dreißigjährigen Krieges aber verschwanden beide Industriezweige fast gänzlich, und erst mit der Refuge trat auch hierin ein neuer Wendepunkt ein, besonders, da die Franzosen in der Schönfärbekunst einen großen Vorzug vor den Brandenburgern hatten. Die ersten französischen Färber von Bedeutung waren: Jacques Duclos, Etienne Henri, Grand, Cabanis, Louis und Andere. Der Kaufmann Lejeune, anfänglich zu Soest in Westphalen, seit 1694 in Magdeburg, hat sich um die Kultur des Waid's große Verdienste erworben; später mußte dieser Färbestoff dem Indigo weichen.

Papierfabrikation.

Ein äußerst wichtiger Gewerbzweig, der Brandenburg noch fehlte, und für dessen Fabrikat bedeutende Summen aus dem Lande gingen, war die Papierfabrikation. Wohl waren schon vor der Réfuge Versuche gemacht, aber sie waren alle, wahrscheinlich aus Mangel an Sachkenntniß, gescheitert. In Frankreich, und besonders in Holland, dessen Papiermühlen Friedrich Wilhelm gesehen hatte und wofür er sich, wie für Alles, was seinem Lande ersprießlich war, auf das wärmste interessirte, war man zu einer bedeutenden Vollkommenheit gelangt. Der Churfürst ging daher auf das Bereitwilligste darauf ein, als ihm ein Réfugié, François Fleureton, das Anerbieten machte, eine Papiermühle anzulegen. Das Unternehmen mußte, da es im Lande an Rohmaterial, den Lumpen, nicht fehlte, gelingen; dennoch gerieth die zu Burg 1688 angelegte Papiermühle wieder in Stocken, und Jacques Dalençon, erster Richter der Colonie zu Prenzlau, machte den Vorschlag, diese Mühle dorthin zu verlegen, wo das

Lokal und besonders die Eigenschaft des Wassers größere Gewähr des Gelingens böten. F. Fleureton erhielt unter der folgenden Regierung, 1694, die Concession, die nöthigen Privilegien, und durch Vermittelung des Rathes Grohmann zum Aufbau einer Mühle 1200 Thlr; ferner die freie Einfuhr der Lumpen, so wie das alleinige Recht, die inländischen sammeln zu lassen; zu seinen Gunsten wurde in den Jahren 1699 und 1700 die Ausfuhr derselben verboten. Hieran schließt sich die Verfertigung französischer Spielkarten. Das Privilegium erhielt Josué Perrin, der sich 1721 zu Stettin etablirte; 1723 wurde die Fabrik nach Berlin verlegt und die Einfuhr der fremden Karten verboten. Das Privilegium blieb noch lange bei der Familie.

Oelfabrikation.

Die Bereitung des Oels aus Lein- und Rübsaamen war den Brandenburgern ebenfalls unbekannt; sie fütterten damit ihre Schweine; dies sahen einige Franzosen und sogleich machten sie dem Hofe den Vorschlag, aus dem Saamen Oel zu fabriziren und 1689 wurde dem Philipp Petit und dem Jacques le Quoy das Privilegium zum Bau einer Oelmühle ertheilt; einige Jahre später wurde dies Etablissement durch Jacqes Bassenge bedeutend erweitert. Dieser 1688 aus der Pfalz vertrieben, kam nach Brandenburg und etablirte zu Prenzlau eine Wollmanufaktur, womit er später eine Leinölfabrik verband. Im Jahre 1694 mußte ihm der Magistrat die dort erbaute Oelmühle und ein Stück Ackers zum Anbau von Lein- und Rübsaamen übergeben. Da der Erfolg den Erwartungen entsprach, so erhielt er 1698 noch ein Stück Landes in der Nähe von Blindow zur Erweiterung seines Geschäftsbetriebes; 1700 wurde ihm das ausschließliche Recht der Rüb- und Leinölfabrikation für Prenzlau und die ganze Ukermark bewilligt; dasselbe ging 1713 an seinen Sohn, und als dieser Brandenburg verließ, an Jean Dupont über.

Fabrikation gegossener Lichte.

Wie sehr die Brandenburger den Ankömmlingen in Allem, selbst in den einfachsten Industriezweigen nachstanden, wie wenig sie mit denjenigen Dingen selbst, die mehr als Bedürfniß, denn als zur Annehmlichkeit gehörig, erscheinen, bekannt waren, ersieht man besonders daraus, daß weder in Berlin, noch im ganzen Lande zur Zeit der Réfuge eine Fabrik zur Anfertigung gegossener Lichte vorhanden war. Die Schlächter allein waren es, die da weiße Seife kochten und schlechte Lichte zogen, denn andere kannte man nicht. Wahrscheinlich bediente man sich im Allgemeinen der Thranlampen und des fetten Holzes. In den besseren Häusern waren Wachskerzen im Gebrauch.

In Frankreich dagegen reichen die Statuten der Lichtfabrikanten bis auf das Jahr 1061 hinauf und sie werden darin Maîtres-Chandeliers-Huiliers-Moutardiers genannt, und hatten das Recht mit Oel, Gläsern, Flaschen, Holz, Kohlen, Mostrich u. s. w. zu handeln.

In Berlin zählte man im Anfange des vorigen Jahrhunderts gegen vierzig Lichtfabrikanten in der Colonie, die alle sehr gute Geschäfte machten, wie Gaillard, Payot, Veri, Matthieu, Rey, le Sage, Bertin u. s. w.

In der ersten Zeit kannte man in Berlin gar nicht das Verfahren bei der Anfertigung gegossener Lichte. Jean David, der sich hier zuerst etablirte, ließ sich die Formen mit großen Kosten von seinem Lehrherrn aus Metz kommen und bewahrte dies lange als sein Geheimniß, bis ein gewisser Toussaint, ein Zinngießer, sich hier niederließ, und nachdem er solche Formen angefertigt hatte, blieb auch die Verfertigung gegossener Lichte kein Geheimniß mehr.

Ein Konflikt, der mit den deutschen Lichtziehern eintrat, und der 1752 zum Nachtheile der Colonisten entschieden worden war, reducirte die französischen Lichtfabrikanten — die sich nicht in die deutsche Seifensieder-Innung aufnehmen lassen wollten, auf eine ziemlich geringe Zahl. Es blieben nur übrig: Delpier, Giraud, Marsal, Rose, Tancrè, die Wittwe Claude und einige Andere.

Hutfabrikation.

Von großer Wichtigkeit für das Land. Das Tragen der Hüte kam erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts auf, und man erzählt es als eine Merkwürdigkeit, daß Karl VII. bei seinem Einzuge in Rouen, 1449, einen Hut getragen habe. Die Kunst feine Hüte zu verfertigen, scheint ein Geheimniß der Reformirten in Frankreich gewesen zu sein; denn sie verlor sich hier nach deren Auswanderung, und wurde nach England verpflanzt, von wo aus ein Franzose, Matthieu, sie wieder nach Frankreich zurückbrachte. In Brandenburg verfertigte man vor der Einwanderung nur grobe Hüte, die feinen ließ man aus der Fremde kommen. Friedrich Wilhelm wandte diesem Gewerbe die größte Theilnahme zu, und war außerordentlich erfreut, als man ihm den ersten, in seinem Staate verfertigten Castorhut überreichte.

In Berlin gründeten David Mallet, Grimaudet, Marsal, Richard, und besonders Douilhac, welchem die Lieferungen an die Armee, namentlich die der Officierhüte, übertragen wurden, ansehnliche Fabriken. Der König Friedrich Wilhelm I., der die Vortheile, die aus diesem Handel für das Land entstehen mußten, recht gut zu würdigen wußte, bot dem Jacqes Douilhac ansehnliche Vorschüsse zur Erweiterung seines Geschäftes an. Mit französischer Freimüthigkeit schlug er dies Anerbieten aus und sagte: „Sire, wenn Sie Vorschüsse leisten, so werden Sie mir auch Commissarien in's Haus senden, um untersuchen zu lassen, wie ich Ihre Gelder verwalte; sie werden sehen, wie ich jeden Mittag mein Glas Wein trinke, das ist so meine Gewohnheit, und sie werden Ew. Majestät berichten, daß ich Ihr Geld vertrinke." Wie in Berlin, so errichteten auch in Magdeburg Anton Pelou, David Pernet, Helot und le Clerc ansehnliche Fabriken.

Lohgerbereien.

So ansehnlich die Lohgerbereien in der Mark gewesen sein mochten, so waren sie doch zur Zeit der Refuge ganz

und gar in Verfall gerathen; denn in Berlin war nur ein einziger Lohgerber, der seine Kunst sehr unvollkommen verstand und betrieb; hieraus mag man abnehmen, wie es in den Provinzen aussah. Die Schuhmacher bereiteten sich ihren Bedarf, so gut es ging, selbst, und trieben nebenher mit ihrem Ueberfluß einen, natürlich beschränkten, Handel. Alle feinere Sorten mußten aus der Fremde eingeführt werden; da aber die Wälder Brandenburgs die nothwendigen Erfordernisse für Lederbereitung reichlich lieferten, so entstanden in allen Colonieen Lohgerbereien. In Berlin ließ sich Michel Cassin, durch bedeutende Vorschüsse unterstützt, nieder, und Rissoles erbaute auf dem Mühlendamm eine Lohmühle für ihn; ihm folgten Hian, Claude, Wall, Devrient, Remy, de la Garde; in Magdeburg P. Crégut, in Prenzlau baute Sechehaye eine Lohmühle und Salingre und Hennequin richteten Gerbereien ein.

Zu bemerken ist, daß die Kunst Saffian zu fabriciren, ebenfalls durch einen Franzosen, Namens Cottinet, in Berlin ansäßig, erst in neuster Zeit eingeführt worden ist.

Weniger oder vielmehr gar keinen Fortgang hatten die Weißgerbereien, obwohl sie für die Handschuhfabrikation von großer Wichtigkeit gewesen wären.

Die Lederhandschuh-Fabrikation

ist in Frankreich schon sehr alt und die Statuten der Maîtres gantiers-parfumeurs, so wurden sie genannt, reichen bis zum Jahre 1190 hinauf. Ludwig XIV. förderte diesen Gewerbzweig nach allen Kräften, und die in Paris und besonders zu Blois nach englischer Art genähten Handschuhe wurden sehr gesucht. Ehemals gab es sogar das Sprichwort, daß zu einem guten Handschuh drei Königreiche beisteuern müßten: Spanien müsse dazu das Leder bereiten, Frankreich die Handschuh zuschneiden und England sie nähen. In Brandenburg trug das Volk nur Handschuh von Tuch oder Pelz, während die vornehme Welt sich der wohlriechenden Glacée-Handschuh bediente, für welchen Luxusartikel bedeutende Summen in's Ausland

wanderten. Schon 1702 ertheilte ihnen Friedrich I. unter dem Namen: Maîtrise des gantiers français réfugiés das Meisterrecht und ihre Waaren fanden in ganz Deutschland und in dem Norden Europa's bedeutenden Absatz. Die Zahl der eingewanderten Handschuhmacher scheint nicht klein gewesen zu ein; unter ihnen nennen wir für Berlin: Mazet, Meauze, Chonel und Erman; für Halle, Halberstadt und Magdeburg: Figuier, Dan, Plantier, Gabain, Claude, Lorphelin und Roland, welchen die Weißgerbereien von Perrin und Plan zu Magdeburg; von Clement und Moret zu Halberstadt das Material lieferten.

Hüttenwesen und Bergbau.

Auch hierin haben die Réfugié's sich nicht unbedeutende Verdienste erworben, und einer derselben, Etienne v. Cordier, wurde 1691 zum Direktor aller Schmelzöfen und Eisenhütten ernannt. Aureillon und Didelot verwalteten 1711 die Kupfer- und Messingwerke zu Neustadt-Eberswalde, wozu ihnen le Jeune, der dasselbe 1709 geleitet hatte, die nöthigen Mittel gab. Damals betrug die Pacht 3900 Thlr.; 1711 aber schon 6800 Thlr. Jean Carita stand zu derselben Zeit den Messing- und Drahtwerken zu Heggermühle, bei Neustadt, vor; Isâc Lubes errichtete, in Verbindung, mit Demessy, eine viertel Meile von Freienwalde ein Alaunbergwerk, das schon im Jahre 1737 einen Reinertrag von 5000 Thlr. ergab, der aber 1770 bis auf 20,000 Thl. jährlich gestiegen war. Besonders vervollkommnet aber wurde die Fabrikation des Glases, eine der ältesten und wichtigsten Erfindungen, deren Vaterland entweder Phönizien oder Aegypten ist. Der Erfinder fiel als ein Opfer des Neides, denn die Metallarbeiter erschlugen ihn, weil sie durch diese Erfindung Abbruch in ihrem Geschäft befürchteten. Im Alterthum wurde das Material nur zu Spielereien gebraucht; man verfertigte weder Gläser, noch Scheiben noch Spiegel daraus; statt der ersteren bediente man sich der Becher aus Gold, Silber oder anderen Metallen. Ebenso kannte man nur metallene Spiegel und die Glasscheiben waren

kein Bedürfniß für die heißen Klima's, sie wurden und werden noch heutiges Tages häufig durch andere Stoffe ersetzt; auch die Glasschleifkunst war den Alten unbekannt; dessen ungeachtet war das Glas schon im Alterthum ein wichtiger und weit verbreiteter Handelsartikel. Die ersten Spiegel verfertigte man, aber nur von geringer Größe, in Venedig, von wo sich die Glasfabrikation nach Frankreich verpflanzte, wo sie namentlich von Adeligen — Genstils-hommes verriers — betrieben, und von ihnen als ein ihnen zugehöriges Privilegium angesehen und der Besitz einer Glashütte sogar als ein Adelsdiplom geachtet wurde.

Im Jahre 1646 erfand François Rebou zu Cherbourg das weiße Glas, dessen erste Anwendung bei dem Fensterwerk der Kirche du Val de grâce gemacht wurde. Durch den Minister Colbert wurde die Glasfabrikation in Frankreich so vervollkommnet, daß die französischen Fabrikate den venetianischen gleich kamen.

In Brandenburg bestand schon vor der Einwanderung der Réfugié's eine Glashütte zu Grimnitz, 1653 vom Churfürsten gegründet, die aber nur Fensterglas und Flaschen fabricirte; später errichtete Friedrich Wilhelm eine Glashütte und Spiegelmanufaktur zu Neustadt an der Dosse, und gewann für sie einen ausgezeichneten Techniker, den Réfugié Jean Henri Moor, der auch zugleich Gründer einer französischen Colonie daselbst wurde. 1696 ging sie an dessen Sohn und von diesem an Jean Henri de Colom über, dem sie der König Friedrich Wilhelm I. 1721 verkaufte. Im Jahre 1741 überließ er sie dem Geheimrath Krug von Nidda und aus dessen Händen gelangte sie 1769 an das bekannte Handelshaus Splittgerber und Daum, unter denen die Manufaktur schon den Ruf erlangte, den sie bis in die neuere Zeit behauptet hat.

Metallarbeiter.

Die Réfuge führte auch eine nicht unbedeutende Zahl von Metallarbeitern nach Brandenburg, unter denen die Gold- und

Silberarbeiter oben an stehen. Die Seltenheit, Feinheit und die hohe Dehnbarkeit des Stoffes, die schöne Politur, die er unter der kunstgerechten Hand annimmt, wiesen die Erzeugnisse der Gold- und Silberschmiedekunst schon im grauesten Alterthum in das Gebiet des Luxus, und gaben ihr schon früh eine hohe Bedeutung und Vollkommenheit. Die allgemeine Verwüstung, die durch die Völkerwanderung über Europa hereinbrach, die hierdurch herbeigeführte Rohheit und Armuth der Völker mußte auch die Kunst in Verfall bringen, deren Grundlage Reichthum und Ueberfluß ist. Ihre erste Pflege fand sie wieder in Frankreich, und besonders glänzte St. Eloy, unter dem Könige Dagobert, im siebenten Jahrhundert. Von ihm sind noch einige Kunstsachen vorhanden, und die Goldschmiede verehren in ihm ihren Schutzpatron.

Auch in Deutschland, namentlich in den Reichsstädten, erlangte die Kunst einen hohen Grad von Vollkommenheit, aber im dreißigjährigen Kriege verschwand mit allem Silberreichthum auch die Kunst, daher fanden die ersten Gold- und Silberarbeiter unter den Réfugié's kein großes Feld ihrer Thätigkeit; sie beschränkte sich auf die Anfertigung von wenigem einfachen Silbergeschirr und einigen Kleinodien.

Erst unter den folgenden Regierungen, als mit der erhöhten Thätigkeit in Handel uud Wandel auch der Wohlstand sich mehrte, ging für diesen Zweig ebenfalls eine bessere Zeit an, und wenn unter den beiden ersten Königen noch mehr auf das Massenhafte als auf die künstlerische Behandlung des Stoffes gesehen wurde: so erreichte diese Kunst unter Friedrich II. einen so hohen Grad der Vollkommenheit, daß die Gold- und Silberarbeiten Preußen's, und namentlich Berlin's, einen weit verbreiteten Ruf erhielten, den sie lediglich den Réfugié's verdankten. Unter ihnen zeichnete sich Samuel Coliveaux aus, der einer Ueberlieferung nach, dem Könige die erste, im Lande verfertigte goldene Dose überreichte, die an Feinheit und Eleganz alles übertroffen haben soll, was man bisher in dieser Art gesehen hatte; ferner Daniel Baudesson, ein Zögling des Vorigen, der sich die Gunst des Königs durch folgenden Vorfall erwarb. Der französische Gesandte zeigte

dem Könige eine vorzüglich schöne pariser Dose, und gab zu verstehen, daß man solche Arbeit schwerlich in Berlin liefern könnte. Der König hierüber etwas empfindlich, ließ nachforschen, ob nicht irgend ein Juwelier geschickt genug wäre, eine ähnliche Arbeit zu liefern; man empfahl ihm Baudesson. Dieser übernahm die Ausführung, und sie gelang so gut, daß der Gesandte dem Berliner den Preis zuerkennen mußte. Die Gunst des Königs theilten mit ihm die Gebrüder Jordan und Jean François Reclam, die sämmtlich zu Hofjuwelieren ernannt wurden. Ein anderer gleichzeitiger Künstler François Claude Thèremin, der, durch seinen Geschmack und sein Genie unterstützt, die Emaillirkunst zu einem hohen Grade der Vollkommenheit in Berlin gebracht hatte, war der erste, der in Verbindung mit den Gebrüdern Jordan eine große Fabrik von Gold- und Silberwaaren und Schmucksachen in einem Gebäude auf der Jägerbrücke errichtete, in welchem zugleich die Arbeiter wohnten. Unerwähnt darf nicht bleiben, daß die Juweliere bei der Ausführung ihrer Arbeiten von anderen Künstlern, den Graveuren, wesentlich unterstützt wurden, von denen sich Jacob Barbier und seine drei Söhne, und deren Schüler, Lefèvre, Mercier, Renelle und Gimel auszeichneten. Besonders erlangte Lefèvre, und sein noch größerer Schüler Savary in der Ciselirkunst einen hohen Ruf.

Aber nicht allein in Berlin, sondern auch in Halle und Magdeburg wurde diese Kunst mit glücklichem Erfolge betrieben. In Halle von Moïse Garrigues und Jean Lacoste; in Magdeburg von Rouvière, Pellet, Harlan, Henri, George und Nicolas.

Nicht minder sind die Verdienste der Réfugié's um die Uhrmacherkunst, die damals im Lande noch sehr wenig kultivirt wurde, und sich wahrscheinlich nur auf die Verfertigung von Thurm- und anderen großen Uhren beschränkte, weßhalb auch die Uhrmacherei mehr als ein Handwerk, denn als eine Kunst angesehen wurde, da die Uhrmacher mit den Büchsenschäftern, Schlossern und Spoorenmachern zu einer Zunft vereinigt waren. Der Gebrauch der Taschenuhren war damals durchaus nicht allgemein; denn der Großkanzler v. Jarriges erzählt,

daß er in seiner Jugend, d. h, im Anfange des vorigen Jahrhunderts, in einem Hause gewohnt habe, in welchem, ungeachtet dessen Bewohner in guten Verhältnissen lebten, nur eine silberne Uhr gefunden wurde. Dieses Kleinod gehörte dem General v. St. Hippolite, an den sich alle Hausbewohner wandten, wenn sie wissen wollten, was die Glocke geschlagen hatte. Die Regierung begünstigte daher sehr die Ansiedelung der Uhrmacher, deren Zahl nicht gering war, und die schon damals, noch mehr aber später, wo die Uhren Luxusartikel wurden, recht gute Geschäfte machten; denn jetzt, so erzählt der Herr v. Jarriges, trägt jeder meiner Bedienten eine Uhr. Wir nennen hier einige der bedeutendsten Uhrmacher: Jean Dunan, Louis le Roy, Petitot, Racine, Ravené, Labry und Antoine Charles.

Die Büchsenschäfter- und Schwertfegekunst war wohl in Brandenburg bekannt, doch gewiß noch auf zu geringer Stufe, um sie eine Kunst nennen zu können; denn Johann v. Küstrin ließ sich eine Büchse in der alten berühmten Stadt Nürnberg anfertigen, worüber sich folgender Brief des Künstlers an den Markgrafen vorgefunden hat:

„Guten Tag, Herr Markgraf, Eure Büchse ist fertig. Schickt Ihr mir das Geld nicht, so schicke ich Euch die Büchse nicht. Hiermit Gott befohlen.“ —

Viel verdankt man hierin dem Pierre Formery, der schon im Jahre 1687 den Titel Hof-Büchsenschäfter erhielt, und der wegen seiner Geschicklichkeit auch in vielen andern Dingen, wegen seines feinen Geschmacks und vorzugsweise wegen seiner Redlichkeit in hohen Ehren bei Hofe stand.

Eines Tages wurde er zur Churfürstin, die ihn oft mit Aufträgen beehrte, beschieden, und ihm die damals schon bedeutenden Krondiamanten übergeben, um sie in Ordnung zu bringen. In diesem Augenblick wurde der Churfürst, der damals sehr an der Gicht litt, auf einem Rollwagen in das Zimmer seiner Gemahlin gefahren; wahrscheinlich kannte er den Künstler noch nircht persönlich, denn er äußerte einiges Befremden über das zu große Vertrauen zu demselben. Die Churfürstin beruhigte ihren Gemahl mit den wenigen Worten: „dies ist aber ein Réfugié.“

Dieser Mann hatte auch die Lieferung der Knöpfe an die Armee erhalten, ein Geschäft, welches eben keinen großen Gewinn abwarf, aber als Privilegium von der Familie geschätzt wurde. Nach dem Tode seines Enkels, Henry Formery, erhielten die Knopfmacher von Berlin diese Lieferungen. Seine Enkelin Formery und seine Urenkel, Barthélemy und de Cuvry, glaubten aber das alte Recht, als ein Vermächtniß, aufrecht erhalten zu müssen, und wandten sich an Friedrich II., welcher ihnen 1781 sehr gnädig schrieb, daß er nicht gewußt habe, daß noch Nachkommen der Familie Formery vorhanden wären, da dies aber sei, so sollte ihnen auch ihr Recht ungeschmälert erhalten bleiben. Ein gewisser Henoul errichtete 1721, und um dieselbe Zeit das Haus Splittgerber und Daum eine Gewehrfabrik, jener in Stettin, diese in Spandau und Potsdam, welche noch heute in bedeutendem Umfange vorhanden sind.

Als Schwertfeger zeichnen sich unter den Réfugié's Jean Trouillard, Jean Poret und Abraham Burette aus, denen der Churfürst aus besonderer Gunst in der Nähe des Berliner Schlosses Plätze für ihre Läden anweisen ließ.

Durch die Schlosser erhielten wir statt des deutschen Schlosses, das zierlichere französische. Beiläufig ist zu bemerken, daß Isac Mussey, ein Zeugschmied, unter den Réfugié's der erste war, der 1684 ein Haus in Berlin erwarb.

Nicht minder wurde durch die Flüchtlinge die Gießerkunst gefördert. In Frankreich hatte sie unter Ludwig XIV. schon einen hohen Grad der Ausbildung erlangt, und wenn eins der größten Meisterwerke dieser Kunst, die Berlin aufzuweisen hat, die Reiterstatue des großen Churfürsten, auch von einem Deutschen, Schlüter, entworfen und gezeichnet, und von einem Deutschen, Jacobi, gegossen wurde, so hatte dieser sich doch in der königlichen Gießerei zu Paris gebildet. Daß wir jetzt nicht mehr nach Frankreich zu wandern haben, um es zur Meisterschaft in dieser Kunst zu bringen, beweist das jüngste, großartigste Kunstwerk, die Reiterstatue Friedrich II. von Rauch. Unter den Réfugié's traten Pierre Caillet, Jean Rusé und besonders Henri Rollet hervor. Dieser Rollet kam erst un-

ter Friedrich I. nach Berlin, und hat sich nebenbei auch um die Feuerlöschanstalten der Stadt große Verdienste erworben; er verbesserte die Feuerspritze und namentlich die Prahmspritzen; 1723 wurde er General-Commissar dieser Anstalten und der hierauf bezüglichen polizeilichen Einrichtungen. Ihm wurde auch die Ausführung aller, in sein Fach einschlagenden Militairzierathen, so wie deren Lieferungenan die Armee übertragen.

Ein Industriezweig, der große Summen aus dem Lande nach Frankreich führte, war die Knopffabrikation. Mit diesem Artikel wurde ein großer Luxus getrieben, und Friedrich Wilhelm sah diese Arbeiter gern in seine Staaten einwandern. Dieser Betrieb war um so wichtiger, als er einer großen Menge von Réfugié's, die sonst ohne Hülfsquellen gewesen wären, ein sicheres Auskommen gewährte; denn wie der Vicomte von Aubeterre in Genf sich von dieser Arbeit nährte, so fand man auch in Berlin Personen vom höchsten Range, die um den Hof nicht mit Unterstützungsgesuche zu belästigen, dies Geschäft betrieben. Als Zinngießer finden wir Etienne Theveny schon 1700 und später die Familie Michaut in Berlin. An die Knopfmacher reihen wir durch Association der Ideen:

Die Schneider.

Das spanische Kleid war fast überall durch das französische, wiewohl dies nicht bequemer war, verdrängt worden. Der große Churfürst hatte schon vor der Réfuge einen französischen Schneider nach Berlin gezogen und ihn mit großen Vortheilen etablirt. Dieser, Jean Quintin, wurde unter Friedrich I. mit aller Schneiderarbeit für das Königliche Haus, und die Bedienten desselben, für die Grand-Mousquetaires und Gardes du corps beauftragt, und erwarb sich ein bedeutendes Vermögen. Der Widerruf des Edikts führte später eine bedeutende Zahl von Schneidern und Schneiderinnen in's Land, namentlich nach Berlin, die ihrer Kunst eine solche Geltung zu verschaffen wußten, daß sie von Berlin aus einen bedeutenden Handel mit

Kleidern in Deutschland und nach dem Norden Europas trieben. Viele Fremde ließen nur in Berlin arbeiten, ja, das Kleid war nur schön, wenn es aus Berlin kam. Wie in der neuesten Zeit, so störte auch damals der Brodneid den Hausfrieden dieser Genossenschaft. — Es hatte sich nämlich die Zahl der Schneiderinnen später in der Residenz so bedeutend vermehrt, daß die Meister sich in ihrer Existenz gefährdet glaubten, und Klage erhoben. Im Jahre 1779 wurde deshalb vom Könige eine Commission, bestehend aus den Herren Philippi, Humbert und Catel, ernannt, um diese Angelegenheit zu regeln. Sie wurde zum Vortheil der Schneiderinnen entschieden und festgesetzt, daß künftig hin die Zahl derselben auf fünfzig beschränkt bleiben, diese Beschränkung aber nur durch die Zeit selbst herbeigeführt werden sollte.

Perruquier's.

Wie jetzt, so trug man auch früher sein eigenes Haar, — wo solches überhaupt vorhanden war — lang oder kurz, schlicht oder gelockt, je nach Laune und Geschmack des Besitzers; aber die Mode, jedem Natürlichen feind, schuf den künstlichen Haardeckel, die Perruque, und Frankreich gebührt die Ehre dieser Erfindung, und der große Mann, der die Welt damit beglückte, war der Abbé la Rivière, zur Zeit Ludwig XIV. Durch diese Mode ward das Haupthaar ein wichtiger Handelsartikel und man zahlte für die Unze 40, 50 bis 80 Livres. Die Perrücken erhielten eine solche Größe, daß manche bis zwei Pfund wog und gegen 1000 Thlr. kostete; die Größe der Perrücke bestimmte die Größe und den Werth des Kopfes; darauf deuten wenigstens die Worte des Binelle, der den König frisirte, daß er die Köpfe aller Unterthanen plündern würde, um den Kopf seines Souverains zu schmücken. In ganz Europa wurde diese Mode nachgeahmt, und besonders machten die Perruquier's in Brandenburg unter Friedrich I. glänzende Geschäfte; denn unter seiner Regierung trug Jeder, der etwas sein wollte, einen solchen Haardeckel, und Friedrich I., dessen Kassen selten gefüllt waren, benutzte die Mode zu einer neuen

Steuer, deren Betrag nicht unbedeutend sein konnte, da jede Perrücke, je nach der Größe, mit 15 Sgr. bis zu 1 Thlr. besteuert wurde. Sein Nachfolger ließ diese Steuer wieder fallen. Unter den Haarkünstlern nennen wir: Jacquier, Michelet, Masson, Hublot, Raussin u. s. w.

Wir haben schon oben von einigen Förderungsmitteln, die Friedrich Wilhelm zur Hebung der Landesindustrie anwandte, gesprochen, und fügen nur noch einige wichtige Einrichtungen, Verordnungen und Vorschriften hinzu, die von ihm und seinen Nachfolgern ausgingen. Hierher gehören namentlich die Prämien, und man erzählt, daß der Churfürst für das erste im Lande gefertigte Paar gewebter Strümpfe 100 Thlr. dem Fabrikanten geschenkt habe.

Außer den Vorschüssen, die aus der Staatskasse gezahlt wurden, ermuthigte und belohnte Friedrich Wilhelm auf das großmüthigste alle diejenigen, welche ihm irgend ein Produkt ihrer Industrie überreichten.

Der hohe Grad der Vokommenheit der Manufakturen und ihr schnelles Aufblühen — schon in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts zählte man allein in Berlin gegen vierundachtzig große und kleine Wollmanufakturen, die mehrere Tausend Arbeiter beschäftigten — war ebenfalls Friedrich Wilhelm's Werk; denn nicht nur, daß er durch das Edikt vom Jahre 1687 das Verbot der Ausfuhr von roher Wolle, und der Einfuhr wollener Kurzwaaren unter Androhung strenger Strafe erneuerte, sondern er schützte auch den Absatz, der hinlänglich im Lande selbst verfertigten Waaren gegen die fremden durch hohe Eingangszölle. Um den Kredit, und somit den Flor der inländischen Fabriken und Manufakturen, durch den Absatz ihrer Waaren nach Außen hin zu erhalten und zu sichern, machte er in demselben Jahre auch eine Verordnung über die Güte, das Maaß und das Gewicht der verfertigten Waaren bekannt, und fügte zu dem General-Commissariat noch das Handels-Departement, unter der Leitung desselben Ministers, hinzu. In allen Städten, wo es Fabriken und Manufakturen gab, wurden Fabrikinspektoren ernannt, die mit dem Handelsdepartement in Verbindung standen; und denen

wieder ein Generalinspektor vorgesetzt wurde, welcher in Begleitung von einsichtsvollen Kaufleuten, Richtern und Direktoren der Colonie alljährlich eine Rundreise zu machen und über den Bestand Bericht zu erstatten hatte.

Wichtig und erfolgreich für die Landesindustrie war auch eine Verordnung Friedrich I. vom Jahre 1709, durch welche geboten wurde, daß alles Scharlach- und blaue Tuch, und bei eintretender Hof-Trauer alles schwarze Tuch für die Livreen des Hofes und zur Bekleidung der Garde du corps aus den Manufakturen zu Brandenburg entnommen werde: und dann das Edikt von 1713, welches verbot, zur Bekleidung der Truppen andere Stoffe und Zuthaten zu nehmen, als solche, die im Lande verfertigt wurden.

Die Einfuhr von Knöpfen die im Lande hinreichend verfertigt wurden, hörte durch das Verbot von 1718 auf; eben so dienten zur Erhöhung des Flores der Lederfabrikation die großen Lieferungen an die Armee, und das Verbot: Holzschuhe in den Städten zu tragen, aus den Jahren 1717 und 1726.

Noch wichtiger für die Förderung der Industrie, ja, eine wahre Wohlthat für das Volk war die Errichtung des Adreßhauses oder des Leihamtes; einerseits bestimmt, den Manufakturisten und Kaufleuten zur Förderung ihres Geschäftes Vorschüsse zu machen, anderseits den Handwerkern jeder Art Gelegenheit zum Absatz ihrer Waaren zu geben.

Es scheint schon unter dem großen Churfürsten der Plan hierzu gefaßt worden zu sein, denn es ist vom Jahre 1689 zu Gunsten des Pierre Bouchard eine Concession vorhanden, durch welche der Hof ihn autorisirt, ein solches Institut zu errichten. Jedoch trat es erst so eigentlich im Jahre 1692 in's Leben; das Privilegium wurde dem Nicolas Gauguet ertheilt, und das Institut dem französische Gerichtshof untergeordnet. Der Hof gab die nöthigen Fonds her, und bezahlte jährlich für das Lokal 120 Thlr. Miethe. Im Jahre 1696, ging es an Robert Jacobé über, welcher sich mit Charles Humbert verband, beide nahmen 1699 ihre Entlassung, und hatten Daniel de Persy, Duncan und Jean Palmié zu Nachfolgern; nachdem dieser allein übrig geblieben war, wurde

ihm 1716 das Privilegium durch einen Bestallungsbrief bewilligt und 1740 dasselbe für seine Nachkommen bestätigt. Nach seinem Tode, 1743, genoß seine, mit Charles Humbert verheiratete Tochter, dieses Vorrecht. Diese Frau sah sich durch die Juden, welche das Büreau an sich zu bringen strebten, und dafür jährlich eine gewisse Summe an die Armen zu zahlen versprachen, in ihrem Rechte bedroht, und wandte sich in dieser Gefahr an Friedrich II. Der König schrieb mit eigener Hand unter den Kabinets-Befehl folgende, eines Königs würdige, Worte:

„Sie haben nichts von meiner Seite zu fürchten. Wenn ich Ihnen einen Dienst erweisen kann, ja! aber Ihnen schaden, niemals!"

Friedrich.

Außer den oben angeführten Bestimmungen, die Armen vor dem Wucher der Juden zu schützen und für den gedeihlichen Fortgang der Manufakturen und Fabriken wirksam zu sein, hatte es noch einen andern, sehr heilsamen Zweck. Es konnten nämlich Kaufleute, Arbeiter und Handwerker alle Arten von Waaren hierher zum öffentlichen Verkauf niederlegen und darauf einen Vorschuß entnehmen, welchen der Unternehmer des Büreau's von dem Erlös der verkauften Waaren, nebst einer kleinen Vergütigung wieder einzog; ferner bot es noch Privatleuten eine bequeme Gelegenheit, kleine Geldsummen gegen mäßige Zinsen und sicher unterzubringen, so wie, anfänglich wenigstens, den Dienern, Arbeitern und Lehrlingen sich von hieraus ein Unterkommen zu verschaffen.

Ein zweites Adreßhaus wurde 1715 zu Halle unter denselben Bestimmungen gegründet. Die Ueberschüsse aus dem Erlös verfallener Pfänder wurden durch einen Akt der Großmuth Friedrich II. dem Collège Royal zu Berlin als Unterstützung überwiesen.

Das Adreßhaus zu Berlin ging 1830 ein, und an dessen Stelle trat später das Königliche Leihamt.

Bis jetzt haben wir nur von denjenigen Zweigen der Industrie gesprochen, die sich auf die Bekleidung beziehen; aber auch in Rücksicht auf die Kultur der Küche, und auf die Ge-

nüsse der Tafel schulden wir den Réfugié's unsern Dank. Es ist eine ausgemachte Sache, daß mit der höher steigenden Bildung, sich ebenfalls der Gaumen verfeinert, und die Anforderungen größer werden. Man begnügt sich nicht mehr allein damit, die Ansprüche der Natur befriedigt zu haben, sondern man verlangt leichtere, mannigfaltigere und feiner zubereitete Speisen, deren Genuß noch durch geistige Freuden, die während der Tafel geboten werden, erhöht sein soll. Die Kochkunst ist eine der ältesten und hat schon bei den Griechen ihre Lobredner gefunden, die es überhaupt verstanden, Allem einen höheren, geistigen Anstrich zu geben, und die, wie überall, so auch in ihren Gastmählern, musterwürdig waren. Die Römer standen ihnen hierin bei Weitem nach; wenn auch ihre Küche mannigfaltiger war, so arteten doch ihre Gastmähler in Schwelgerei und grobe Unmäßigkeit aus, die geistige Würze fehlte ihnen, sie blieben, ungeachtet griechische Bildung eindrang, wenigstens in der Masse des Volkes roh.

Im ganzen Mittelalter lebte man nur einfach; die Speisen waren weder mannigfaltig, noch gut zubereitet. In Frankreich bekam die Kochkunst durch Catharine von Medicis den ersten Anstoß, und bald machte sie solche Fortschritte, daß sich die französische Küche einen Weltruf erwarb, und diesen auch bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Friedrich Wilhelm, der durch seinen Aufenthalt in Holland, an dem ganz französischen Hof von Oranien, und durch seine Verbindung mit den ausgezeichnetsten Franzosen die feineren französischen Sitten, den feinern Umgangston sich angeeignet und an seinem Hofe eingeführt hatte, liebte auch die französische Küche; das Beispiel steckte an; ihm folgten die Großen des Landes, und diesen Alle, welche, wenn auch nicht durch Geburt und Rang ausgezeichnet, doch die Mittel besaßen, ihren Haushalt auf französischen Fuß einzurichten. So fanden denn die französischen Köche und alle diejenigen, die für die leiblichen Genüsse zu sorgen verstanden, und darin waren sie Meister, die günstigste Aufnahme, besonders da die Réfugié's, selbst in der Bereitung der gewöhnlichsten Lebensmittel eine Vollkommenheit hineinzulegen wußten, die in dem Lande fast

ganz unbekannt war. Dies findet namentlich Anwendung auf

die Bäcker, Schlächter, Garköche, Pastetenbäcker, Viehmäster, Speisewirthe und Conditoren.

Das Bäckerhandwerk ist in Frankreich sehr alt, denn es wird dessen schon Erwähnung gethan in den Verordnungen Dagobert II. von 630. In Paris waren die Bäcker sehr stark vertreten und sie erfreuten sich besonderer Vorrechte. Außer dem gewöhnlichen Brote, welches zur Nahrung des Volkes diente, bereiteten sie eine Menge verschiedener Arten leichten und feinen Backwerkes, das die Franzosen in großer Menge verzehren, und man will bemerkt haben, daß ein Franzose so viel Brot verbraucht als vier Engländer. In Brandenburg buk man bei der Ankunft der Réfugié's nur grobes Roggenbrod, dessen Schwärze und Schwere den Franzosen nicht behagte. Ihre Bäckereien, deren eine große Zahl entstanden, lieferten meist nur feines Brot, das sich bald Eingang in die deutschen Häuser verschaffte, und nicht wenig zu dem Wohlstande der französischen Bäcker beitrug. Bald regte sich jedoch der Neid in den deutschen Bäckern, so daß der Hof sich in's Mittel legen mußte, und durch eine Ordonnanz vom Jahre 1735 wurde bestimmt, daß die französischen Bäcker aus Waizen oder Roggen nur solches Brot bereiten durften, welches unter dem Namen französisches Brot bekannt war, die deutschen dagegen nur das sogenannte deutsche Brot; ebenso war jenen untersagt, die deutsche Semmel zu backen. Die ältesten Listen führen die Namen eines Blanvalet, Toussaint, George, Richard und Delon auf: der letztere erhielt den Titel eines Hofbäckers und lieferte dem Könige die Milchbrote; unter Friedrich II. war es David Blunvalet.

Wenn auch die deutschen Schlächter nicht viel von den französischen zu lernen hatten, etwa ein vortheilhaftes Ausschlächten, so weiß man doch, daß sie die Einwohner die sogenannte Kälbermilch, und das Kälbergeschlinge, welches man sonst den Hunden vorwarf, als eine Delikatesse kennen lehrten,

und daß ein gewisser Braconnier in Berlin die ersten Saucischen, die sehr beliebt waren, verfertigte; auch wurde von ihnen die Blutwurst bereitet, und die Schlack- oder Fleischwurst eingeführt. Eine Madame Foucaut erzählte mit vieler Selbstgefälligkeit, daß sie unter drei Regierungen die Ehre genossen habe, ihre Fleischwurst in die Küche des Hofes zu liefern, und die Frau des Predigers le Coïnte übersandte Friedrich Wilhelm I. alljährlich eine Schüssel mit Fleisch- und französischer Blutwurst, die von dem Könige stets mit Güte aufgenommen wurde.

Unter den Zuckerbäckern, deren Geschäft die Apotheker bisher betrieben hatten und das durch die Réfugié's ebenfalls eine andere Gestalt erhielt, finden wir die Namen eines Jean Liot, Hazard, Taillefer, Crégut.

Merkwürdig ist es, daß die Réfugié's auch Brauereien anlegten, denn in dieser Kunst haben es die Franzosen nie weit gebracht, und standen, und stehen noch heutigen Tages den Märkern nach, deren Biere, besonders in der früheren Zeit, berühmt waren, wie das Kottbusser, Bernauer, Krossner und das Wilsnacker, das sogar den Namen Mord und Todschlag führte. Gewiß waren alle diese Biere den Franzosen zu stark und zu schwer und vielleicht auch von einem Preise, der nicht mit ihren Umständen und ihrer strengen Oekonomie übereinstimmte. Ihre Brauereien producirten deßhalb nur ein leichtes, sogenanntes französisches Bier, das dem märkischen Magen nicht zusagte. Großen Ruf erlangte aber das sogenannte Mannheimer Bier, welches in den von den vertriebenen Pfälzern angelegten Brauereien bereitet wurde.

Mit großem Erfolge wurde aber die Branntweinfabrikation von den Colonisten betrieben, die es verstanden, durch mancherlei Ingredienzien die verschiedensten Sorten von Branntweine zu bereiten, eine Kunst, welche die Künstler nicht betteln gehen ließ, sondern, ganz gegen die Erfahrung, sie zu den reichsten Männern machte. Die Familien Claude, George, und Jouin bestätigen den Satz: Keine Regel ohne Ausnahme.

Die sichtbar zunehmende Bevölkerung Berlins, die große Zahl von Reisenden, die der churfürstliche Hof herbeizog, machte

den Mangel guter Gasthöfe in Berlin recht fühlbar. Diesem Mangel half ebenfalls ein Réfugié, Namens Jean Hazard, ab. Der Churfürst, dem es nur wünschenswerth sein konnte, daß die Fremden bequem und angenehm logirt wurden, unterstützte den Unternehmer auf das Freigebigste, und schenkte ihm nicht nur ein Haus, sondern auch 2000 Thlr. zur Einrichtung. Dieser erste höhere Gasthof erhielt den Namen „das Herren Haus", und erfreute sich eines zahlreichen Zuspruchs; bald folgten mehrere Réfugié's. Von den später errichteten Hôtels war lange Zeit hindurch „die Stadt Paris", in der Brüderstraße, das gesuchteste.

Handel (Kaufleute).

So blühend der Handel in Brandenburg vor dem dreißigjährigen Kriege auch gewesen sein mag, so traurig sah es nach demselben und noch zur Zeit der Einwanderung der Réfugié's mit ihm aus. Bald aber änderte sich die Scene, durch des Churfürsten weise Maaßregeln; die Opfer, die er den Réfugié's gebracht hatte, trugen ihm und dem Lande hundertfältige Früchte. Unter den Einwanderern waren natürlich auch viele Kaufleute, die theils mit den Trümmern ihres Vermögens, theils durch Vorschüsse, die ihnen der Churfürst gewährte, sich etablirten und ihre Thätigkeit begannen. In der ersten Zeit wurde der Handel allerdings sehr im Kleinen getrieben: Man begnügte sich mit einem einfachen Schuppen, in irgend eine lebhafte Gegend hingestellt, oder mit einem kleinen, engen, oft unbequemen Laden, und hielt sich keinen Gehülfen, sondern der Mann, die Frau, von ihren Kindern unterstützt, führten das Geschäft. Man besuchte die benachbarten Märkte, und zog dahin oft zu Fuß und seine Waaren auf dem Rücken. So legten viele den Grund zu ansehnlichen Handlungshäusern. Anfänglich beschränkte sich ihr Handel mit den Erzeugnissen der Manufakturen auf das Land allein; als aber durch den zunehmenden Flor der Fabriken das Fabrikat eine größere Vollkommenheit erhielt, und die Production bei Weitem den Verbrauch überstieg, da begnügten mehrere Kaufleute sich nicht mehr mit dem Absatz im Lande

selbst, sondern sie knüpften mit dem Auslande Verbindungen an, die den Wohlstand des Landes ungemein förderten; denn theils gingen durch die Luxusartikel, theils aber für die Rohstoffe, die weder im Lande hinlänglich, oder wohl gar nicht, oder doch nur in geringer Güte gewonnen wurden, bedeutende Summen in's Ausland, wie z. B. für die rohe Seide; diese Summen, und noch größere, wurden durch die Ausfuhr inländischer Fabrikate in's Land wieder zurückgeführt, wofür der nicht unbedeutende Reichthum mancher Handlungshäuser spricht. Die ersten Kaufleute von Bedeutung waren: David Girard, Pierre Michelet, Pierre Baudouin, Jean Couler, Mangin, Perreault, Gregory u. s. w.

Der Handel mit Quincaillerien — mit diesem Worte bezeichnet man eine Menge der verschiedensten Waaren, als: Messer, Rasiermesser, Scheeren, Knöpfe, Lichtscheeren — verdankt ebenfalls den Réfugié's seinen Ursprung. Pierre Fromery errichtete zuerst einen solchen Handel, der später von seinem Sohne, Enkel und Urenkel, de Cuvry, fortgeführt wurde. Besonders war es die Familie Jordan, welche diesen Handel mit dem glücklichsten Erfolge betrieb und deren zahlreiche Nachkommenschaft noch heutiges Tages nicht nur in sehr günstigen Verhältnissen lebt, sondern die auch, theils im Dienste des Staates, theils in dem der Commune, die höchste Achtung genießt. Drei Brüder: Paul, Charles und Jean wanderten in Brandenburg ein, von denen Paul Jordan als Prediger lange Zeit segensreich in der Colonie wirkte; Charles Jordan war aber der Begründer des Geschäfts, in welches er seinen Bruder Jean mit aufnahm, als dieser, nach zweijähriger, harter Gefangenschaft in Frankreich, nach Berlin kam. Anfänglich trug er seine Waaren in einem tragbaren Laden von Haus zu Haus herum; später gewann er durch einen glücklichen Zufall die Gunst des Ministers Dankelmann, und durch seine Rechtlichkeit das Vertrauen vieler Vornehmen. Mit jedem Jahre vergrößerte sich das Geschäft und zogen die Brüder zuerst von Markt zu Markt nur in die benachbarten Städte, so konnten sie bald die Leipziger Messe, wo sie mit Abraham Leplay ein Quartier gemiethet hatten, bereisen,

und in Verbindung mit ganz Deutschland treten, ja, über dessen Grenzen hinaus diese erweitern.

Achtungswerther erscheint aber die Familie dadurch, daß sie ihres Ursprungs eingedenk ist; denn lange bewahrte und zeigte sie mit Stolz das tragbare Tabernaculum, den Begründer ihres Glückes, als eine heilige Reliquie; als vor vielen, vielen Jahren der längst verstorbene Prediger Erman, ein Verwandter der Familie, zu einem vornehmen Engländer, von diesem kleinen Laden sprach, und von der Achtung, in welcher er stand, da erhob sich dieser mit einer Art Begeisterung und rief: das sind brave Leute, wo wohnen sie? ich will sie sehen und mit ihnen zu thun haben. Bei einem Jubelfeste der Aeltermutter, 1785, waren bei diesem Feste einundneunzig Mitglieder gegenwärtig, außerdem gab es aber noch sechszig in den Provinzen.

Mit gleichen Gegenständen handelten Pierre Lautier und Abraham Buyrelle.

Mit größeren Eisenwaren, und mit glücklichem Erfolge, handelten Samuel Royer, Jean Toussaint, Henri Barthélemy und besonders die Familie Ravené, deren Geschäft noch heutiges Tages zu dem blühensten dieser Art gehört.

Mit den Artikeln, die man Modewaaren nennt, und die der Luxus auch heute wieder meistentheils aus Paris kommen läßt, trieben die Réfugié's nicht unbedeutende Geschäfte, zumal sie dergleichen Gegenstände mit Geschmack und Eleganz ausführten und die echten wirklich ersetzten. Bastide, Rousset und die Geschwister Hauchecorne erwarben sich Ruf und Vermögen.

Vor der Réfuge war der französische Wein, der jetzt einen der bedeutendsten Handelsartikel abgiebt, fast gar nicht bekannt; im Allgemeinen trank man nur wenig Wein im Lande, und den man trank, war entweder Landwein, — der Weinbau war in der früheren Zeit in der Mark vielmehr verbreitet als jetzt, und manche Weinberge lieferten jährlich viele hundert Orhoft, — häufig mit Honig und Gewürzen angemacht, oder Rheinwein. Beide Sorten waren aber bei den Franzosen nicht be-

liebt; der letztere wegen seines hohen Preises und seiner Schwere; der erstere nicht wegen seiner Säure, und seine Blume wird auch nicht sehr aromatisch gewesen sein. In Bezug auf den letztern ist noch eine Anecdote vorhanden, die uns lehrt, wie wenig der edle Spree- und Havelwein dem französischen Gaumen zusagte.

Der Churfürst hatte eines Tages einen ausgezeichneten gascognischen Officier zur Tafel gezogen, und wollte ihn von dem potsdamischen Gewächs kosten lassen. „Cadedis," ein gascognischer Fluch so viel als, Potzsapperment, erwiderte der Gascogner mit der seinem Lande eigenthümlichen Lebhaftigkeit, „ich glaube, gnädiger Herr, daß alle Krammetsvögel, die von den Beeren dieses Weinstockes gefressen haben, an der Kolik gestorben sind."

Da die Réfugié's fortwährend in Verbindung mit ihrem Vaterlande blieben, so benutzten sie diese, um die französischen Weine hier einzuführen, und bald traten die ungarischen und spanischen, die weder so fein, noch so billig waren, in den Hintergrund. Viele Réfugié's kamen dadurch, wenigstens zum Theil, wieder in den Besitz ihres Vermögens, indem ihre dortigen Freunde und Verwandte, ihnen für das ihnen anvertraute Gut, Wein als Entschädigung schickten.

Die ersten Geschäfte, die für diesen Artikel etablirt wurden, waren die von Antoine Palmié, durch seinen Neffen und Schwiegersohn, Michael Palmié, sehr erweitert, von Gillet und Grand, die bald zu dem größten Wohlstande gelangten, da sie auch den Debit für den Norden an sich zogen.

Buchhandel.

Die Buchdruckerkunst ward von der ersten Zeit ihrer Erfindung in Brandenburg eingeführt, und die erste Buchdruckerei wurde zu Stendal errichtet. Die Reformation, welche die Aufklärung so mächtig förderte, machte auch die Bücher nothwendig, und brachte sie in einen allgemeineren Gebrauch, was wieder Veranlassung zur Gründung des Buchhandels gab. Indessen gab es weder Buchdrucker noch Buchhändler, die französische

Bücher druckten oder verkauften, obgleich die französische Sprache in der vornehmen Welt Umgangssprache war. Der Betrieb darin war ein sehr geringer. Mit der Einwanderung der Réfugié's änderte sich dies natürlich, und im Jahre 1688 bewilligte der Churfürst dem Robert Roger, der die ersten französischen Bücher in Berlin druckte, 200 Thlr. als Reisekosten. Sein Unternehmen beschränkte sich indessen nur auf die Bibel, die Psalmen und einige Gebetbücher, die er in Deutschland und dem Norden absetzte. Etablissements derselben Art gründeten die Gebrüder Dusarrat, Estienne und Naudé.

Die Regierung Friedrich II. gab erst dem französischen Buchhandel eine größere Bedeutung und Etienne de Bordeau, Jasperd, Pitra, de la Gard und Petit, von denen der erstere und letztere Buchhändler des Königs und des Hofes wurden, errichteten Buchhandlungen, die sich des größten Fortganges und eines guten Rufes erfreuten. Lefèvre und Felix de Serre erhielten 1703 das Privilegium in Halle eine Druckerei und eine Buchhandlung für französische Bücher zu errichten.

Es ist einleuchtend, daß der zunehmende Flor der Manufakturen und der Fabriken einen sichtbaren Einfluß auf das Wohlbefinden der Einwohner ausüben mußte, und daß die Bevölkerung in allen Städten, namentlich aber in Berlin, wo der Andrang so mächtig war, daß die Einwanderer den dritten Theil der Einwohner bildeten, sichtbar zunahm. Auf den Menschenfreund mußte die rege Thätigkeit, das zunehmende gewerbliche Treiben einen freundlichen Eindruck machen; aber der Sinn für das Schöne fand dabei weniger seine Rechnung; denn es waren damit Uebelstände verknüpft, die nur die Zeit beseitigen konnte.

Was war Berlin, und woraus bestand es nach dem westphälischen Friedensschlusse? Die Residenz bestand aus den Städten Berlin und Alt-Köln, die Vorstädte waren 1640 und 1641 niedergebrannt; jenes hatte achthundert Häuser, von denen zweihundert nicht bewohnt waren; dieses fünfhundert, aber hundertundfünfzig standen leer; die Giebel nach der Straße gerichtet, und meist aus Holz gebaut, glichen sie eher Hütten,

denn Wohnhäusern; die Straßen waren ungepflastert, also bei schlechtem Wetter, woran Berlin nie Mangel hat, garnicht gangbar; dieser Schmutz wurde noch dadurch vermehrt, daß die Düngerhaufen auf der Straße lagen, und die Schweineställe vor den Häusern standen; in der Mitte der Straßen befanden sich Ziehbrunnen; die Brücken waren so schlecht, daß man sie zu Wagen nur mit Lebensgefahr passiren konnte. Bis zum Jahre 1679 konnte der Churfürst, wegen der Kriegsunruhen, nur wenig für die Verschönerung der Stadt thun, und die Einwanderung der Réfugié's war auch nicht geeignet, wenigstes Anfangs, dieselbe zu erhöhen. Da die Wohnungen, bei der großen Zahl der Einwanderer nicht ausreichten, ungeachtet oft vier Familien sich in eine Wohnung einpfroften, die heut zu Tage kaum einer die nothwendige Bequemlichkeit bieten würde, so mußte überall gebaut werden, was gewiß nicht geeignet war, den unangenehmen Eindruck, den die Stadt auf den Fremden gemacht hatte, zu verwischen; eben so wenig konnten es die Kramladen, die in jeder Nische des Schlosses sich etablirten, und die zahlreichen Schuppen in den Straßen. Ueberall wurden den Réfugié's Baustellen angewiesen; überall wuchsen die Häuser aus der Erde, besonders auf der Dorotheenstadt; denn hier wohnte die vornehme französische Welt, und bei den Réfugié's hieß sie „le quartier des Nobles;“ sie hatte auch während mehrerer Jahre ihre eigene Gerichtsbarkeit und einen Bürgermeister.

Schlecht paßt hierzu ein, im Jahre 1676 in Lyon gedruckter, Reisebericht des Charles Patin, worin er uns von Berlin folgende Schilderung macht:

„Man bedient sich auf diesem Wege der Postwagen, welche Tag und Nacht fahren, so daß nur während des Wechsels der Pferde dem Reisenden einige Erholung gegönnt wird. Von diesen Anstrengungen habe er sich bei dem Anblick Berlins sogleich erholt. Alles erschien mir,“ so erzählt er, „so schön, daß ich mir vorstellte in dem Himmel befände sich eine Oeffnung, durch welche die Sonne diese Gegend ihre Gunst fühlen ließe. Dies sind nicht mehr die Einöden, die ich durchflogen bin. Die Stadt ist aus drei andern zusammengesetzt, deren Häuser sehr

regelmäßig gebaut sind, der größere Theil nach italienischer Art. Der Wald," (vielleicht der Thiergarten), „welcher nur fünfhundert Schritt entfernt ist, dient zum Vergnügen des Churfürsten, welcher daselbst alle Arten von Wild unterhält. Die Gärten sind mit Citronen= und Orangenbäumen, mit Jasmin und allen Arten von Blumen angefüllt, mit einem Worte, mit all' den Genüssen, welche Italien durch sein schönes Klima und seine Fruchtbarkeit den Titel einer Königin der Nationen erworben haben. Das Schloß des Churfürsten ist sehr alt, sein Alterthum flößt nur Größe ein; doch ist das neue Gebäude bequemer."

Der gute Franzose hat Berlin gewiß mit der Wunderlampe aus Tausend und einer Nacht beleuchtet! Auch paßt folgende Einrichtung schlecht zu dem Bilde, welches er uns von Berlin entwirft.

Der Kutschen bedienten sich damals nur Personen vom höchsten Stande; Miethskutschen gab es noch nicht, so nothwendig sie auch der Schmutz der Straßen machte; indessen half man sich, so gut man konnte. Die Kavalier=Brücke, nicht mehr vorhanden, welche den Kai des Berliner Viertels mit dem Schlosse verband, wurde nur erbaut, um den vornehmen Herren, die zum Hof gehörten, wohin sie sich zu Fuß begaben, einen reinlichen und bequemen Weg zu bereiten. In Potsdam war der Schmutz so groß, daß die Hofleute nur mittelst Stelzen durch die Straßen nach dem Schlosse gelangen konnten.

Um diesem Uebelstande einigermaßen abzuhelfen, machte man den Churfürsten den Vorschlag, Sänften einrichten zu lassen. Im Jahre 1688 gab der Churfürst über fünfhundert Thaler zu dieser Einrichtung her; es wurden deren zwölf erbaut, die nöthigen Träger aus den Réfugié's mit festem Gehalt angestellt; und weil wahrscheinlich dieser Vorschlag von ihnen ausging, ihnen ein Privilegium hierüber ertheilt. Aber schon im Jahre 1718 wurde die Zahl der Sänften auf acht, und bald darauf, da die Wagen immermehr in Gebrauch kamen, auf sechs reducirt; später verschwanden sie gänzlich. Ihr Standort war unter dem, nach der breiten Straße gelegenen, Schloßportale. Diese Sänftenträger hatten auch allein das Privilegium, im

Innern des Staatsschatzes zu arbeiten; denn ein Sänftenträger und ein ehrlicher Mann waren gleichbedeutend.

Ackerbau und Gärtnerei.

Fabriken und Handel stehen unter sich und mit der Bodenkultur, dem Ackerbau, in Wechselwirkung; der Fortschritt und die Blüthe des einen, fördern auch den Fortschritt und die Blüthe des andern Zweiges der menschlichen Thätigkeit, Dessen ungeachtet nimmt der Ackerbau vor allen andern den ersten Rang ein und schon in der ältesten Zeit erkannte man seine hohe Bedeutung und wandte ihm die größte Aufmerksamkeit zu; nicht allein, weil er eine Menge roher Stoffe den Manufakturen und Fabriken in die Hände zur weiteren Bearbeitung liefert, nicht allein, weil er der Ernährer Aller ist: sondern auch, weil er die Grundlage eines soliden Wohlstandes und mithin des Wohlseins der einzelnen Familie, wie der Staaten ist, und weil er die Sittlichkeit erhält und fördert, den Menschen, der durch ihn mit der Natur in näherer Verbindung bleibt, veredelt, welchen Einfluß man keinesweges den Fabriken zu gestehen, ja von deren Einwirkung auf die Moralität, man leicht das Gegentheil beweisen kann.

Jene beide Zweige führen allerdings den Wohlstand schneller herbei, führen rascher zu einem Reichthum, den dieser nicht gewähren kann, aber eben so schnell, wie er gewonnen, sehen wir ihn auch verschwinden; die wechselvollen Verhältnisse im Leben der Familien und der Staaten, machen das Glück wandelbarer, den jähen Sturz möglicher. Nicht so ist es bei dem durch den Ackerbau hervorgerufenen Wohlstand; Grund und Boden ist nicht zerstörbar, und der Mißwachs eines Jahres macht den Grundbesitzer nicht zum Bettler; dem fleißigen Arbeiter lohnt die Mutter Erde, wenn auch nicht überschweuglich, doch reichlich seine Sorgen und Mühen.

Friedrich Wilhelm, der in allen Theilen der Verwaltung eine so tiefe Einsicht hatte, und jeden nach dem Verhältnisse seiner Wichtigkeit förderte und unterstützte, wandte namentlich den Landbauern der Réfugié's die allergrößte Theilnahme

zu, und er nahm sie gerade um so lieber auf, als seine von Oesterreichern und Schweden verwüsteten Staaten in großen Strecken noch immer den Anblick unangebauter und dürftig bevölkerter Länder darbot.

Dieser Zustand des Landes erleichterte dem Churfürsten außerordentlich seine Pläne, und den Réfugié's die Wahl des Ortes ihrer Niederlassung: die Ukermark war es besonders, in welcher, durch ihren guten Boden angezogen, die Einwanderer sich niederließen, namentlich in den großen Aemtern zu Lanknitz, Gramzow und Chorin mit den dazu gehörigen Dörfern.

Schon im Jahre 1685 geschieht der Colonie zu Battin Erwähnung, mit welcher die Dörfer Bagemühl, Wodow, Schmöllen, Gräntz, Eichstädt und die kleine Stadt Brussow verbunden wurden; ferner Bergholz mit Rossow, Zerrentin, Pleuwen, Grimm und Fahrenwalde, wo sie einen sehr großen Theil der Einwohner ausmachten. Im folgenden Jahre ließ sich eine bedeutende Colonie in dem Amte Chorin nieder, und baute Groß- und Klein-Ziethen wieder auf, die lange Zeit hindurch wüste gelegen hatten; mit der ersteren wurden die Colonieen Chorin und Brodewin verbunden; ebenso entstand eine Colonie zu Parstein und Angermünde, von welcher die Colonie zu Schmargendorff abhing. In dem Amte Gramzow finden sich die Colonieen von Gramzow, Mechau, Briest, Fredersdorff, Grunow, Metzow und die von Potzlow, welche jetzt zu Gramzow gehört. In der Grafschaft Ruppin gründete der Herr von Beville eine Colonie zu Rheinsberg mit eigenem Prediger, weßwegen sich Colonisten zu Cagar, Braunsberg, Hammelspring, Walwick, Luhle, Repente und Witstock niederließen. In der Nähe von Berlin war zu Buchholz eine ansehnliche Colonie, daher auch gewöhnlich Französisch-Buchholz genannt, mit welcher sich die Colonieen zu Pankow, Malchow und Blankenburg verbanden. Viele der Ackerbauer siedelten sich in Provinzial-Städten an, wo sie mit dem Ackerbau zugleich ein bürgerliches Gewerbe verbanden, also Ackerbürger wurden; wie zu Prenzlow, Straßburg, Pasewalk; zu Müncheberg und Bernau; endlich zu Burg und Neuhaldensleben. Außerdem ließen sich einzelne Familien, die also nicht zu einer Colonie heran-

wuchsen, und sich deßhalb auch bald an die Deutschen anschlossen, in der Neumark, in den Städten Crossen, Züllichau, Peitz, Soldin und Cottbus nieder, diese letztere war zahlreich genug, so daß sie einen eigenen Prediger und Richter erhielt. In der früheren Altmark war Stendal die einzige Colonie.

Interessant ist die Entstehung der Colonie zu Tornow, welche mit der zu Rheinsberg die einzigen waren, deren Prediger nicht durch den Hof, sondern von dem Besitzer besoldet wurden. Der Prediger Théremin zu Groß-Ziethen giebt hierüber Folgendes: der Herr v. Boerstel, — wohl Borstel, — Herr v. Hohenfinow und Tornow, spielte einst mit der Königin Sophie Charlotte ein sehr hohes Spiel. Er verlor Geld, Wagen und Pferde und zuletzt seine zwei Landgüter. In diesem kritischen Augenblick meldete ein Officier, daß gegen zwanzig arme Familien angekommen seien, die ihren Beistand anflehten. Die Königin, die wohl weit entfernt war, von dem Unglück des Herrn v. Borstel Vortheile zu ziehen, sagte zu ihm: „Ich gebe Euch alles, was Ihr verloren habet, unter der Bedingung zurück, daß Ihr es über Euch nehmet, für diese armen Leute zu sorgen, daß Ihr ihnen Niederlassungen anweiset, und ihnen eben die Vortheile gewähret, welche die andern Réfugié's genießen, und daß Ihr auf Eure Kosten allein, ihnen einen Prediger und Schullehrer haltet.“ Diesen Verpflichtungen kam der unglücklich-glückliche Spieler treulich nach. Später ging das Gut in andere Hände über und 1744 verband sich diese Colonie mit der deutsch-reformirten Kirche.

In dem Augenblick, als die Réfugié's ankamen, ernannte Friedrich Wilhelm Commissare, welche ihnen die Ländereien anweisen mußten, sowie die nöthigen Baumaterialien, und eine Summe Geldes, die nach den obwaltenden Verhältnissen verschieden war, gemeinlich aber fünfzig Thaler betrug, um zwei Pferde, eine Kuh und das nöthige Ackergeräth dafür zu beschaffen. Um die Anhänglichkeit an die neue Niederlassung recht lebendig zu erhalten, wurden die Ländereien nicht nur den einzelnen Familien, sondern der ganzen Gemeinde übergeben, und dabei festgestellt, daß sie von dem Vater auf die Kinder übergingen, und daß, wenn die Familie ausstürbe, sie nur an

Réfugié's, an deren Nachkommen, oder an solche verkauft werden könnten, die in den Verband der Colonie eingetreten wären. Außer den Privilegien, die ihnen durch das Edikt von Potsdam zugesichert worden waren: Freiheit von Abgaben auf zehn Jahre, erhielten sie durch die Erlasse von 1686 und 1687, noch andere, wodurch sie gegen einen jährlichen Grundzins von jedem Hofedienst für immer befreit wurden, sie und ihre Nachkommen. Dieser jährliche Grundzins war, mit Rücksicht auf die Gegend, verschieden, und betrug für den Bauer 12, 10 oder 8 Thlr., für den Kossäthen 6, 5 oder 4 Thlr. Mit der Vermehrung der Bevölkerung und des baaren Geldes, wurde auch dieser Grundzins erhöht. Ferner wurden sie in ihren bürgerlichen und kirchlichen Verhältnissen, auf denselben Fuß gesetzt wie die Colonieen in den Städten: sie hatten ihre Consistorien, die aus dem Prediger und Anciens bestanden, und ihre Prediger und Richter wurden vom Staate besoldet. In mehreren Colonieen wurden der Kirche Ländereien zugewiesen, und der Pachtertrag für die Unterhaltung der Kirche, des Pfarrhauses so wie des Schulgebäudes verwendet; auch waren sie von den Stolgebühren befreit. Uebrigens hatten diese Ackerbauer auf dem Lande einen schweren Stand; und nicht selten wurden sie in Streitigkeiten mit den Eingebornen verwickelt, die theils der National- und Sektenhaß, theils aber auch die Mißgunst über die Vorzüge, welche jene genossen, hervorriefen. Indessen wurden sie von der Regierung auf's kräftigste geschützt, und später führten Gewohnheit, freundschaftliche und verwandtschaftliche Verbindungen zwischen den Eingebornen und den Nachkommen der Colonisten, einen dauernden Frieden herbei.

Einer der wichtigsten Zweige der Agrikultur wurde für die Marken der Taback. Es ist möglich, daß schon vor der Einwanderung der Franzosen und Pfälzer der Anbau betrieben wurde; gewiß ist aber, daß er diesen erst seine Verbreitung im Großen verdankt, durch diese zu einem der wichtigsten Zweige der Industrie und des Handels erhoben wurde. Die Pflanze selbst stammt aus Amerika, oder wurde von dort aus bei uns eingeführt. Der französische Gesandte Nicot lernte sie durch einen flammländischen Kaufmann 1560 kennen, und brachte sie

nach Frankreich. Im Anfange wurde sie nur wegen ihrer medicinischen Eigenschaft geschätzt; ihr Gebrauch für Nase und Gaumen fand seine Gegner und Vertheidiger, in welchen Streit sich sogar die Kirche mischte. Der Sultan Amurath IV., der König von Persien und der Czar von Rußland, ließen die Liebhaber des Tabacks ihre Gelüste mit Verlust der Nase büßen. In Rußland wurde der Gebrauch des Tabacks Gegenstand theologischer Streitfragen und auf der Synode zu Moskau, 1666, derselbe verboten, nach dem Spruche der Bibel: Was zum Munde eingeht sündigt nicht, was aber hinausgeht, sündigt; dagegen von den frommen Vätern das Brannteweintrinken und Betrinken in demselben nach eben diesem Spruche erlaubt, und Priester und Laien kamen mit dem rühmlichsten Wetteifer dieser Erlaubniß nach, und lassen noch bis auf den heutigen Tag den in seiner Pflichterfüllung Dahingesunkenen Gegenstand ihrer zärtlichsten Theilnahme sein, während sie in Bezug auf das Verbot allesammt arge Sünder sind. Der Papst Urban VIII. schleuderte eine Excommunkations-Bulle gegen alle diejenigen, die in der Kirche Taback nähmen, und unter Friedrich Wilhelm I. rechnete eine pietistische Secte zu Halle den Gebrauch des Tabacks und das Kegelspiel zu Dingen, deren sich ein wahrer Christ enthalten müsse. Andererseits fand der Taback auch seine Vertheidiger, und in der Jetztzeit wird ein Prieschen, eine gute Cigarre und ein Schälchen Kaffee — Beides langsam zehrendes Gift — von Jung und Alt, von Christen, Juden und Türken zu den Hochgenüssen gerechnet; auch versichern Reisende, daß, wie bei uns, jetzt jeder Türke seine eigene, natürliche Nase trüge.

Wenn nun auch der Gebrauch des Tabacks zur Zeit der Réfrg. in der Mark nicht unbekannt war, so war er doch sehr beschränkt, und wenig bekannt, wie folgende, in Groß- und Klein-Ziethen unter den Colonisten allgemein bekannte, und durch den Prediger Thérmin mitgetheilte Anecdote lehrt. Ein Pfälzer bringt eines Tages einen Wagen voll Taback nach Berlin, und bietet sie einem Gewürzhändler zum Verkauf an; dieser, der die Blätter für Kohlblätter ansieht, und da er glaubt, daß man ihn hintergehen will, weist das Anerbieten zurück.

Der ehrliche Bauer nimmt einige Blätter von seinem Wagen, stopft damit seine Pfeife, zündet sie an, und bläßt dem Gewürzhändler den Rauch, mit der Frage, unter die Nase: „He, nun, sind das Kohlblätter?“ Der deutsche Kleinkrämer, der wohl sein Profitchen aus verfälschtem Syrup, Kochzucker und kleinen Rosinen zu machen verstand, bietet, obgleich er von seinem Irrthum zurückgekommen ist, dem Colonisten nur 20 Gr. für die ganze Ladung. Diesen Handel geht der Landmann nicht ein, er legt den Taback bei seinem Bruder in Berlin nieder, kehrt nach Groß-Ziethen zurück, verkauft daselbst Haus und Acker, verpflichtet die Bauern, ihm ihre Ernten zu verkaufen, und errichtet zu Berlin eine Tabacksspinnerei.

Vorzugsweise wurde der Tabacksbau in der Ukermark und im Magdeburgischen betrieben, und gewann bald eine solche Ausdehnung, daß die Tabacksfabriken von Sandrart und Würst, von Schwarz und von Lejeune ihre Fabrikate in so bedeutender Menge nach dem Auslande, nach Dänemark, Schweden, Polen, Schlesien und Böhmen, ja, sogar nach Holland ausführten, daß dafür mehrere Millionen Thaler in's Land flossen; dieser Flor des Handels und der Manufakturen war es, der den Neid derjenigen Regierungen erregte, die es versäumt hatten, die Réfugié's in ihr Land zu ziehen; deßhalb suchten sie es nachzuholen, und diese zur Auswanderung aus Brandenburg zu verleiten, wobei ihnen die unter ihnen verbreitete Meinung: Friedrich Wilhelm I. sei den Colonisten abhold, sehr zu Statten kam; besonders gab sich Dänemark große Mühe, und es glückte ihm auch gegen vierzig Familieen hierzu zu bereden; doch wie wir schon oben gesehen haben, hatte dies weiter keine nachtheilige Folgen für das Land.

Um den Getreidebau haben die Réfugié's weiter keine Verdienste, als daß sie die, durch den dreißigjährigen Krieg verwüsteten, Ländereien wieder urbar machten; wohl aber um die Gartenkultur, um Baum-, Blumen- und Gemüsezucht, wodurch sie die Brandenburger mit einer Menge von Früchten, Blumen und Gemüsen bekannt machten, die bis dahin ihnen völlig fremd gewesen waren, und wodurch eine größere Mannigfaltigkeit der Speisen bei ihnen eingeführt wurde.

Die damalige deutsche Küche, die man heutiges Tages gewiß sehr schlecht finden würde, war in der Auswahl eine sehr beschränkte; man nährte sich von Fleisch, geräuchert oder gesalzen; von Fischen, trockenen Gemüsen, von grünem und saurem Kohl, von großen Rüben und einigen Wurzeln. Der Gebrauch der grünen Erbsen und Bohnen war so wenig bekannt, daß sie als Speise den Franzosen den Beinamen Bohnenesser zuzogen, was eben ein solcher Spitznamen für sie war, als Paddenschlucker, womit die deutsche Jugend die französische zum Kampf reizte und herausforderte; auch die Suppenkräuter waren eben so wenig bei den Deutschen in Gebrauch, wie die Suppe; ferner spielten die verschiedenen Sallatkräuter in den Küchengärten der Franzosen eine sehr wichtige Rolle, und um so mehr, als auch die Deutschen anfingen, den Sallat so lieb zu gewinnnen, daß sie nach Charlottenburg hinauszogen, um Sallat à la Dahuron, so hieß der Königliche Gärtner, zu speisen. Wie wichtig die Suppe und der Sallat in der französischen Küche war, zeigt sich besonders darin, daß die Suppe oder den Sallat bei Jemanden essen, so viel hieß, als zu Mittag oder Abend eingeladen sein. Auch lernten die Brandenburger Blumenkohl, Spargel und Artischocken essen, die ihnen sogar sehr gut behagten, und nur verwundert waren, daß diese Gemüse in freier Luft gedeihen sollten; denn als der Arzt du Clos auf seinem Landsitze zu Friedrichsfelde einen glücklichen Versuch mit den Artischocken gemacht hatte, begab sich Friedrich I. mit seinem ganzen Hofe dahin, um dies Wunder zu sehen.

Mit eben dem glücklichen Erfolge trieben sie auch die Obstzucht, die sie theils veredelten, theils durch neue Arten, die sie sich aus Frankreich kommen ließen, erweiterten; ja, einige unter ihnen wagten es sogar, Citronen- und Orangenbäume zu ziehen, womit sie Privat- und königliche Gärten versahen, und überdies noch einträglichen Handel nach Sachsen und anderen Nachbarländern trieben.

Unter den französischen Gärtnern gab es eine nicht unbedeutende Zahl, die sich mit der Blumenzucht beschäftigten, worin sie eine große Geschicklichkeit besaßen; besonders darin,

daß sie aus den einfachen Blumen doppelte zu ziehen und ihnen die verschiedensten Farben zu geben verstanden, was indessen zu jener Zeit ein Geheimniß nur einiger war. Besonders berühmt war der Gärtner Rusé, der einen schönen und großen Garten in der Köpnicker Vorstadt besaß, in dieser Beziehung, und was er darin leistete, gränzte für damals an das Wunderbare, und konnte unmöglichlich mit rechten Dingen zugehen; wenigstens raunte sich das Volk in die Ohren, daß er zu gewissen Jahreszeiten, an bestimmten Tagen mit seiner Frau und seinen Kindern, nach Mitternacht, sich in den Garten begäbe, um hier, nachdem man sich vorher überzeugt hatte, daß kein neugieriger Lauscher vorhanden sei, das Zauberwerk zu beginnen. In einem Augenblick, und unter den Händen der Beschwörer ging dann die Verdoppelung und Färbung der Blumen in verschiedenen Mustern vor sich.

Unter den Gärtnern, die sich damals hier niederließen, führen wir folgende auf: Pierre Custine, Henri Lefèvre, Daniel Sauvage, Mathieu, Boucher, Pierre Sarre, David Rusé, Daniel und Pierre Laval, Paul Ravené, Guillaume Bourguet, Jean Mouson und mehrere des Namens Nicolas und George.

Diese Gärten waren ehemals das Ziel der Spaziergänge der Colonisten, namentlich zur Zeit der Weinlese, um Weintrauben zu essen; jedoch geschah dies nur des Sonntags nach dem Nachmittags-Gottesdienst, und zwei Mal des Jahres wurden Landpartieen gemacht, wozu man gewöhnlich Buchholz wählte. Hier überließ man sich einer freimüthigen, ungezwungenen Heiterkeit, fern von aller Ziererei, wie von übertriebener Ausgelassenheit.

Als Friedrich der Große durch hohen Zoll den Verbrauch des Caffee's vermindern wollte, so waren es die Refugié's, welche die Cichorienwurzel anbauten, um dadurch ein Surrogat für den Caffee zu liefern. Im Volke wurde er Preußischer Caffee genannt.

Wenn wir noch einmal auf das Ganze einen Blick werfen, so drängt sich uns unabweisbar die Ueberzeugung auf, daß die Einwanderung der Refugié's eine große Umwälzung der

Verhältnisse und Zustände in Brandenburg hervorgerufen hat, und daß sie es gerade gewesen ist, die das Land in einen so auffallend schnellen Wohlstand versetzte, der es Friedrich I. möglich machte, einen so glänzenden Hofstaat, und für das österreichische Kaiserhaus in den vielen Kriegen gegen Frankreich ein Hülfsheer auf seine Kosten zu unterhalten; für die vielen wissenschaftlichen und Kunstanstalten, die er gründete, so große Summen zu verausgaben, und endlich, um die Königskrone zu erlangen, gegen sechs Millionen Thaler hinzuwerfen. Indessen war es nicht allein die Zahl der Einwanderer, die diesen Umschwung hervorbrachte, eben so wenig wie der Widerruf des Edikts von Nantes, der fast eine Million Einwohner aus Frankreich trieb, des Landes tiefen Verfall herbeiführte, denn dieser Abgang konnte sich in dem Verlauf ruhiger Zeiten bald wieder ergänzen. Das Unglück Frankreichs wurde einzig und allein dadurch hervorgerufen, daß die Flüchtlinge zu den thätigsten und industriellsten gehörten, in deren Händen mancher Industriezweig war, der durch die Auswanderung für das Land, wenigstens auf eine Zeit lang, verloren ging, daß viele Manufacturen und Fabriken still standen, und es seinen Absatz an das Ausland, besonders nach Deutschland hin, großen Theils verlor, indem nun dasselbe die sonst aus Frankreich eingeführten Artikel selbst verfertigte. Also nicht allein die Zahl der Refugié's, sondern auch der mitgebrachte Kunstfleiß, die erfinderische Thätigkeit gründeten Brandenburgs Glück und Wohlstand; denn von der Zeit ab machte es sich nicht nur von Frankreich fast frei und unabhängig, sondern es versah sogar mit seinen Manufactur- und Fabrikwaaren den Norden Europa's, es hielt also nicht blos die Summen zurück, die sonst für Luxus- und Modeartikel nach Frankreich flossen, sondern das Ausland wurde Brandenburg selbst tributär. Ohne indessen den Refugié's ihre Verdienste schmälern zu wollen, dürfen wir doch nicht vergessen, daß die Einwanderung unter einem Fürsten geschah, der mit Weisheit und Umsicht die dargebotenen Kräfte in Thätigkeit zu setzen verstand, Kräfte, die vielleicht in andern Händen ein todtes Kapital. oder wohl gar unheilbringend für das Land gewesen wären; unter einem Für-

sten, der das Glück hatte, von Dienern unterstützt zu werden, die befähigt waren, in die großartigen Ideen ihres Herrn einzugehen, und sie in seinem Sinn und Geiste auszuführen.

Daß durch diesen Wohlstand in Verbindung mit den Fremdlingen und ihren 43 Handwerken und Künsten, die sie theils vervollkommnet, theils als neue, den Brandenburgern unbekannte, einführten, die Lebensweise derselben sich anders gestaltete, daß sie in Speise und Trank, Kleidung und Wohnung, im geselligen Verkehr, in Sitte und Denkweise andere wurden, läßt sich leicht denken, daß aber dadurch die Colonisten der Sittlichkeit geschadet haben, wie einige Schriftsteller behaupten, müssen wir entschieden zurückweisen. So wenig schmeichelhaft auch das Urtheil eines gleichzeitigen Schriftstellers über die Colonisten lautet, so glauben wir doch Manchem einen Gefallen zu erweisen, wenn wir dies über seine Vorfahren gefällte Urtheil hier folgen lassen:

„Es ist leider", sagt er, „mehr als zu bekannt, daß, so lange der Franzosenteufel unter uns regiert, wir uns am Leben, an Sitten und Gebräuchen also verändert, daß wir mit gutem Recht, wo wir nicht gar naturalisirte Franzosen sein und heißen wollen, den Namen eines neuen, sonderlichen und in Franzosen verwandelten Volkes bekommen können. Sonsten wurden die Franzosen bei den Teutschen nicht ästimiret; heut zu Tage können wir nicht ohne sie leben, und muß alles französisch sein. Französische Sprache, französische Kleider, französische Speisen, französischer Hausrath, französisch Tanzen, französische Musik, und ich fürchte, es wird auch ein französischer Tod darauf folgen, weil ja die hierdurch verübten Sünden nichts anders prognosticiren. Die alte deutsche Sitte und Tapferkeit ist, wenn nicht verloren gegangen, doch gewiß verloschen und geschwächt, welches bloß von der Nachahmung fremder Völker herrühret, absonderlich aber von dem stolzen, falschen und lüderlichen Franzosengeist, der uns durch liebkosende Werke, schmeichelnde Reden und viele Versprechungen, wie die Schlange unsern ersten Eltern im Paradiese gethan, gleichsam eingeschläfert hat, um uns nach und nach um unsere liebe deutsche Freiheit zu bringen, längst bemüht gewesen ist,

weil er gesehen hat, daß wir zu seiner lüderlichen Lebensart sonderlich inkliniren und Beliebung tragen. Die mehrsten teutschen Höfe sind französisch eingerichtet, und wer an denselben versorgt sein will, muß französisch kennen, und besonders zu Paris, der Universität aller Leichtfertigkeit, gewesen sein. — Wenn die Kinder kaum vier oder fünf Jahre alt sind, so werden sie gleich dem französischen Moloch geopfert, und zu den französischen Galanterieen angeführt, und französische Tanz- und Sprachmeister ihnen gehalten. In Frankreich redet Niemand teutsch, etwa die Teutschen unter einander, so sich darinnen aufhalten: aber bei uns Teutschen ist die französische Sprache so gemein geworden, daß an vielen Orten bereits Schuster, Schneider, Kinder und Gesinde dieselbe zu reden pflegen. Ist's nicht wahr, daß die meisten Eltern, so etwas von Condition seien (oder, daß ich recht rede, Krämerchen, Mist-Juweliere), alles dasjenige, was sie ermauschelt, an ihre Kinder, obgleich nicht zum Nutzen, dennoch zum Verderben derselben anwenden, sollten sie auch gleich hernachmals so darüber herunter kommen, daß sie, den ganzen Kram in einen Kober gesteckt, zum Thore hinaus laufen und zu Schelmen darüber werden müßten". — „Will ein Jungesell heut zu Tage bei einem Frauenzimmer Zutritt haben, so muß er mit französischem Hütchen — sind auch heutiges Tages noch die feinsten und elegantesten — Westen und galanten Strümpfen angestochen kommen. Wenn dieses ist, mag er gleich sonst eine krumme Habichtsnase, Kalbsaugen, Buckel (oder, wie es andere, die dergleichen Personen affectioniret sind, hohe Schultern nennen) Raffzähne, krumme Beine und dergleichen haben, so fragt man nichts darnach: genug, daß er sich nach langem Lernen à la mode frans stellen kann. Man hält ihn für einen recht geschickten Kerl, ob er gleich sonst nicht für einer Fledermaus Gelehrsamkeit im Kopf, und anstatt des Gehirns Heckerling hat. Er ist und bleibt Monsieur, bevoraus, wenn er etwas parliren kann." — „Ich erinnere mich hierbei, daß, als unlängst ein Präceptor verlangt wurde, sich einer gemeldet, der wohl studiret, und in Theologicis, Philosophicis und Humanioribus wohl bewandert war. Er wurde aber gleich gefragt, ob er die französische und ita-

lienische Sprache verstünde; wo nicht, so würde es für diesmal nicht sein können, weil ja der Knabe schon neun Jahr alt sei, und es höchst nöthig wäre, daß er in diesem großen Alter zu solchen Sprachen möchte angeführet werden; da doch der große Malkontrömmel noch nicht teutsch reden konnte, geschweige ein Gebot, oder einen Artikel aus dem kleinen Katechismo herbeten, darauf doch seine Seligkeit beruhet. Wer siehet demnach nicht, daß solche Leute hiermit zu erkennen geben, daß sie nicht Christen, sondern Atheisten sein, welche kein Bedenken tragen, die Kleinen zu ärgern, und das hierauf gelegte Weh in den Wind zu schlagen. Müssen demnach also klagen:

Die teutsche Sprach' kommt ab, eine andere schleicht sich ein,
Wer nicht französisch red't, der muß ein Simpel sein.

Gehen wir aber weiter fort, und sehen uns auch ein wenig in Kleidungen um, so müssen wir auch gestehen, daß hierin kein Unterschied zwischen den Teutschen und Franzosen sei. Und dürfte ich fast sagen, daß es in Frankreich selbsten nicht so arg in Kleidungen hergehe, als in Teutschland; wie ich denn selbsten in Paris so vielerlei Moden und Veränderungen der Kleider als in Teutschland niemalen gesehen habe."

„O, wie sauer läßt es sich mancher werden, eine galante Nachtmusik zu bringen! Wie viel Paar Schuhe gehen des Jahres lang nicht drauf, da man stündlich, wohin man seine Inklination hat, vor dem Fenster herumtrappelt, ob man die Ehre haben könne, die Jungfer, oder doch an ihrer Statt die Magd, oder die Katze und den Pudelhund zu grüßen. Wie viel Zeit wendet man nicht auf verliebte Briefchen, so man aus den Romanen zusammenstoppelt! Wie weiß sich mancher in grüne und andere Pelze zu verkleiden, Ringe anzustecken, den vornehmen Herrn zu affectiren, und ist doch ein Spitzbub von Haus aus. Allein diesem allen ungeachtet, weil er sich galant und auf französische Mode stellen kann, ist er lieb und angenehm. Also sehe man auch eine Jungfer oder eine Näh- und Kleppelmagd an, ob nicht alles an ihr französisch sei? ob sie sich nicht fast durchgehends alle über ihren Stand halten? ob sie nicht Tag und Nacht auf dergleichen Galanterieen bedacht

sind? Die Köpfe sehen aus, daß man dafür erschrecket, und man nicht weiß, ob es Schweinsköpfe sein, oder ob sie Rußbutten feil tragen. Wie viel hundertmal sind die Hauben bishero geändert worden? Bald trägt man Standarten, bald Kornethauben, bald fliegende Fahnen, bald Wiedehopfen-Nester. Und ist das allerärgste, daß nicht nur das Frauenzimmer deßwegen selbst nach Frankreich reiset, sondern auch noch Modelle oder angekleidete Puppen aus Frankreich bringen läßt für viele Thaler, damit man ja genug des Teufels Hoffarth machen könne."

Dieses Sittengemälde mag zugleich die, welche stets das Alte loben, die jetzigen Zeiten und Menschen aber tadeln, überzeugen, daß es ehemals schon war wie heute, und in manchen Dingen wohl noch schlimmer. Man sieht wohl, daß der unbekannte Verfasser dieser Schilderung ein blinder Franzosen-Hasser gewesen ist, dem Billigkeit und Unparteilichkeit nicht die Feder geführt haben. — Und gesetzt auch, die Franzosen hätten hier französische Sitten und Moden verbreitet, hätten ihrer Sprache Eingang zu verschaffen sich bestrebt, an wem lag denn die Schuld des Gelingens? Doch nur an den Deutschen, die noch bis auf diese Stunde die blinden Verehrer des Fremden und die Verächter des Einheimischen sind! Es kam ja nur auf sie an, das Fremde zurückzuweisen. — Uebrigens herrschte das französische Modewesen hier schon lange vor dem Jahre 1685, und es gingen für solche Artikel jährlich viele tausend Thaler nach Frankreich; mithin mußten die Brandenburger es den Réfugié's Dank wissen, daß sie diese Artikel hier im Lande verfertigten, und ihnen für billigere Preise verschafften; daß diese Summen in dem überdies so armen Lande blieben. Was nun die französischen Sitten betrifft, so sind diese gewiß nicht so unangenehm gewesen, denn noch jetzt rühmt man ja die Zuvorkommenheit, Freundlichkeit und Vertraulichkeit der Franzosen, namentlich gegen Fremde; und wenn sie sich damals überall Eingang verschafften, die Brandenburger für ihre rohen, zurückstoßenden Sitten die feineren französischen eintauschten, so spricht dies nur lobend für die letzteren. Das Gute annehmen, wo es sich findet und bietet, ist vernünftig; es aber an-

nehmen und hinterher tadeln, verräth mindestens Schwäche.

Die schwärzeste Verleumdung ist es, die größte Bosheit verräth es, den Réfugié's den Vorwurf zu machen, daß sie den Luxus befördert, die Sittenlosigkeit in Brandenburg verbreitet hätten. Die traurige, unglückliche Lage der Reformirten in Frankreich, der mehr als hundertjährige, fast unausgesetzte Kampf mit ihren Feinden, die tägliche, ja stündliche Todesgefahr, in der sie schwebten, sind keine Zustände, die Luxus und Sittenlosigkeit begünstigen, zumal der Kampf um höhere, als leibliche Interessen geführt wurde; ein fortgesetzter eiserner Kriegszustand macht den Charakter ernst, fest und selbst eisern, für irdischen Tand unempfänglich. Als sie später, durch den starken Arm des Despoten niedergedrückt, schutz- und rechtlos dastanden, als sie, in Ohnmacht und Schwäche herabgedrückt, jeder Willkühr Preis gegeben waren, da wußten sie sich durch ihre hohe Einfachheit, Arbeitsamkeit, Rechtlichkeit und Sittlichkeit, die durch die strenge Censur ihrer Synoden aufrecht erhalten wurde, wenn nicht Sicherheit vor Druck und Verfolgung, doch Achtung zu verschaffen.

Sollten nun die, welche für die Wahrheit gekämpft, für ihren Glauben alles geopfert hatten, die nach ihrem neuen Vaterlande nicht viel mehr als ihren Kopf und ihre Arme brachten, sich mit einem mal so verändert haben? Hier, wo ihre Civil- und kirchliche Verfassung dieselbe strenge war, wie in Frankreich, wo sie schon aus Klugheit, um sich das Vertrauen der Eingebornen zu gewinnen, das Mißtrauen gegen sich zu entfernen, alles Anstößige zu vermeiden hatten? Nur der Reichthum erzeugt Luxus und Sittenlosigkeit, und Reichthum besaßen sie nicht, sie mußten ihn erst erwerben, und sie erwarben ihn durch ihre Tugenden, durch ihre Einfachheit, Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Thätigkeit, durch ihre Rechtschaffenheit, Ehrenhaftigkeit in Handel und Wandel, durch ihre weise Sparsamkeit. Dies ist ein „Réfugié“, war genug, um ihm überall Vertrauen zu erwecken.

Wie einfach und streng die Sitten in der Colonie waren und längere Zeit sich erhalten haben, zeigt folgende kleine

Anekdote, die sich vielleicht ein volles Jahrhundert nach der Einwanderung zugetragen hat. Die Tochter eines angesehenen Kaufmanns war mit einem sehr reichen, jungen Manne versprochen; der Bräutigam wünscht seine Braut auf einen Ball, sie hatte noch nie einen solchen besucht, zu führen, und sucht und erhält die Erlaubniß des Vaters der Braut. Vor der Abfahrt will der Vater noch seine Tochter im Ballkostüme sehen und begiebt sich deßhalb auf ihr Zimmer; hier findet er die Tochter mit Blumen in dem Haar, wie es der Gebrauch war, geschmückt, und äußert sich sehr streng über diesen für sie nicht passenden Luxus. Die Tochter widerspricht bescheiden und entschuldigt sich mit der Sitte der Zeit. Die Antwort des Vaters zauberte die Rosen aus dem Haar auf die zarten Wangen der Jungfrau, die natürlich zu Hause bleiben muß.

Anhang.

Die Institute der Colonie.

Im Verfolg unserer Geschichte haben wir wiederholentlich über den Charakter der ersten Réfugié's zu sprechen Gelegenheit gehabt, und uns gedrungen gefühlt, ihren Wohlthätigkeitssinn, — mag er auch in Folge herber Erfahrungen und Leiden erst recht lebendig in ihnen geworden sein — hervorzuheben. Mehr darüber zu sagen scheint uns überflüssig, und um so mehr, als da, wo Thaten sprechen, Worte überflüssig sind. —

Die verschiedenen Anstalten, die gleich anfangs und schnell hinter einander, fast im Laufe eines halben Jahrhunderts, in der Colonie entstanden, lassen sich nach ihrem Zweck in drei Klassen eintheilen: in solche nämlich, die nur die Ausbildung des geistigen Elementes, dann in solche, die nur das leibliche Wohl im Auge haben, und endlich in Anstalten, die beide Zwecke in sich vereinigen.

A. Anstalten, welche die geistige und leibliche Pflege in sich vereinigen.

Die französische Kirche besitzt drei, im Verhältniß zu ihrer Seelenzahl bedeutend zu nennende Stiftungen für Erziehung und Pflege armer verwaister Kinder, und Kinder dürftiger Eltern. Das älteste dieser Institute ist:

Das Waisenhaus (früher Charlotten-Straße Nr. 55).

Es war gewiß kein leichtes Unternehmen von einer, zwar an Frömmigkeit und Wohlthätigkeitssinn reichen, aber an materiellen Hülfsmitteln noch armen Gemeinde, ein Haus zu gründen, in welchem für leibliches und geistiges Wohl armer verwaister Kinder Sorge getragen werden sollte. Aber es mußte gehandelt werden, das Bedürfniß war vorhanden und Hülfe dringend nothwendig geworden.

Eine der frühesten Stiftungen der französischen Kirche war das Diakonat, welchem die Sorge für die Armen anheim fiel. Dies hatte nun bisher die armen verwaisten Kinder zur Pflege und Erziehung in Familien unterbringen müssen; leider aber hatte die Erfahrung gelehrt, daß nicht alle Pflegeltern ihre Pflichten gegen ihre Pflegbefohlenen treu und gewissenhaft erfüllten.

Ein warmer Freund und Wohlthäter der Armen seiner Kirche war: Jacques Gailhac, der, ungeachtet er sein Handlungshaus von Berlin nach Leipzig verlegt hatte, dennoch im Verbande mit der Colonie blieb, und dies besonders durch fortgesetzte und reiche Spenden bethätigte. Diesem Menschenfreunde gebührt auch das Verdienst, den ersten Anstoß zur Gründung des besagten Institutes gegeben zu haben. Es hatte sich nämlich das Consistorium 1717 von Neuem um Unterstützung an ihn gewendet, und außer einer Summe von 300 Thalern die Zusicherung von ihm erhalten, daß er mit eindringlicher Hülfe nicht ausbleiben würde, wenn dasselbe ein Haus für die Waisen der Kirche, wodurch allein der Noth gründlich abgeholfen werden könnte, gründen wollte. Auf diese Eröffnung und in Voraussicht anderweitiger kräftiger Unterstützungen faßte das Consistorium 1718 den definitiven Beschluß, diesen Vorschlag in Ausführung zu bringen. Aber der Beschluß war leichter gefaßt, denn ausgeführt! Das Einzige, woran die Gemeinde reich war, war ein unerschütterliches Vertrauen auf die Hülfe und den Beistand Gottes, der sie ja bis hierher so wunderbar geführt, und in dem sichtbaren Gedeihen des hallischen, von dem frommen Franke mit denselben Kräf-

ten gestifteten Waisenhauses einen neuen Beweis seiner Gnade gegeben hatte. Und sie täuschte sich nicht! nach 7 Jahren der Mühe, Arbeit und Sorge stand auch ihr Werk zu Gottes Ehre vollendet da. —

Nachdem man sich die nöthige Einsicht über Einrichtung, Kosten, Rechte und Privilegien ähnlicher Institute verschafft hatte, ernannte das Consistorium auf Antrag des Herrn Lejeune den 18. März 1718 eine gemischte Commission, um an die Berathung und Entwerfung des Planes zu gehen.

Durch die Erfahrung belehrt, und damit das Werk ungehindert fortschreite, wurde auf Veranlassung des Herr Lejeune diese Commission in eine permanente verwandelt, deren Mitglieder die Herren Durant, Pérard, Grandidier, Buyrette, Deneria, Ribe, le Jeune, de la Grivelière, Bachelé, Maillette de Buy, d'Alençon, Corvisier, Lecoq, Jordan, Lainez und Missy mit dem Moderateur, Prediger Forneret, waren.

Unter dem 2. Juni 1718 verlieh der König Friedrich Wilhelm I. dem Vorhaben seine Zustimmung, und versicherte ihm in einem besondernen Schreiben seinen hohen königlichen Schutz und Beistand.

Um die ersten Mittel zu gewinnen, nahm die Commission zu einer Lotterie und zu einer allgemeinen Collecte in der ganzen Monarchie ihre Zuflucht. Die Lotterie hatte aber nicht den gewünschten Erfolg, kaum ein Viertel der Loose wurde abgesetzt; reicher flossen die Gaben durch die Collecte, die in Berlin allein die Summe von 3638 Thaler eintrug. Auch der König hatte gleich anfangs als erste Grundlage 50 Thaler gespendet, denen im Jahre 1720 noch 3600 Thaler folgten. Selbst im Auslande fand das menschenfreundliche Werk lebendige Theilnahme, und aus Kopenhagen, Amsterdam, Paris, Livorno, Genua, Hamburg u. s. w. gingen bedeutende Gaben ein. Die Kommission zur Gründung der Anstalt hatte auch auswärtige Mitglieder, welche sich für die Stiftung interessirten, in Amsterdam, Rotterdam, Wesel, Utrecht, Leyden, Paris, London, Dublin, Livorno, Lausanne.

Im Jahre 1720 konnte man endlich den Grundstein zu

dem Gebäude, wozu der König das Baumaterial, Holz und Kalk, der Baron von Dankelmann aber die Baustelle hergegeben hatte, legen. Den 14. Juni 1722 verlieh der König dem entworfenen Reglement seine Zustimmung.

Schon im folgenden Jahre waren die Mittel der Anstalt so gewachsen, daß dieselbe ein Haus an der Ecke der Poststraße für 11,110 Thaler käuflich erwerben konnte.

Am 10. Dezember 1723 unterzeichnete der König die Privilegien des Waisenhauses. In dieser königlichen Urkunde heißt es:

„Weil Gott die Arbeit der Commission für diese fromme Stiftung in dem Grade gesegnet hat, daß sie nicht nur ein ansehnliches Haus hat bauen, sondern auch noch einige tausend Thaler als Anfang eines Fonds zur Unterhaltung desselben hat ansammeln können, so nehme der König die Anstalt unter seinen Schutz, und gewähre ihr nicht nur alle die Privilegien und Wohlthaten, deren sich ähnliche Stiftungen erfreuen, sondern er wolle auch durch seine Königliche Machtbefugniß die Mittel zur Ansammlung der nöthigen Fonds begünstigen."

Am 13. April 1725 erhielten die Statuten und Reglements des Waisenhauses die Königliche Sanction, wobei der König jedoch die Aufnahme eines Paragraphen forderte, welcher die bekannte Richtung desselben sehr eigenthümlich charakterisirt, und durch welchen er die Absicht ausdrückt, die Anstalt zum Theil zu einem Kadettenhause gemacht zu sehen. Er lautet:

„Und da die Auswanderung mehrere Familien in Dürftigkeit gebracht hat, welchen der König und seine Vorfahren ihre besondere Fürsorge gewidmet haben, so will und erwartet Seine Majestät, daß man in das Haus vorzugsweise und vor allen andern aufnehme die Vaterlosen der armen Edelleute von Civil und Militair und anderer achtungswerthen Leute, ohne daß die Erziehung, welche diese Kinder im Waisenhause empfangen, ihnen könnte in der Folge zum Vorwurf gemacht werden, und wollen Seine Majestät ihnen die Ehre ihrer Geburt bewahren; aber wenn die Einnahmen die Ausgaben übersteigen,

könne man auch die Kinder des gemeinen Volkes oder der Armen vom Consistorium aufnehmen."

Dieser Paragraph kam jedoch nicht in Ausführung.

Interessant ist der specificirte Etat der Einkünfte und der wahrscheinlichen für das erste Jahr in Aussicht gestellten Ausgaben, den die Commission den 8. Februar 1725, also vor der Einweihung des Hauses, bekannt machte:

Das Haus hatte eine Schuld von 5000 Thlrn. zu 4 Procent	200 Thlr.
Die Interessen einer Leibrente von 1200 Thlrn.	93 „
Das Gehalt eines Hausvaters und einer Hausmutter, angeschlagen auf	60 „
Das Gehalt von zwei Dienstmädchen . . .	22 „
Die Lasten des Hauses in der Poststraße . .	37 „
	412 Thlr.
Die Einkünfte betrugen	963 „
und entstanden aus der Miethe des erworbenen Hauses, aus den Zinsen eines Capitals von 2800 Thlrn., aus der Accise-Vergütigung und aus einer Pension von 30 Thlrn., welche die Königin gab. bleiben	551 Thlr.
Man berechnete die Unterhaltung von 10 Waisen und 4 Hausbedienten, den Kopf auf 30 Thlr.	420 „
blieb ein Ueberschuß von	131 Thlrn.

Indessen eröffnete man, um für alle Fälle gesichert zu sein, nur mit 8 Waisen das Haus, dessen Einweihung am 31. Mai 1725 Statt fand. Die Einweihungsrede hielt der Prediger Lenfant über die bedeutsamen Worte:

„Selig sind die Barmherzigen, denn ihnen wird Barmherzigkeit widerfahren."

Sichtbar waltete der Segen des Herrn, denn viele fromme Herzen bedachten das Haus mit ansehnlichen Legaten oder Vermächtnissen, und schon im Jahre 1733 konnte die Direction

noch andern 6 Waisen die Wohlthat der Aufnahme zu Theil werden lassen.

Einer der ersten Legataire war der edle, schon oben genannte Jacques Gailhac, der leider die Vollendung des christlichen Werkes nicht mehr sehen sollte. Er starb 1724; — aber noch im Tode ließ er seine Milde durch ein Vermächtniß von 1500 Thlrn. gegen das Haus walten.

Im Jahre 1737 machte Herr von Horguelin der Anstalt ein Geschenk von 600 Thlr. mit dem Vorbehalte des Wahlrechts einer Waise für sich und die Räthe Achard bis zu ihrem Tode. Ein Geschenk von 500 Thlrn. erhielt die Ecole de Charité von ebendemselben, 1749, mit dem Rückfallsrecht an das Waisenhaus, wenn jenes Haus bis zum Jahre 1799 sich aufgelöst haben sollte. Dieser Fall ist zum Heile der Colonie nicht eingetreten.

Ein anderer großmüthiger Wohlthäter war der Arzt Samuel Duclos, der 1749, außer einem Vermächtniß von 3500 Thalern, der Anstalt mit der Ecole de Charité gemeinsam das Geheimniß seines fiebervertreibenden Mittels hinterließ, dessen Verkauf lange Zeit hindurch eine reichliche Einnahme für beide Häuser bildete. 1751 vermachte Theodor Hue der Kirche zu Cottbus 200 Thlr., die bei dem Erlöschen derselben dem Institute gleichfalls zufallen sollten.

Das bedeutendste Vermächtniß war aber das der Wittwe Du Bois, 1761, auf Höhe von 17,801 Thlrn., durch dessen Zinsen-Zuschuß die Zahl der Waisen auf 40 erhöht werden konnte. 1784 schenkte ein Mitglied der Kirche, Namens Barthélemy 1500 Thlr. nebst einer Rente von 70 Thlrn. auf Lebenszeit zur Aufnahme einer Waise, deren Mutter, nicht aber der Vater, nur von der Colonie zu sein braucht.

Außer den hier namentlich aufgeführten Wohlthätern hatte die Anstalt noch vieler anderen sich zu erfreuen gehabt, und die milden Gaben flossen ihr so reichlich zu, daß sie später in den Ruf des Reichthums gerieth, und der Eifer für sie erkaltete. Die Direction klagt in einem Bericht vom Jahre 1786 darüber, daß dieses Vorurtheil sie der ferneren Theilnahme begüterter Gemeindemitglieder beraube, daß die Zahl der Hülfs-

bedürftigen Waisen fortwährend wachse, und die Anstalt viele derselben gar nicht aufnehmen könne.

Ihre Klagen waren damals wohl begründet, denn die Rechnung wies ein Deficit von 442 Thlr. 12 Sgr. 10 Pf. nach. In diesem Jahre war die Zahl bis auf 79 gewachsen, welche, Knaben und Mädchen, wie es ursprünglich im Statut bestimmt worden war, getrennt erzogen wurden. Diese Trennung wurde jedoch erst im Jahre 1767 dadurch in ihrer vollen Bedeutung ermöglicht, daß die Direction, um dies von ihr aufgestellte und für richtig erkannte Princip durchzuführen, die bis dahin vermiethete obere Etage mit in den Gebrauch nahm. Das Personal des Hauses bestand damals in einem Religionslehrer, vier anderen Lehrern, einem Oekonom nebst Frau, einem Aufseher, zwei Aufseherinnen und zwei Dienstmädchen. Die gesammte jährliche Ausgabe betrug 4710 Thlr.

Als die Anstalt im Jahre 1825 ihr hundertjähriges Jubiläum feierte, hatte sie 1057, im Jahre 1844, wo sie sich mit der Ecole de Charité vereinigte, 1247 Waisen erzogen, so daß der Bericht vom Jahre 1825 mit Recht sagen konnte: „Drei Dinge sind es, welche bleiben, aber die Liebe ist das Größeste unter ihnen!" Und wahrlich, diese hat ja auch am mächtigsten gewaltet; denn wie wäre es sonst möglich gewesen, das Haus auch durch die schwierigsten Zeitverhältnisse, bei stets wachsenden Ausgaben, glücklich hindurchzuführen. Dieser stets wachsende Ausgabe-Etat hatte seinen Grund einmal in der zunehmenden Zahl der Waisen und dann in den stets im Preise sich steigernden Lebensbedürfnissen; denn betrug die Verpflegung eines Kindes in der ersten Zeit jährlich nur 30 Thlr., so kostete sie im Jahre 1767 schon 60, im Jahre 1800 aber 72 Thlr., jetzt ohngefähr 80 Thlr.

Im Jahre 1753 faßte die Direction den Beschluß, die Kinder außer dem Hause in verschiedenen Arbeiten zu beschäftigen, zu dem doppelten Zweck: sie für ihren späteren Beruf vorzubilden und der Anstalt neue Hülfsquellen aus dem Verdienste zu verschaffen. Einige Knaben arbeiteten in der neuen Porzellan-Fabrik und erhielten pro Kopf 3 Thlr. monatlich, andere lernten in der Akademie der Künste zeichnen. Wenn wir

uns auch, nach der Ansicht unserer Tage, mit dieser Einrichtung nicht einverstanden erklären können, so müssen wir doch den Eifer der Direction, für den Bestand der Anstalt in sich selbst Mittel zu suchen und zu finden, lobend anerkennen. Uebrigens hob sie später diese Einrichtung wieder auf; ebenso in der neuesten Zeit, aus Gründen der Moralität, die Betheiligung der Zöglinge beim Ziehen der Lotterie, ungeachtet den dabei verwandten Knaben eine namhafte Einnahme entzogen werden mußte.

Im Jahre 1779 ließ Friedrich der Große dem Waisenhause noch eine Etage aufsetzen, und schenkte der Anstalt für mancherlei bei dieser Gelegenheit ausgeführte Reparaturen in dem schon bestandenen Theil des Hauses 661 Thlr. Hierdurch gewann man wesentlich an Raum für Schlafsäle und Schulklassen.

Die Verwaltung der Anstalt Seitens der Direction derselben, welche aus 8 Mitgliedern besteht, geschieht unentgeltlich. 1770 traten hierzu noch 3 Dames directrices, welche sich der Inspection der Oekonomie, der Sorge für Ordnung und Reinlichkeit im Hause, so wie der Beaufsichtigung der Handarbeiten der Mädchen und ihrer dereinstigen Unterbringung beim Austritt aus der Anstalt unterziehen.

Die Ecole de Charité (früher Jäger-Straße Nr. 63.),

sogenannt, weil sie eine Erziehungsanstalt aus Mitteln der christlichen Liebe und Barmherzigkeit ist, wurde im Jahre 1747 nach dem Muster einer ähnlichen Anstalt in Lausanne, vornehmlich durch den Eifer und die Aufopferung des wackeren Predigers d'Anières ins Leben gerufen. Die ersten freiwilligen Beiträge spendeten Mitglieder der französischen Gemeinde, indem dieselben sich zu einer jährlichen Beisteuer verpflichteten. Mit 12 Zöglingen wurde der Anfang gemacht, und die Anstalt am 12. September des oben genannten Jahres feierlich eingeweiht.

Die Leitung derselben übernahmen 5 Gemeinde-Mitglieder, die Herren von Anières, Achard, Gaultier de la Croze,

von Campagne und Formey. Ein echt christlicher Geist weht in den hinterlassenen Verhandlungen dieser 5 Männer; es waren Männer, welche die Noth der Armen aus eigener Anschauung kennen gelernt hatten, und in vielen Fällen nur die Entfernung der Kinder aus dem elterlichen Hause als das einzige Mittel zur besseren Erziehung erkannten.

Im Jahre 1752 ertheilte der König Friedrich der Große dem Institute die Genehmigung durch die Confirmations-Urkunde, womit demselben alle Vorrechte, in deren Besitz sich ähnliche Anstalten bereits befanden, verliehen wurden, dazu gehörte namentlich die Accise-Freiheit; außerdem bewilligte der großmüthige König der Anstalt jährlich 13 Haufen Holz aus den Königlichen Forsten.

Im Jahre 1756 trat dadurch eine heilsame Veränderung für die Anstalt ein, daß man auch die Theilnahme und die Kräfte würdiger Frauen für dieselbe gewann, was besonders in Bezug auf die Oekonomie und die Erziehung der Mädchen, die damals noch mit den Knaben vereinigt waren, von großer Wirkung war. Die ersten dieser Frauen, Dames Directrices genannt, waren: Frau von la Griveillère, von la Terasse, und Théremin.

Achtzehn Jahre hatte das Institut bestanden, und im Laufe dieser Zeit durch die aus frommen und mildthätigen Herzen geflossenen Spenden eine feste und sichere Grundlage für den ferneren Bestand erlangt; die Vortheile und Vorzüge einer gemeinsamen Erziehung armer Kinder in einem gemeinsamen Hause hatten sich in befriedigender Weise herausgestellt; da trat eine für die Anstalt epochemachende Veränderung ein: die gänzliche Trennung der Geschlechter. Nicht alle armen Kinder, die nämlich der Fürsorge der Diakonie anheim fielen, konnten in der Ecole de Charité Aufnahme finden, und mußten deshalb bei Familien in Pflege gegeben werden. Pflege und Erziehung in der Familie oder in einem Erziehungshause! was war vortheilhafter? Reiche Erfahrungen nach beiden Seiten hin lagen vor. Man entschied sich für das Letztere, und so entstand 1760 das Diakonissenhaus — Behrenstraße — in welchem gegen 60 Kinder bis zum zwölften Jahre ihre Erziehung erhiel-

ten, dann aber zur weiteren Ausbildung in die Ecole du Charité übergingen. Jenes Haus bestand nun bis zum Jahre 1765, wo es für immer mit diesem Institute vereinigt wurde. Durch diesen Zuwachs wurde die oben erwähnte Trennung der Knaben und Mädchen, deren Zahl sich auf 144 belief, und weil man es für zweckmäßig hielt, nothwendig gemacht; die letzteren kamen nach dem in der Klosterstraße gelegenen und der Colonie gehörigen Hause, dessen Einweihung am 22. October 1765 Statt fand.

Beide Anstalten traten unter die Leitung einer aus 14 Mitgliedern bestehenden General-Direction, die sich wiederum in zwei Spezial-Directionen zu je 7 Directoren theilte; die Erstere versammelte sich jeden Monat, die Letzteren allwöchentlich. Die Namen dieser ersten Directoren sind: Erman, von Campagne, Villaume, Naudé, le Coq, Ancillon, Eules, von Forestier, Royer, Rousset, Hainchelin, Baudouin, Jacob, Philippe.

Zu gleicher Zeit ernannte man auch für die Mädchen-Anstalt 7 Damen Directrices: Die Damen Ancillon, Jordan, Michelet, Matthis, Gillet, Philippe, Carita.

Diese Gelegenheit benutzte die Direction zur Ausführung des nothwendig gewordenen Neubaues und der Vereinigung der beiden, von den Wittwen Armelin und Louis erhaltenen Häuser in der Jägerstraße. Die Kosten betrugen mit dem Ankaufspreis des Hauses der Wittwe Louis 10,340 Thlr. 5 Sgr. Der Bau wurde 1770 vollendet.

Mit der Knaben- und Mädchen-Abtheilung der Ecole de Charité wurde bald nach Gründung der Anstalt eine öffentliche Schule verbunden, in welche man, außer Kindern der französischen Gemeinde, die in der Regel Freischule hatten, auch andere gegen Zahlung von Schulgeld aufnahm. Diese Schulen, Ecoles externes genannt, waren anfangs recht blühend, entsprachen aber späterhin den Erwartungen nicht mehr, sie kosteten mehr, als sie einbrachten.

Die mit der Mädchen-Abtheilung verbundene Schule war nur von kurzem Bestande, die zur Knaben-Abtheilung gehörige erhielt sich jedoch bis zum Jahre 1838.

Von größerer Bedeutung und Wichtigkeit für die französische Kirche war

Die Pepinière, eiue Bildungsanstalt für Lehrer und Cantoren. Sie ward 1779 gegründet und befand sich ebenfalls in dem Hause der Ecole de Charité, stand jedoch, außer daß sie vorzugsweise fähige Zöglinge dieser und der vorerwähnten Stiftung aufnahm, mit derselben in keinem wesentlichen Zusammenhang. Sie hat in neuester Zeit eine zeitgemäße Umgestaltung erfahren, indem man die jungen Leute im französischen Gymnasio oder in einer Präparanden-Anstalt zur Aufnahme in ein Staatsseminar vorbereitet.

Welches auch die Leistungen dieser Anstalt in früherer Zeit gewesen sein mögen, immer giebt sie einen schönen Beweis des tüchtigen Sinnes der Vorfahren in der französischen Kirche, deren wohlthätigem Streben kein einziges Bedürfniß entging, und die dieses Institut mit großer Freigiebigkeit ausgestattet haben. Keine evangelische Gemeinde that so viel für Lehrerbildung, als die französische.

Am 12. September 1797 feierte das Institut sein 50jähriges Jubiläum; bis dahin hatte es 1611 Zöglinge aufnehmen und entlassen können. Diesem reichen Gottessegen öffneten sich aller Herzen, und ein Dank- und Freudenfest vereinigte die Glieder der Gemeinde an diesem Tage.

Eine gleiche Blüthe trieben auch die nachfolgenden Jahre, zumal das Consistorium in Uebereinstimmung mit der Direction alle die Veränderungen und Verbesserungen in Rücksicht auf Pflege und Unterricht, wie es der Geist und der Fortschritt der Zeit forderte, eintreten ließ.

Eine große Wohlthat war es, daß man 1818 das Alter der Aufnahme von 10 auf 8 Jahre herabsetzte; dagegen mußte man aus ökonomischen und aus Gründen der Moralität 1828 alle illegitimen Kinder, deren Zahl sich auf 50 belief, von der Aufnahme ausschließen. Für die in die Lehre getretenen Zöglinge eröffnete die Direction 1829 zu deren weiteren Fortbildung eine Sonntagsschule, die aber leider nicht von langem Bestande war. Vielleicht war die Zeit des Unterrichts — die Abendstunden — nicht günstig gewählt. Zur Erhaltung und

Förderung der Gesundheit des Körpers und zur Entwickelung eines kräftigen, frischen Gemüthes wurde 1832 das Turnen in die Anstalt eingeführt. Mit dem Jahre 1838 trat dadurch eine völlige Reorganisation der Schule ein, daß die Anstalt nicht nur um eine Klasse, die 3te, erweitert, sondern auch die Zahl der Lehrobjecte vermehrt wurde; überdies erhielt sie in der neu geschaffenen Stelle eines Mâitre en chef für Lehrer und Schüler einen Mittel- und Vereinigungspunkt, der auf die Einheit des Unterrichtsganges und des ganzen Schulverhältnisses von ersprießlichen Folgen war.

Diese neuen, allmählig eingetretenen Veränderungen lassen den Lectionsplan der früheren Zeiten in Bezug auf die Gegenwart allerdings etwas dürftig erscheinen, denn wir finden, außer Religion, nur noch Lesen, Schreiben und Rechnen, aber auch Zeichnen und Musik, darin verzeichnet; dagegen aber war die Stundenzahl desto größer, sie belief sich auf 33 Stunden wöchentlich; dessenungeachtet stand die Anstalt schon damals, wie dies auch noch heut der Fall ist, weit über ähnlichen Anstalten in Rücksicht auf ihre Leistungen. Mögen wir auch manche Einrichtungen der Vorfahren in unserer überklugen Zeit belächeln, so müssen wir doch gestehen, daß an hohem Ernst, unermüdlicher Thätigkeit, aufopferder Liebe und rastlosem Eifer die Väter und Directoren der Anstalt unserer Zeit nichts nachgeben, und daß gerade die gewissenhafte Ausübung dieser Tugenden den Ruf des Institutes begründet und somit das Gedeihen und den Fortbestand desselben gesichert haben. Kein Jahr verging, wo nicht ersprießliche Verbesserungen eintraten wenigstens in Anregung gebracht wurden; woraus sich unzweifelhaft ergiebt, wie sie die Sorge um der Anstalt Wohl fortwährend beschäftigte. Und diese Thätigkeit beschränkte sich nicht auf das Institut allein, sondern sie ließen sie auch, in Bezug auf die Zöglinge, über dasselbe hinaus walten; denn sie blieben mit den Herren und Meistern ihrer entlassenen Zöglinge in unausgesetzter Verbindung, und zogen allwöchentlich Erkundigungen über deren Verhalten ein; ja, um die gute Sitte zu fördern, setzten sie Prämien von 15, 10 oder 5 Thalern, im Betrage zu 80 Thalern jährlich, für diejenigen aus, die sich

durch Fleiß und sittliches Betragen die Zufriedenheit ihrer Lehrherren erwarben, und so geschah es, daß man vorzugsweise Lehrlinge aus der Ecole de Charité begehrte, und daß die Nachfragen nie befriedigt werden konnten.

Was die Aufnahme und Entlassung der Zöglinge betrifft, so hängt dies von der Direction, deren Vorsitzender ein Prediger ist, ab. Die Entlassung erfolgt nach dem zurückgelegten vierzehnten Jahre, und nach vorhergegangener Einsegnung. Im Allgemeinen nimmt die Anstalt nur Kinder aus Berlin auf, doch besitzt dieselbe auch 6 Stellen für Kinder unbemittelter Eltern, welche irgend einer franz. Gemeinde außerhalb Berlin angehören; außerdem giebt es 6 Freistellen für Kinder, deren Väter nicht Mitglieder der französischen Kirche sind, die selbst zur katholischen Confession gehören können, wenn nur die Mutter ursprünglich zur französischen Kirche gehörte. Es versteht sich von selbst, daß diese Kinder den evangelischen Religionsunterricht empfangen, auch durch die französische Kirche confirmirt werden. In den meisten Fällen finden die Zöglinge unentgeltliche Aufnahme, ausnahmsweise jedoch gegen eine den Vermögensumständen der Eltern entsprechende Pension. Wirkliche Pensionaire aus der französischen Gemeinde finden zwar gegen volle Vergütigung der Kosten — circa 90 Thlr. jährlich — Aufnahme, doch steht es der Verwaltungsbehörde auch frei, dieselbe zu verweigen. Ebenso behält es sich dieselbe vor, Kinder von solchen Eltern, die nicht zur französischen Gemeinde gehören, gegen einen Pensionssatz von 120 Thlr. jährlich ins Institut aufzunehmen. Bedingungen zur Aufnahme gewöhnlicher Zöglinge sind: Armuth der Eltern, starke Familie bei mäßigen Einkünften oder Untauglichkeit der Eltern zur Erziehung ihrer Kinder. Es befinden sich unter den Zöglingen auch Waisen, insofern die Abstammung ihrer Eltern von den Réfugié's nicht nachgewiesen werden kann, während sie im entgegengesetzten Fall dem Waisenhause zufallen. Die französische Gemeinde zählt nämlich eine ansehnliche Anzahl von Mitgliedern, die nicht von den Réfugié's abstammen, sondern später in dieselbe aufgenommen sind. Es gehörte früher zum guten Ton, der französischen Gemeinde anzugehören, besonders in einer

Zeit, wo durch die französische Colonie und nachher durch die Vorliebe des großen Königs für die Bildung der französischen Nation und ihre Finanz-Anstalten viel französische Cultur nach Preußen gekommen war. Außerdem hielten sich in der Regel alle nach Preußen wandernden Fremden reformirter Confession zur französischen Kirche und traten allmählig gänzlich in den Verband derselben ein.

Das Consistorium der französischen Kirche weist der Anstalt ebenfalls Zöglinge zu, ist aber dafür auch verpflichtet, das jährliche Deficit in den Ausgaben zu decken.

Die Mittel, aus welchen die Ausgaben des Institutes bestritten werden, flossen und fließen noch heute aus verschiedenen Quellen, deren zwei besonders wichtig sind: Die Zinsen von Legaten oder Vermächtnissen, und die jährlichen Sammlungen in den französischen Kirchen Berlins. In der ersten Zeit seines Bestehens wurde es fast ausschließlich durch Zeichnung milder Beiträge erhalten; aber der wohlthätige fromme Zweck und die günstigen Erfolge der Anstalt erregten sowohl in der Kirche, als auch bei Personen außerhalb derselben, ein immer größeres Interesse, und es bildete sich aus den Schenkungen und Vermächtnissen, die der Anstalt zufielen, ein Grundkapital, das im Jahre 1847, also nach hundertjährigem Bestande, eine Höhe von 140,246 Thlr. 12 Sgr. 3 Pf. erreicht hatte, worin der Zuschuß zum Bau des Hospice nicht mit einbegriffen ist. Die Zinsen des Grundkapitals reichten allerdings zu keiner Zeit aus, die Kosten zu decken, oder man hätte die Zahl der Zöglinge, welche in manchen Jahren bis auf 210 gestiegen war, beschränken müssen. Hier bot nun der mildthätige Sinn der Gemeinde die zweite unversiegbare Quelle, aus der die Armuth schöpfte: die jährlichen Sammlungen, die anfänglich im Monat Juni, später kurz vor oder gleich nach Ostern, zuletzt und seit dem Jahre 1759 am Palmsonntage gehalten wurden und noch gehalten werden.

Diese Sammlungen hatten von 1747—1847 die Summe von 95,718 Thlr. 14 Sgr. 7 Pf. eingetragen. Die erste Sammlung betrug 962 Thlr., und das erste Vermächtniß von 4000 Thalern datirt sich vom Jahre 1746.

Die Pietät macht es uns zur Pflicht, unter den vielen Wohlthätern wenigstens einige anzuführen. Es sind v. Horguelin, Favre und die Causse'schen Eheleute.

Der erste ließ im Verlauf der Zeit der Anstalt über 5000 Thaler zufließen; der zweite vermachte ihr ein Capital, mit dessen Zinsen, wenn sie 200 Thlr. erreicht hätten, ein Zögling nach der Wahl der Direction bei seiner Niederlassung unterstützt werden sollte. Die Letzten setzten die Ecole de Charité zur Universalerbin ein, mit der Bedingung, daß die Zinsen den Nießbrauchern bis zu ihrem Tode überlassen bleiben sollten; dann aber verpflichteten die Erblasser durch eine besondere Klausel die Direction, daß von den Zinsen, wenn sie auf 800 Thlr. gestiegen seien, mit 500 Thlr. ein Mädchen des Instituts, wenn sie ein Mitglied der Kirche heirathete, ausgestattet werde. Ehre, Preis und Dank allen bekannten und unbekannten Wohlthätern.

Die andern Zuschüsse, die der Anstalt aus dem Verkauf von Büchern, Fieberpulvern, wovon schon früher gesprochen, und den Handarbeiten der Mädchen wurden, waren, auf das Jahr gerechnet, unbedeutend, indessen im Ganzen ist die Summe, die aus dem Erwerb der Mädchen in die Anstalt kam, doch ziemlich bedeutend, denn die Einnahme stieg von 5 Thlr. bis auf 200 Thlr. jährlich, dies nun von 1747 bis 1804 gerechnet; denn hier scheint diese Erwerbsquelle versiegt oder freiwillig aufgegeben zu sein, möchte wohl 7—8000 Thlr. betragen.

Das Kinder-Hospital (Petit hôpital),
(früher im Hospital, Friedrich-Straße Nr. 129).

Es war früher ein Theil des eigentlichen französischen Hospitals für Arme und Kranke, dessen Gründung sich vom Jahre 1687, vielleicht schon von 1672, herschreibt, und welches eine der ältesten Stiftungen der französischen Gemeinde ist. Ob das Kinder-Hospital gleichzeitig oder erst später gestiftet worden ist, bleibt ungewiß, wahrscheinlich ist das Letztere der Fall. Der ursprüngliche Zweck war ein doppelter: es diente einerseits zur Pflege armer kranker Kinder, anderseits nahm

es arme Kinder vom frühesten Alter auf, Behufs ihrer Erziehung, bis selbige in eine der vorerwähnten Anstalten aufgenommen werden konnten. Auch scheint es früher zur Aufnahme für verwahrloste Kinder (de jeunes gens dont la conduite est irregulière, wie es in einer Nachricht vom Jahre 1772 heißt) bestimmt gewesen zu sein.

Diese Zwecke, mit Ausnahme des letzteren, verfolgt die kleine, bis 20 Kinder enthaltende Anstalt noch heute. Es ist eines der lieblichsten Institute. Man denke sich Kinder bis zum Alter von 8 Jahren, selbst Säuglinge befinden sich bisweilen darunter — geschaart um eine Pflegerin, welche ihnen wirklich Mutter ist: — so daß sich hier ein Familienleben abspiegelt, wie es in der Wirklichkeit unter armen Leuten schwer zu finden sein möchte. Zu bedauern ist es, aber die Umstände gebieten es, daß, während das Kinder-Hospital auch uneheliche Kinder aufnimmt, deren Erziehung ja in der Regel am schlechtesten berathen ist, die beiden andern Anstalten, nach Inhalt ihrer Statuten, solche abzuweisen genöthigt sind, woher es kommt, daß dergleichen Kinder, wenn sie das 8te Jahr erreicht haben, entlassen werden.

Diese drei Anstalten, die Kronen der französischen Gemeinde im Preußischen Staate, obgleich aus demselben Geiste, aus dem Geiste der brüderlichen Liebe, hervorgegangen, hatten nie daran gedacht, einander die Hand zu reichen; doch was früher unmöglich schien, ist nun seit dem Jahre 1844 verwirklicht worden, namentlich durch die Mitwirkung des damaligen Secretair's der Direction des Waisenhauses, des Legationsraths Moritz Jordan. Es ist eine alte und unbestrittene Erfahrung, daß Institute, wenn sie lange Zeit ohne wesentliche Aenderungen bestehen, zuletzt, wie alles Menschenwerk, veralten. Für solche gereicht es zum Segen, wenn sie einmal kräftig vom Geiste dessen durchweht werden, der da spricht: „Siehe, ich mache Alles neu." Und man darf mit vollem Rechte sagen, daß in der Armenerziehung der französischen Gemeinde Vieles neu geworden ist. Die Verwaltungsbehörde hat sich bemüht, die Fortschritte unserer Zeit und die Erfahrungen vieler ähnlichen Häuser zu benutzen. Man begreift kaum, wie

es möglich gewesen, daß diese drei Institute beinahe 100 Jahre isolirt bestehen konnten; mögen die Kinder Waisen sein oder nicht, jünger oder älter, aus dieser oder jener Ursache hülfsbedürftig: haben sie doch alle Einen und denselben Herrn, der da wirket Alles in Allem: warum sollten sie nicht auch alle in den Liebesschooß Eines Vaterhauses aufgenommen werden! — Dieses gemeinsame Vaterhaus ist

das Hospice français,

eröffnet am 1. April 1844, nachdem der Plan von den Vätern der Gemeinde und von der Königlichen Behörde gern genehmigt worden. Durch Concentrirung der Mittel war es möglich, einen vollständigen Unterricht zu gewinnen und in mancher Hinsicht Ersparnisse möglich zu machen. Doch dürfte der ökonomische Vortheil, welchen die Anstalten aus der Vereinigung ziehen, der unbedeutendere sein. Leicht war der Haushalt zu Zeiten, wo die Preise der Bedürfnisse zum Theil um die Hälfte geringer gegen die jetzige Zeit waren, und wo es möglich war, Lehrer zu bekommen, die, wie einst Ehlers dem Könige Friedrich Wilhelm I. antwortete: „Wenn sie Nahrung und Kleider hätten, sich gern genügen ließen.“ Solche Zeiten konnten nicht dauern, und so leben die milden Stiftungen, für welche sich die Zahl der Aufnahmebedürftigen fortwährend mehrt, indeß die Schenkungen an dergleichen Anstalten sich bedeutend vermindert haben, mit der vorwärts eilenden und drängenden Zeit in einer eigenthümlichen Collision. Es wäre indeß eine Ungerechtigkeit, zu behaupten, daß diese geringere Theilnahme gegen die bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten ein Zeichen der Abnahme des christlichen Gemeingeistes wäre. Dieser ist in der jetzigen Zeit wohl noch größer und lebendiger als früher; dafür sprechen die zahlreichen Hülfsanstalten der verschiedensten Art, die sich fast täglich bilden, um den Nothständen der Zeit Abhülfe zu bringen. Durch die übergroße Zahl dieser hülfebringenden Vereine, wozu die christliche Liebe gern und überall ihr Schärflein spenden will; durch die erhöhten Staats- und städtischen

Kasten zersplittern sich die Kräfte, und lassen es nicht zu, sich aller Orten mit eindringlicher Unterstützung zu betheiligen. Diese Erscheinung berührt allerdings die älteren Anstalten um so fühlbarer, als sie andere Zeiten und Zustände durchlebt haben. Es wäre zu wünschen, daß der Mildthätigkeit weniger Gelegenheit geboten würde, sich thätig zu zeigen; denn solche Erscheinungen sind immer ein Zeichen ungünstiger Zeitverhältnisse.

Eine der Hauptsorgen bei der Vereinigung war die Herstellung eines für die Zwecke der Anstalt ausreichenden Lokals. Glücklicherweise besaß die Kirche in dem um das französische Hospital befindlichen Garten einen vorzüglich geeigten Platz für das neue Gebäude der vereinigten Anstalten. Es ist ein Theil desjenigen Stück Landes, welches die Churfürstin im Jahre 1687 dem französischen Hospital schenkte, jetzt zwischen den Häusern Nr. 126—129 der Friedrichs-Straße und dem Thierarzneischulgarten, zu seiner Zeit am Wege nach Spandau vor dem Oranienburger Thore gelegen. Man hat wohl damals nicht daran gedacht, welchen unschätzbaren Werth dieses Geschenk später erhalten würde. Hier, fern vom Geräusch der Straße, fast inmitten von Gärten, ist das neue Gebäude errichtet, und eben diese Abgeschiedenheit, in der es sich befindet, ist Ursache, daß die wenigsten Bewohner Berlins etwas von dem Dasein der schönen Localität ahnen. Es ist nach dem Plan des Bauinspector Bürde hierselbst erbaut. Die Front seines Hauptgebäudes gegen Morgen gerichtet, hat es noch zwei Flügel von gleicher Höhe, so daß die Wohnräume sowohl, wie die Corridore, in vielfältigster Verbindung mit Licht und Luft stehen, und die Schulsäle diese Lebenselemente sogar von drei Seiten empfangen können. Mit einer höchst zweckmäßigen inneren Einrichtung verbindet das Gebäude sehr gefällige, selbst großartige äußere Formen und Dimensionen; doch wird leicht ein Jeder, dessen Sinn für Fortschritte in jeder Beziehung geöffnet ist, beim näheren Anblick die Ueberzeugung gewinnen, daß in dem neuen Hause nicht für das Auge, sondern für den Nutzen überall gesorgt ist, und daß die Rücksichts für das Wohl und die Gesundheit der Kinder, so wie

für die Tüchtigkeit in der Ausführung des Ganzen der leitende Grundsatz bei Herstellung des Baues gewesen ist. Das Gebäude kann mehr als 200 Zöglinge fassen, gegenwärtig nährt und erzieht es gegen 190 Kinder.

Die Verwaltungbehörden der beiden größeren Institute bestehen nach wie vor jede für sich; das Kinderhospital ressortirt unmittelbar vom französischen Consistorio. Auch die Capitalien bleiben getrennt. Eine neue General-Direction hat sich aus den Mitgliedern der Specialwerwerwaltung gebildet, und hat die Leitung der Gesammtanstalt.

Die Erziehung der Kinder ist gemeinschaftlich, nur die Beiträge zur allgemeinen Kasse werden nach der Anzahl der Kinder, welche jede Anstalt erziehen läßt, berechnet. Aus der alten Zeit hat die neue Anstalt die Sprache der Voreltern mit hinübergenommen, die mit besonderm Fleiße gelehrt wird, und namentlich den Mädchen von großem Nutzen sein kann, da sie bei ihrem Abgange häufig für Bonnendienste gesucht werden. Ein Inspektor*) leitet die Anstalt, und wird von vier Lehrern, zwei Erziehern und zwei Erzieherinnen in Erziehung und Unterricht unterstützt, welche letzteren auch Unterricht zu ertheilen haben. Die Knaben und Mädchen, jede Abtheilung in vier Klassen getheilt, werden getrennt unterrichtet. Die Knaben erhalten in allen Schulwissenschaften, selbst in der Physik und Gewerbkunde, ja in der Lateinischen Sprache Unterricht, wenn sie Fähigkeit und Neigung für die Studien an den Tag legen, und das Gymnasium besuchen wollen, wo sie durchweg in Quarta Aufnahme finden; die Mädchen aber erhalten, wenn sie sich durch Fleiß, Fähigkeit und Gesinnung auszeichnen, in der Kindererziehung besondere Anleitung. Daß hier nur von den Zöglingen der ersten Klasse die Rede sein kann, versteht sich wohl von selbst. Die meisten gehen in den Handwerker-, einige auch in den Kaufmannsstand über.

Zwei Prediger haben den Religionsunterricht, mit Ausnahme der Elementarklassen. Der wirthschaftliche Theil ist einem Oekomen anvertraut.

---

*) Der zeitige Inspektor ist der Prediger Fournier.

So darf dieses Erziehungshaus die Hoffnung hegen, mit Gottes Hülfe und Segen die Theilnahme der Kirche, aus welcher es entsprossen, so wie die aller christlichen Menschenfreunde mehr und mehr zu verdienen, welche die Hülfe, die hier der Armuth zu Theil wird, nicht nur ansehen als eine Pflicht, sondern auch als eine Gnade von Gott, indem er uns Theil nehmen läßt am Darreichen seiner Gnade. Möge aber auch diese Zufluchtsstätte für arme Kinder, wie sie sich nennt (Hospice pour les Enfans de l'Eglise du Réfuge), ein immer reicherer Quell werden herrlicher Gaben, leiblicher wie geistiger, und sie stets darbieten im Namen dessen, der die Kindlein zu sich rief und ihnen nicht wehrete, damit es den Gebern und Empfängern gleich sehr zum Nutzen gereiche und das Zeugniß Christi mehr und mehr zur That und Wahrheit werde, welches über dem Eingange des Erziehungshauses geschrieben stehet:

CELUI QUI REÇOIT UN DE CES PETITS EN MON NOM ME REÇOIT.

B. Anstalten für die Ausbildung des geistigen Elements oder die Schulen der Kolonie.

Das Collège français,

Es war nichts natürlicher, als daß die Colonie, sobald sie anfing, sich in ihrem neuen Vaterlande einheimisch zu fühlen, an Gründung von Anstalten dachte, die der Erziehung ihrer Jugend dienten. Besonders war es ihr darum zu thun, eine gelehrte Anstalt, wie sie deren in Frankreich so viele und ausgezeichnete gehabt hatte, zu besitzen, damit sie die Männer, die jenen Anstalten eine Zierde gewesen und zum Theil mit herübergekommen waren, für die Erziehung ihrer Kinder verwenden könnten, um Männer aus ihnen zu bilden, die das alternde Geschlecht dereinst auf eine würdige Weise ersetzen möchten.

Der Genehmigung und Unterstützung des Hofes, dessen Großmuth die Colonie so oft erfahren hatte, konnte sie sich um so eher versichert halten, als sie in dem Minister v. Spann=

heim einen eifrigen Beförderer ihrer Idee hatte, und als schon vor der Réfuge von dem großen Churfürsten zu Berlin eine Akademie zur Verbreitung der französischen Sprache gestiftet, und deren Reorganisation dem Charles Ancillon 1687 als Direktor übertragen worden war. Indessen wurde das Stiftungsdecret erst unter der folgenden Regierung, am 1. Dezember 1689, ausgefertigt, eine Summe von 540 Thlr. für Lehrerbesoldung, nebst 225 Thlr. für Miethe aus dem Staatsfond, mit Aussicht auf Erhöhung des Etats, ausgesetzt, und die Anstalt mit drei Klassen und vier Lehrern: Sperlette, Naudé, Collin, und Marion, Schreiblehrer, eröffnete. Schon im folgenden Jahre trat Ancillon vom Rectorate zurück und Audouy trat an seine Stelle, so wie 1695 für Sperlette der berühmte Chauvin gewonnen wurde, dessen Ruf, Umsicht und Thätigkeit die Einrichtung einer vierten Klasse herbeiführte. Von ihm rühren die Sabatinen her, öffentliche Versammlungen, wo in Gegenwart des Publikums über vorgelegte Thesen disputirt wurde. Von nachtheiligem Einflusse für das Gymnasium waren die verschiedenen Streitigkeiten, die sich innerhalb der Anstalt über Machtbefugnisse und religiöse Lehrsätze erhoben und die erst im Jahre 1703, wo der Hof mit einem neuen Statut dazwischen trat, aufhörten.

Da das Schullokal, in der Stralauer-Straße gelegen, ein sehr ungünstiges war, so befahl der König, für diesen Zweck das Haus des General Wangenheim, jetzt Niederlag-Straße Nr. 2., zu kaufen, und unterstützte das Unternehmen mit einem, dem bisher bezahlten Miethszins entsprechenden Capital von 4500 Thlr.; hierzu schoß das Konsistorium 1500 Thlr. bei, wofür es jedoch einen Theil des Hauses für sich in Anspruch nahm; den anderen Theil richtete man für eine größere Zahl von Klassen und Lehrerwohnungen ein. Nach dem neuen Statut wurde ein akademischer Rath, Conseil académique, eingesetzt, welcher aus dem Director, dem Professor der Philosophie und 7 andern Mitgliedern, 5 Laien und 2 Geistlichen bestand, von dem für die Colonie eingesetzten Staatsminister abhing und als letzte Instanz über alle Angelegenheiten des Gymnasii ent-

schied; auch erhöhte der Staat die Zuschüsse von 450 bis auf 912 Thlr. Diese Einrichtung in Verbindung mit der Vermehrung tüchtiger Lehrkräfte, de la Croze und Formey, stellten bald den früheren Ruf und Flor der Anstalt wieder her, so daß die Zahl der Schüler schon im Jahre 1736 auf 51, in 6 Klassen vertheilt, gestiegen war, während sie 1703 nur die Höhe von 34 Zöglingen erreicht hatte. Der damalige Unterrichtsplan enthielt außer Schreiben und Rechnen, beides in eine Stunde vereinigt, Religion, Latein, Griechisch, Rhetorik und Philosophie, diese nur für die Selecta. Fertig Französisch lesen und schreiben waren Bedingung zur Aufnahme. Griechisch begann, wie auch noch heut, in Quarta, und Lateinsprechen wurde als wesentlich angesehen. Aubouy starb 1737 und Formey wurde sein Nachfolger, der aber schon nach zwei Jahren, zum Nachtheil der Anstalt, wieder abtrat; denn sein Nachfolger Rossal, aus Rücksicht auf seine lange Dienstzeit gewählt, besaß weder die gehörige wissenschaftliche Bildung, noch die zu einer solchen Stellung nothwendige Energie und Umsicht, und so gerieth die Anstalt wieder in Verfall, aus welchem die Wahl Naudé's, als Gehilfen, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit und seines Eifers, sie auch dann nicht wieder aufrichten konnte, als er seit dem Tode Rossal's 1750, selbstständig die Leitung übernahm. Mit der Wahl Erman's, 1766, begann für die Anstalt eine neue Epoche der Entwickelung. Der neue, von ihm entworfene und vom Conseil académique genehmigte Unterrichtsplan, in welchem alle zu einer allgemeinen und wissenschaftlichen Bildung erforderlichen Lehrgegenstände aufgenommen waren, wurde in alle Klassen, ihrem Standpunkte entsprechend ein- und durchgeführt, und die Zahl der Klassen mit der Zeit bis auf 7 vermehrt. Besonders wußte auch Erman für die Anstalt neue Geldquellen, ohne welche die besten Einrichtungen unvollkommen und mangelhaft in ihrer Ausführung bleiben, zu eröffnen. So erwarb er das Privilegium für den Druck und Betrieb französischer Hand- und Schulbücher; ferner die Ueberschüsse aus dem Verkauf verfallener Pfänder des Adreßhauses; dann führte er das Schulgeld für die Wohlhabenderen ein, und besetzte die Lehrerstellen

in den unteren Klassen mit den Zöglingen des theologischen Seminars gegen eine geringe Remuneration. Hiedurch wurden nicht nur hinreichende Geldmittel für Gehaltserhöhungen der Lehrer in den Oberklassen und für den Ausbau des Schullokals gewonnen, sondern auch ein ansehnliches Kapital gesammelt. Außerdem erweiterte Erman auch den Lehrplan, in welchem neben der alten und neuen Geschichte und Geographie, den römischen und griechischen Alterthümern, der französischen Literatur allmählig auch die Mathemathik, 1768; die hebräische Sprache 1775; die Physik 1789 — in diesem Jahre feierte die Anstalt ihr hundertjähriges Jubiläum —; die deutsche Sprache und Literatur 1802, und das Zeichnen 1806, Raum gewannen. Im Jahre 1792 gründete er die Gymnasial-Bibliothek, die jetzt mehr als 5000 Bände zählt. 1804 feierte Erman in der Eigenschaft als Geistlicher sein 50jähriges Jubiläum; 1813, seine Kräfte hatten sichtlich abgenommen, erhielt er in dem Professor Arlaud einen Gehilfen, und 1814 rief ihn der Tod von seinem Amte ab, das er mit unermüdlicher Thätigkeit und in segensreicher Wirksamkeit fast 48 Jahre verwaltet hatte. Erman fand nur 55 Schüler, im Jahre 1807 war ihre Zahl auf 180 gestiegen, überhaupt waren unter ihm über 4000 derselben gebildet worden; während von 1695 bis 1766 nur 1449 Zöglinge das Gymnasium besucht hatten. Nachdem der Professor Arlaud das Direktorat interimistisch 2 Jahre verwaltet hatte, wurde der Prediger Palmié, später Konsistorialrath, zum Nachfolger Erman's, 1817 erwählt. Unter ihm erhielt das Gymnasium eine den Forderungen der Zeit entsprechende Einrichtung, so wie eine zweckmäßige Erweiterung des Lokals. Dies Letztere dadurch, daß ihm die Räumlichkeiten des 1812 aufgehobenen französischen Gerichtshofes eingeräumt wurden.

Während der 20jährigen Verwaltung durch Palmié nahm die Frequenz*) der Schule außerordentlich zu. Im Jahre

---

*) An dieser Zunahme hat die außerordentlich vermehrte Bevölkerung Berlins auch ihren Antheil.

1815 genossen 128, 1838, 280 Schüler hier Unterricht. Seit dem Tode Erman's 1814, bis zum Rücktritt Palmié's 1837 waren unter Arlaud 98, unter Palmié 1775 Zöglinge eingeschrieben worden.

Im Jahre 1837 nahm Palmié aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied, und der Prediger Fournier erhielt das Direktorat, das er mit großer Umsicht und Energie bis zum Jahre 1842 leitete. Inzwischen ward der Direktor Fournier zum Konsistorialrath der Provinz Brandenburg ernannt; und da beide Aemter wegen ihrer hohen Wichtigkeit und ihres zunehmenden Geschäftumfanges in einer Person ohne Nachtheil des einen oder des andern sich nicht mehr gut vereinigen ließen: so legte der Konsistorialrath Fournier, durch höhere Rücksichten geleitet und bestimmt, sein Amt als Direktor nieder, welches dem Professor Dr. Cramer, der von mütterlicher Seite zur Colonie gehört, übertragen wurde. Unter dem Direktor Fournier wurden 263, unter dem Direktor Cramer bisher 700 Schüler aufgenommen.

Totalsumme aller Schüler, die vom Jahre 1695 bis zum Jahre 1851 in der Anstalt aufgenommen worden sind:

vom	Jahr	1695—1766	1449	Schüler
"	"	1766—1814	4002	"
"	"	1814—1817	98	"
"	"	1817—1837	1775	"
"	"	1837—1842	263	"
"	"	1842—1851	700	"
vom	Jahr	1695—1851	8287	Schüler.

Diese Zahl ist jedoch nicht ganz richtig, da von 1689 bis 1695 keine Listen über die Schüler vorhanden sind.

Das theologische Seminar.

Unmittelbar an das Collège schließt sich als gelehrte Bildungsanstalt das theologische Seminar, welches jedoch viel späteren Ursprungs ist. Anfänglich und bis über die Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinaus genossen diejenigen Jüng-

linge, die sich dem geistlichen Stand widmen wollten, ihre Vorbildung auf dem Collège, und erhielten dann ihre wissenschaftliche Ausbildung zu ihrem Amte durch die Prediger. Die Mittel zu ihrer Amtsvorbereitung wurden durch die Renten eines Legates des schon öfters genannten Horguelin auf Höhe von 1000 Thlrn. und eines jährlichen Zuschusses von 50 Thlrn. von Seiten des Hofes entnommen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Bildungsgang mit den Fortschritten und Forderungen der Zeit nicht mehr in Einklang stand, so daß das Konsistorium sich bestrebte, eine andere den Verhältnissen entsprechendere Ordnung herbeizuführen, weshalb es sich mit allen Kirchen des Landes in Verbindung setzte, um sie für die Realisirung eines Planes zu gewinnen, der zur Erhaltung und Belebung des altkirchlichen Geistes ein tiefgefühltes Bedürfniß geworden war. Alle Gemeinden traten mit Freuden der Absicht des Konsistorii, ein Seminar zu gründen, bei, und versprachen und leisteten thätige Unterstützung. Diese freiwilligen Unterstützungen werden noch heute geleistet, sie reichen aber natürlich nicht aus. Der von dem Prediger von Anières entworfene Plan wurde vom Konsistorio und den Familienvätern angenommen, und das Seminar am 5. Juli 1770 durch den Prediger Erman mit 3 Zöglingen, deren Zahl jedoch bald auf 9 stieg, eröffnet.

Nach dem Statute muß jeder, der in das Seminar aufgenommen sein will, das zwölfte Jahr zurückgelegt, und sich selbst für den geistlichen Stand bestimmt haben, oder von seinen Eltern oder seinem Vormunde dafür bestimmt sein. Die Zahl der Zöglinge ist auf 15 beschränkt, und sie treten entweder als Pensionaire ein, oder sie finden, wenn den Eltern dazu die Mittel gebrechen, oder sie in einem Institute erzogen worden sind und glückliche Anlagen zeigen, unentgeltliche Aufnahme. Diesen wird Alles, selbst die Kleidung gereicht. Haben diese Letzteren die Wohlthat bis zu ihrem 18. Jahre genossen, und während dieser Zeit Talente und Fähigkeiten an den Tag gelegt, so müssen sie ein feierliches Versprechen ablegen, bei ihrer späteren Anstellung den Kirchen des Landes vor jeder fremden den Vorzug zu geben, oder das Seminar sofort verlassen.

Mit der Gründung der Universität zu Berlin 1810 trat eine neue Epoche für das Seminar ein; denn seit dieser Zeit müssen die Zöglinge ihr Triennium auf der Universität absolvirt haben, bevor sie zum Examen zugelassen, und zu einem Amte befördert werden können. (Unbeschadet ihrer Rechte, können die Theologen auch ihre Studien in Genf vollenden.) Dadurch hat das Seminar einen Theil seiner ursprünglichen Bestimmung aufgegeben, doch hat der jedesmalige Vorsteher die Obliegenheit, neben der Ueberwachung der jungen Leute ihre Studien zu leiten, Repetitionen mit ihnen zu halten und in einigen Zweigen der Theologie selbstständigen Unterricht zu ertheilen. Der zeitige Vorsteher ist der Herr Prediger Henri.

Die Pepinière

oder Bildungsanstalt für Kantoren und Lehrer wurde schon 1778 gegründet; und ward mit der Ecole de Charité, wenigstens äußerlich verbunden. Sie ward zur Aufnahme von 6 Zöglingen bestimmt, von denen 4 unentgeltlich, 2 aber als Pensionaire aufgenommen wurden. Ihre Entlassung resp. Anstellung erfolgte erst nach zurückgelegtem 21sten Jahre. Dies Institut bestand in seiner Eigenschaft als Bildungsinstitut bis zur Gründung des Stadtseminars in Berlin, seitdem sendet die Kolonie ihre jungen Leute, die sich dem Lehrfache widmen wollen, und ihre Vorbildung entweder auf dem Collège, oder in einer Präparanden-Anstalt erhalten haben, hierher. Die Fonds jener Anstalt werden auf ihre Ausbildung verwendet, so daß sie noch immer als Unterstützungsinstitut besteht.

Außer diesen Instituten hat die Kolonie in der neusten Zeit noch eine höhere Knaben- und Töchterschule auf der Königsstadt und die sogenannte Domschule auf der Friedrichsstadt gegründet. Diese letztere ist ursprünglich von dem früheren Schulvorsteher Guinard gegründet.

C. Wohlthätigkeitsanstalten im engern Sinne.

Das Maison française (Große Friedrichsstraße Nr. 61).

Dieses Haus verdankt einzig und allein seinen Ursprung

der Munifizenz des großen Kurfürsten, der es auf Ansuchen des Marschalls von Schomberg 1687 für die Flüchtlinge gleichsam als eine Herberge einrichten ließ. Hier fanden alle aus Frankreich neuangekommenen, mittellosen Réfugiés so lange Aufnahme und Unterhalt, bis sie die Mittel zu ihrer eigenen Existenz gefunden hatten. Jetzt existirt das Haus nicht mehr in seiner ursprünglichen Bestimmung, sondern es ist aller Besitz in eiserne Fonds verwandelt, von deren Interessen verschämte Arme, namentlich die Hinterbliebenen von Kirchenbeamten, Lehrern und Kantoren u. s. w., sowohl in als außerhalb Berlin unterstützt werden.

Das Hospital (Friedrichsstraße Nr. 129).

Diese Stiftung ist wenig jünger als die vorige; denn schon im Jahre 1687 interessirte sich die Kurfürstin Dorothea lebhaft für eine solche Anstalt, und ihr vornehmlich verdankt die Kolonie die Entstehung, weil sie es war, die den Réfugiés den bedeutenden Grund und Boden schenkte. In welchem Jahre aber das Hospital erbaut wurde, ist nicht genau bekannt, und es herrscht sogar die Meinung, daß es schon vor der Réfuge gegründet wäre. In der Folge erhielt es eine bedeutende Erweiterung, 1733 sogar eine eigene Kapelle und später durch Vermittelung des Predigers Palmié eine Orgel. In das Hospital werden alte und schwache Personen unentgeltlich, aber auch Pensionaire aufgenommen, arme Kranke aber bis zu ihrer Genesung; den völlig Armen wird auch Kleidung gegeben. Mit demselben wurde später ein Kleinkinder-Hospital verbunden — jetzt im Hospice — endlich nimmt man auf Verlangen der Eltern solche junge Leute auf, deren Lebenswandel ein unregelmäßiger ist. Früher befand sich auch eine Inspektion für Seidenkultur in dem Hause.

Das Hospital hat seinen eigenen Prediger, Arzt und Chirurgus und einen Oekonomie-Inspektor. Die Gebäude sind weitläufig und räumlich genug, um eine Zahl von 120—130 Personen aufzunehmen; gegenwärtig befinden sich 32 Männer und 52 Frauen darin.

Maison du Réfuge (Friedrichsstraße Nr. 61).

Die nach der Schweiz, namentlich nach dem Kanton Bern geflüchteten Franzosen fanden hier keine bleibende Stätte. Der Kanton konnte ihnen die nöthigen Subsistenzmittel nicht bieten, weshalb der Rath die Fremdlinge aufforderte, sich einen andern Zufluchtsort zu wählen. Wohin anders konnten sie ihre Blicke richten als nach Brandenburg, deren Herrscher ihren dorthin vorausgezogenen Leidensgefährten so viele Beweise der Großmuth gegeben hatten. Sie entsandten daher schon im Jahre 1698 Jacques Bariac, den Marquis von Rochegude und Frédéric de Loriol de la Grivelliére an Friedrich I. ab, um wegen ihrer Aufnahme Unterhandlungen anzuknüpfen. Friedrich I. empfing sie mit allen Zeichen der sichtbarsten Theilnahme, und versprach ihnen, da er eine gar sonderbare Commiseration, wie es in einer Urkunde von 1699 heißt, für ihr Unglück empfinde, nach besten Kräften für sie Sorge tragen zu lassen; die geringen Leute unter ihnen auf einige Monate zu logiren, dieselben auch mit etwas Bauholz und Ländereien zu versehen, und ihnen überhaupt Exemptionen, Immunitäten und andere Beneficia wie allen Kolonisten gnädigst verleihen zu wollen. Da jedoch, so heißt es weiter, die Niederlassungen und Einrichtungen der früher Eingewanderten ein so Großes erfordert habe, so sei es ihm eine pure, lautere Unmöglichkeit, für sich allein alle diese Ausgaben zu bestreiten, und sie möchten sich auch an andere Europäische Puissancen, absonderlich an diejenigen wenden, so ihre Etablirung in seinen Staaten ihnen vorgeschlagen hätten; übrigens wolle er auch in seinem Lande eine allgemeine Kollekte veranlassen.

Die Beiträge zu dieser Kollekte müssen nicht unbedeutend gewesen sein, denn sie reichten nicht nur aus, die Familien nach Stand und Verhältniß zu etabliren, sondern die aus ihrer Mitte erwählte Kommission fand darin auch die Mittel, ein Haus für die Aufnahme ihrer Bedürftigen zu erstehen — es ist eben daselbst, wo das **Maison française** — Ländereien anzukaufen, und einen Fond zu gründen, aus dessen Einkünften noch bis

auf diesen Tag ihren Armen die nöthige Hilfe gewährt werden kann. Das Stiftungspatent datirt vom 8. April 1700 und enthält die ausdrückliche Bestimmung, daß dies Haus den aus der Schweiz Eingewanderten oder ihren Nachkommen zur Zufluchtsstätte dienen soll; jedoch mit der Klausel, daß, wenn die Mitglieder ausgestorben seien, diese Anstalt mit ihren Einkünften an die andern Réfugiés oder ihre Nachkommen übergehen solle. Zu dem Vermögen des Hauses gehört auch ein Ackerkomplex von 7 Hufen Land, der zu Neuhaldensleben den 10. Juli 1699 für die Summe von 600 Thlrn. aus den Kollektengeldern erstanden und unter die Réfugiérs parcellirt wurde, wofür die Besitzer einen jährlichen Kanon von 3 Pf. pro Morgen zu entrichten haben; wodurch angedeutet werden soll, daß die zeitigen Besitzer nur Nießbraucher, aber nicht Eigenthümer sind.

Wir lassen hier noch einige Reglements, wie sie bei Gründung des Hauses aus der Kurfürstlichen Kanzlei für dasselbe hervorgegangen sind, folgen.

Das Maison du Réfuge war keineswegs zur Aufnahme einer bestimmten Classe von Leuten z. B. Alter und Schwacher, bestimmt, sondern die ursprüngliche Bestimmung war eine ganz eigene, auf sozialistischen Grundsätzen beruhende; daher nahm es Leute aller Stände und jeden Alters, ja, ganze Familien auf.

So heißt es darin: Die Direktores sollen unter den Leuten, die darein aufgenommen worden, einen Pourvoyeur oder Einkäufer der Eßwaaren und anderer benöthigten Sachen, auch die Aufsicht über das Brau- und Backwesen zu führen, bestellen, und ihm ein oder mehr Leute zur Hülfe in bedürfenden Fällen geben.

Ferner haben die Direktores auch ein Weib über die Küche, Leinen, Geräthe, Betten, meubles und anderen zum Hôtel gehörigen Sachen, zu ernennen, welche als Gouvernante den Mägden ihre arbeit im hause zuzuweisen und zu überwachen habe.

So werden besagte Direktores auch Jemand auszusehen haben, welcher geschickt sey, die Jugend in der Gottesfurcht

und Religion zu unterweisen, Teutsch und Französisch schreiben und lesen zu lehren, sie wohl und sittlich Ihrem captu nach zu erziehen, dieselben auch, sowol als erwachsene leute in derjenigen Arbeit, welche man machen zu lassen, nöthig hat, zu instruiren, auch die erforderlichen geräthschaftlichen Stoffe und materialien, so dazu nöthig, zu reichen.

Die Mannspersohnen sollen von den Weibern abgesondert logirt werden, des wollstandes halber, und so viel des Hauses gelegenheit zuläst.

Alle im Hôtel befindlichen Leute, ohne Unterschied des alters, geschlechts und condition oder herkommens, müssen insgesammt zur Arbeit, jeder nach seinem vermögen angehalten werden, es sei in Bestellung der Gärten, im nähen des Hausgeräths, Stricken oder andern Werken, wozu man sie geschickt findet, worüber gewisse Inspectores zu setzen, welche einem jeden sein tagewerk zu theilen, in denen dingen, so sie noch nicht können, unterweisen, und daß sie nicht müßig acht geben sollen, sondern dahingegen dieselben zu steter arbrit anhalten, ohne vor ihre auffsicht, fleiß und Unterweisung einigen recompens zu hoffen, und es solle dies ganz von der Willkühr der Direktores abhangen; ebensowenig können die arbeitsleute für die gelieferten Arbeiten weder das gantze noch einen theil des gewinstes, der dem Hause zufällt, beanspruchen, sondern es wird den Direktores freigestellt, davon soviel als ihnen billig dünkt, denselben zuzuwenden.

Alle in dem Hause aufgenommene Persohnen sollen ohne Unterschied gespeiset, gekleidet, mit warmen Stuben, Wäsche und sonst benöthigtem unterhalt versehen werden, die gantze Zeit über, welche sie darin sich aufhalten.

Diejenigen Persohnen aber, so mit ihrer gantzen Familie darein logiren, sollen nach der ohrtsgelegenheit à parte gespeiset und logiret werden, einzelne leute aber an Mannspersohnen, Jungens, Weiber und Mägdchens sollen, ein jeder nach seinem Geschlecht, à parte logirt und gespeiset werden, damit alle confusion zu verhüten, denen oeconomis aber soll, auf was arth sie an jeder Tafel tractiren sollen, vorgeschrieben werden.

Dann folgen noch eine Menge von Hausregeln über Auf-

stehen und Schlafengehen für die Sommer- und Winterzeit, über Erholungsstunden, Mittagsmahlzeit, über Hausandacht und Kirchenbesuch, über das Ausgehen und die Zeit der Rückkehr, über Ueberwachung der Sittlichkeit und Bestrafung jeglicher Unsitte.

Sollten leute den nahmen Gottes blasphemiren, oder wider die heiligen zehn gebothe wissentlich oder hartnäkigt sündigen, sollen sie der Justitz ausgeantwortet und nach göttlichem und weltlichen rechten mit scharffer strafe belegt werden.

Wenn einige auf schwören oder fluchen, lügen, faule worte und ungeziemliche reden, gezänke oder injurien betreten würden, so sollten sie auf die erste klage von den Directoribus hart censuriret werden, im wiederholungsfall mit schimpff aus dem hause gejagt werden.

Das Vermögen, welches Jemand mit in das Haus brachte, gehörte bei seinem Tode, und sogar auch dann, wenn er wieder austrat, dem Hause.

Cölln an der Spree den 9. Juni 1700.

Die damaligen Direktoren waren:

Merian, Mailette, de Buy, Duneau, Michel.

Das Orangenhaus, Maison d'Orange.

Dorotheenstraße Nr. 26.

Die Herrschaft Oranien, im südlichen Frankreich gelegen, kam 1544 durch Erbschaft an das Haus Nassau, an Wilhelm I., den Statthalter der Niederlande und den Befreier Hollands vom spanischen Joche. Wie die Talente und hohen Tugenden des Vaters, der 1584 zu Delft ermordet wurde, so ging auch die Statthalterwürde auf dessen Söhne Moritz und Friedrich Heinrich und des letzteren Nachkommen Wilhelm II. und III. über. Ein volles Jahrhundert leitete dieses Heldengeschlecht die Angelegenheiten des Vaterlandes, und vertheidigte, wie anfangs gegen Spaniens Tyrannei, so später gegen Ludwig XIV. erdrückende Uebermacht siegreich die Rechte und Unabhängigkeit Hollands.

Wilhelm III. ward erst nach dem Tode seines Vaters

geboren, und die Wittwe, welche nach der Regentschaft strebte, in der Großmutter des Kindes aber eine Rivalin fand, zog unkluger Weise Ludwig, der schon damals mit der Vernichtung der Reformirten in Frankreich umging, in ihr Interesse. Mit leichter Mühe eroberte Ludwig das Ländchen Oranien, den Heerd der Reformation im südlichen Frankreich. Durch den Frieden von Nimwegen 1678 erhielt Wilhelm III. auf kurze Zeit das Land zurück, dann, als er 1689 seinen Schwiegervater, auf Wunsch der englischen Nation, vom Throne gestoßen, und ihn selbst bestiegen hatte, bemächtigte sich Ludwig von Neuem des Landes, und ließ 13 Jahre lang die Reformirten all die Verfolgungen erleiden, die ihre Glaubensgenossen in Frankreich erfahren hatten. Erst mit dem Frieden von Ryswik 1697, durch welchen Wilhelm III. die Herrschaft zurückerhielt, hörten auch die Verfolgungen auf. Unglücklicher Weise starb Wilhelm III. 1702 kinderlos, und das Land, das nach dem Testamente Friedrich Heinrichs an Preußens König, Friedrich I., hätte fallen müssen, ward dem französischen Prinzen Conti zu Theil, der es, wider seinen Willen, an Ludwig, gegen andere Besitzungen in Frankreich, abtreten mußte. Hierbei war es Ludwig XIV. keinesweges um Vergrößerung seines Landes, sondern nur darum zu thun, auch hier die Reformation zu unterdrücken. Indessen mußte er sich bequemen, den Reformirten eine Frist von 3 Monaten zur Auswanderung zu gestatten, während welcher Zeit sie ihre Angelegenheiten, Verkauf ihrer Güter, in Ordnung bringen konnten. Diese Vergünstigung war jedoch nur eine scheinbare, denn die Katholiken kauften nichts, und die Juden, die sich hier sehr redlich zeigten, durften nur Mobilien, aber keine Häuser und liegenden Gründen erstehen, die der Staat im Betrage von 4 Millionen Livres einzog. Fast aller Mittel beraubt, ergriffen sechszehnhundert der Unglücklichen den Wanderstab und begaben sich, nicht auf geradem Wege, denn das gestattete die Regierung nicht, sondern auf einem Umwege von wenigstens 50 Meilen, nach der Schweiz. Friedrich I. lud sie ein, sich in seinem Lande niederzulassen; sechshundert Personen folgten dem Rufe. Die Mittel zur Reise und Niederlassung wurden durch Kollekten

beschafft, die in den protestantisch-deutschen Ländern 25,000 Thaler, in England, wo die Königinn Anna, die Mutter des Volkes, regierte, das die Orangeois als englische Unterthanen betrachtete, 96,000 Thlr. ergaben. Diese letzte Summe wurde in verschiedenen Zeiträumen, 1704, 1707 und 1709 dem englischen Gesandten am hiesigen Hofe, Lord Raby, übersandt, der davon gegen 16,000 Thlr. nach der Schweiz für die dort zurückgebliebenen Orangeois schickte. Die übrigen Gelder wurden theils zu ihren Niederlassungen in Magdeburg, Burg, Halberstadt, Brandenburg und besonders zu Berlin, theils zur Beschaffung von Kleidern, theils zum Ankauf und zur Einrichtung eines Hauses zur Aufnahme für Kranke und Bedürftige verwandt, überdies noch eine Summe niedergelegt, von deren Zinsen bis auf den heutigen Tag die Armen unterstützt werden. Der König Friedrich I. bewilligte dem Hause alle die Privilegien und Freiheiten, deren sich die übrigen milden Stiftungen überhaupt erfreuten, und außerdem noch aus den königlichen Forsten 30 Haufen Holz jährlich. Durch die Gnade und Großmuth Friedrich Wilhelms II. wurde das alte baufällige in der Dorotheenstraße gelegene Haus 1792, größer und bequemer aufgeführt.

Das Haus wurde 1708 den 16. Juli eröffnet. Der englische Gesandte Raby entwarf die Statuten, welche der König Friedrich I. bestätigte. Nach denselben hat der jedesmalige englische Gesandte am hiesigen Hofe die Generalaufsicht über das Haus, und ernennt, mit königlicher Bestätigung, die Direktoren, welche gehalten sind, über die Verwaltung des Hauses, Verwendung der Gelder Rechenschaft abzulegen, und ohne Zustimmung des Gesandten keine Veränderungen in Bezug auf das Haus eintreten zu lassen. Die ersten Direktoren des Hauses waren: von Lubières, von Alançon, von Baufain, Petit, Prediger, von Weert und Serres, Advokaten. Ueber die unbedeutenderen wohlthätigen Veranstaltungen siehe weiter unten das Diakonat.

Verwaltungsbehörden in der Colonie.

Wenn Richelieu die politische und Ludwig XIV. die kirchliche Freiheit der Reformirten in Frankreich vernichtete, so erhielten die Réfugiés beides in Brandenburg durch das Edict von Potsdam zurück; sie bildeten hier eine unabhängige und nach eigenen Institutionen sich selbst regierende Gemeinschaft, einen Staat im Staate, wie früher in Frankreich. Für Brandenburg konnte diese Stellung zum Staate von keinem nachtheiligen Einfluß werden, denn einmal fehlte ihnen bei ihrer geringen Zahl die materielle Macht — eigene Truppen und Festungen — dann standen sie auch in unmittelbarer Abhängigkeit der Landesfürsten, und endlich lag es auch nicht im Sinn und Charakter der Réfugiés, eine renitente Stellung, wozu sie in Frankreich durch die Maßregeln der Regierung herausgefordert waren, gegen diese je einnehmen zu wollen, und so müssen wir es als einen hohen Grad politischer Weisheit Friedrich Wilhelms ansehen, daß er ihnen ihre Institution garantirte, weil er dadurch, ohne den Staat zu gefährden, die Fremdlinge mit starken Banden an das neue Vaterland und an das Herrscherhaus fesselte; denn nichts ist und bleibt dem Menschen theurer, als was ihm Herkommen und Gewohnheit überliefert haben.

Länger als ein volles Jahrhundert verblieb in dieser unabhängigen Stellung die Kolonie, deren Mittel- und Vereinigungspunkt das französische Oberkonsistorium und das Obertribunal waren. Erst in neuerer Zeit, vor ungefähr 40 Jahren, wurde das Erstere aufgehoben und dessen Geschäfte den Spezialkonsistorien übertragen, die französischen Gerichte aber sammt und sonders aufgelöst, und die Gemeindemitglieder unter die allgemeine Landesgerichtsbarkeit gestellt, und somit der äußere politische Verband zerrissen, die innere religiöse Gemeinschaft aber erhalten, deren Grund so fest ist, daß alle Veränderungen, welche durch die Zeit in allen Staaten, mehr oder minder tiefgreifend, herbei geführt worden sind, ihn nicht zu erschüttern vermochten.

Diese innere Gestaltung der Kirchengemeinde beruht auf der Kirchendisciplin:

1) La discipline ecclesiastique des Eglises reformées de France, 30. Août 1666; abgedruckt in Mylius;
2) auf den durch die Regierung bestättigten Gesetzen und Beschlüssen der Gemeinde, abgedruckt unter dem Titel: Réglemens pour la Compagnie du Consistoire de l'Eglise française 1791, und
3) auf den Stiftungsurkunden über die milden Anstalten, deren Inhalt zum Theil in die vorerwähnten Reglements aufgenommen ist.

Aus allen diesen Gesetzen und Bestimmungen weht nur ein Geist, der Geist der christlichen Bruderliebe, und aus ihm erklärt sich auch der Charakter der Kolonie und ihrer Institutionen, der in seinen Grundzügen noch unverändert sich erhalten hat. Diesem Geiste verdankt es auch die Kolonie, daß ihr durch die königlichen Erlasse vom 18. Februar und 30. Oktober 1809, und vom 3. Februar 1812 ihre Verfassung von Neuem gewährleistet worden ist.

Diese garantirte Verfassung bestimmt:

1) Daß die milden Stiftungen, Armen- und Erziehungsanstalten ihre bisherige Verfassung erhalten, und die Vorsteher dieser Stiftungen, Armen- und Erziehungsanstalten wie bisher nur der Gemeinde verantwortlich sein sollen;
2) daß die Hülfsbedürftigkeit und Dauer der Unterstützungen vom Gemeinde-Konsistorium bestimmt, und die vorhandenen Kapitalien und sonstigen Besitzungen dieser milden Stiftungen und Anstalten in keinem Falle zu andern Zwecken verwendet, und eben so wenig die Vorsteher genöthigt werden sollen, Personen, die nicht zur Gemeinde gehören, in diese Anstalten aufzunehmen; daß es
3) in Bezug der Rechnungsabnahme und der zu ertheilenden Decharge bei der bisherigen Observanz verbleiben soll, und wonach der Gemeinde Rechnung zu legen; und
4) daß die Konsistorien die Familienväter der Gemeinde nach

der vorgeschriebenen Form versammeln sollen, um über neue Anlagen oder außerordentliche Ausgaben ihre Einwilligung nachzusuchen.

Die eigentlich kirchliche Seite der Gemeindeverfassung ist durch diese vorgedachten Gesetze nicht berührt worden.

Die nächste Auctorität in der Kirchengemeine ist die Gemeine selbst, sie verwaltet jedoch in gewöhnlichen Verhältnissen nicht unmittelbar, sondern durch Beauftragte, Prediger, Anciens und Anciens diacres.

In Berlin *) zerfällt die Gemeine in 3 Kirchspiele, jedes dieser 3 Kirchenkonsistorien mit zwei Predigern, 4 Aeltesten und 8 Armenpflegern, welchen bestimmte Quartiere der Parochie zugetheilt sind; ein Laie ist Sekretair dieses Kirchen-Konsistoriums. Die Aeltesten und Armenpfleger haben den Kirchendienst und die Armen- und Krankenpflege in ihrem Quartiere; im Kirchenkonsistorium, welches sich Sonntags nach der Predigt versammelt, werden Vorberathungen und Beschlüsse über Armen-, Kranken- und allgemeinere Angelegenheiten gepflogen, und die Gesuche der Gemeindemitglieder angehört. Die sämmtlichen Kirchspielsprediger nebst dem Prediger des Hospitals, die sämmtlichen Aeltesten und Armenpfleger nebst den aus den Laien erwählten Sekretairen und Kassenbeamten, event. unter Hinzutritt der Familienväter, bilden besondere Körperschaften mit bestimmten Befugnissen.

I. Das Diakonat.

Schon im Jahre 1699 schien es geeignet, die Verwaltung des Armenwesens einer besonderen Körperschaft zu überantworten, und diese Körperschaft ist es, die den Namen des Diakonats erhielt; zusammengesetzt ist es aus den Anciens-diacres Almosenpflegern, deren jedes der 3 Kirchspiele 8 zu stellen hat, die sich unter dem Vorsitz eines Predigers jeden

*) Die Verfassung der übrigen Kolonieen ist, einige kleinen Unterschiede abgerechnet, dieselbe.

ersten und dritten Montag im Monat im Konsistorialzimmer versammeln und allmonatlich 3 Mitglieder aus ihrer Mitte in die Sitzungen des Mittwochs-Konsistoriums zu deputiren haben.

Die Unterstützungen, welche die französische Gemeinde ihren Armen gewährt, bestehen 1) in baarem Gelde, 2) in Brod, 3) in Suppe, 4) Holz, 5) in Medikamenten, 6) in unentgeldlicher Behandlung durch französische Armenärzte, 7) Kleidung und Bettzeug, 8) in der Aufnahme im Hospitale oder dem Kinder-Hospiz, 9) Schulunterricht, Schul- und Gesangbücher, 10) halbe oder ganze Freischule, 11) freies oder halbfreies Begräbniß. NB. mit Ausnahme von 9. und 10. gedachter Hilfe, welche die Schulvorstände bei der Generalversammlung beantragen, hat das Diakonat über alle Anträge zu berathen. Jeder Antrag um Unterstützung muß von dem Familienhaupte, oder für Unmündige vom Vormund, und zwar persönlich in den Sitzungen des Diakonats oder des betreffenden Kirchenkonsistoriums vorgebracht werden. In Krankheitsfällen sind jedoch die Diakonen berechtigt, die Anträge auf Untersuchung der Verhältnisse der Unterstützungsbedürftigen zu machen.

Ausgeschlossen von jeder Unterstützung des Diakonats sind:

a) Verschämte Arme, die zwar ärztliche Hülfe, aber nicht Medizin unentgeltlich erhalten;
b) Personen, die zum Maison d'Orange und Hôtel du Réfuge gehören.

Unterstützungsberechtigt sind dagegen solche Personen, die zur hiesigen französischen Gemeine gehören, und als solche im Kirchenregister eingetragen stehen. Ein hiesigen Ortes zurückkehrendes Mitglied der Gemeinde muß seinen Eintritt in den Verband wieder nachsuchen, bevor es auf Unterstützung Anspruch machen kann. Pesonen jedoch, die aus den Provinzen hierher kommen, und in die Kirchengemeinschaft eingetreten sind, können erst nach Verlauf eines Jahres die Unterstützung beanspruchen.

In der Regel beschränkt sich die Unterstützung des Diakonats auf das Weichbild der Stadt Berlin; daher müssen die Anträge von Personen außerhalb desselben von der General-

versammlung bewilligt werden, deren Genehmigung auch außerdem erforderlich ist:

a) bei außerordentlichen Gaben über 6 Thlr.;
b) bei allen fortlaufenden Unterstützungen;
c) bei Ertheilung des freien Holzes und
d) zur Aufnahme im Hospital auf Lebenszeit, so wie der Kinder im Hospiz.

Jeder auf Lebenszeit ins Hospital gesandte Arme, und Jeder, der fortlaufende Unterstützungen genießt, hat zuvor die Entsagungsakte zu unterschreiben, nicht aber sind die Pensionäre des Hospitals hierzu verpflichtet.

Alle Arme, die fortlaufende Unterstützungen erhalten haben, oder die im Hospital sterben, haben freies Begräbniß; diese Vergünstigung erstreckt sich auch auf solche, die zwar nicht fortlaufend unterstützt worden, aber doch erweislich arm sind, und wenn nicht irgend eine Kasse zur Tragung der Kosten verbunden ist; jedoch kann unter Umständen für diese Personen nur halbfreie Beerdigung eintreten.

Den durchreisenden Mitgliedern französischer Provinzialgemeinden, so wie den der hiesigen Gemeinde Angehörigen wird diesen bei ihrer Abreise unter Umständen Reisegeld, jenen ein Zehrpfennig vom Diakonat gereicht.

II. Das Mittwochs-Konsistorium.

Es besteht zunächst aus den Predigern und Kirchenältesten der Gemeinde; bei deren Versammlungen, die jeden Mittwoch Nachmittag um 2 Uhr unter dem Vorsitz eines Predigers beginnen, aus jedem der drei Kirchspiele ein Armenpfleger ex officio anwesend sein muß.

Zum Ressort des Konsistoriums gehören ausschließlich alle auf die Disciplin der Gemeinde, selbst in der allgemeinsten sittlichen Beziehung, und die Feier des Gottesdienstes bezüglichen Gegenstände, also

a) die Reihenfolge der Predigten, b) die Kirchenzettel, c) die Aufgebote, d) die Bekanntmachungen von der Kanzel, e) Erlasse der Behörden, soweit sie die Prediger, Kan-

didaten und Kirchenbeamten betreffen, f) Prüfung behufs Aufnahme in den Gemeineverband, g) Sitterzeugnisse, h) Gesuche um Freischule, welche die Generalversammlung erst auf Vorschlag des Konsistoriums bewilligt.

III. Generalversammlung.

Sie besteht aus allen Predigern, Aeltesten, Armenpflegern und Beamten, nämlich 3 Schriftführern, dem Rendanten, dem Führer der Register, dem Syndikus der milden Stiftungen.

Den Vorsitz führt jedesmal ein Prediger; nach der Reihenfolge wechselt dies Amt von einer Sitzung zur andern, welche an jedem 2. 4. und 5. Montag des Monats um 3 Uhr stattfinden.

Alle wichtigen Gegenstände müssen, bevor sie zur Berathung kommen, den bestehenden oder eigends zu ernennenden Kommissionen zur Prüfung und Vorberathung übergeben werden.

Die genannten Kommissionen sind:

a) für Bauten und Vermiethungen, b) Kirchenzettel, c) Hausbüchsen, d) Bäckerei und Suppenanstalt, e) freiwillige Kollekte, f) Rechnungsprüfung, g) milde Stiftungen, h) Schulen und Pepinière, i) Spezialkommissionen der Domschule, k) der Berliner Schulen, l) Kommissionen für Begräbnisse, m) für den Armenetat, n) das Hospital, o) für Bücher, p) Kirchenplätze, q) Registratur, r) Gemeindelisten, s) Seminar, t) Tontine, u) Fonds- oder Kapitalverwaltung, v) Kleiderkammer, w) Deputirte bei der Ecole de Charité, x) beim Hospice, y) Hôtel de Réfuge, z) Waisenhaus.

Die Unterstützung verschämter Armen erfolgt nur nach Genehmigung der Generalversammlung; die hierüber von den einzelnen Kirchspielen jährlich eingereichten Listen werden gleichfalls von dieser Versammlung geprüft, und eine Generalliste über diese Klasse der Armen in ein besonderes Buch eingetragen.

Familien, von denen ein Mitglied im Hospital aufgenommen ist, oder fortlaufende Unterstützungen des Diakonats erhält, können nicht als verschämte Arme angesehen werden, sondern fallen dem Diakonat zu; eben so auch diejenigen Personen, welche mit der ihnen aus milden Stiftungen gewährten Beihilfe nicht mehr auskommen können.

Wir müssen bemerken, daß die Kirchenverfassung, wie die Verwaltung in allen noch bestehenden Kolonieen mit unwesentlichen Unterschieden ein und die gleiche ist; was jedoch die Anstalten betrifft, so haben wir nur die Geschichte der in Berlin gegründeten mit aufgenommen, weil diese als die bekanntesten und bedeutendsten wohl von allgemeinerem Interesse sein möchten, und weil die Kolonie in Berlin, als die größeste, doch stets der Centralpunkt aller übrigen ist und bleiben wird.

Liste

der in den kurfürstlichen Ländern sich Anno 1697 u. 1700 befindenden französischen Exulanten, ohne die Offiziere und Soldaten.

	1697	1700
Berlin	4292	5869
Bucholtz	85	— —
Malchow	2	78
Pankow	13	— —
Cöpenick	25	46
Spandow	48	74
Schwedt	44	66
Vieraden	10	37
Straßburg	240	304
Gramzow	313	322
Amt Löckenitz	665	626
Amt Chorin	292	431
Prenzlau	293	407
Neustadt a. Dosse	35	53
Stargardt	84	145
Colberg	10	— —
Stolpe	12	— —
Angermünde	62	103
Burg	122	200
Brandenburg	107	106
Halle	462	726
Magdeburg	1087	1303
Stendal	117	203
Amt Ruppin	81	— —
Frankfurt	150	207

	1697	1700
Königsberg	241	414
Duisburg	37	38
Cleve	61	47
Emrich	45	42
Wesel	717	475
Soest	28	47
Bernau	— —	87
Oranienburg	— —	38
Rheinsberg und zugehörige Oerter	— —	104
Müncheberg	— —	110
Mannheimer Colonie zu Magdeburg	700	1739
Halberstadt	— —	227
Neu-Haldensleben	— —	170
Summa	9780	14,484

Liste der Kolonieen in der Provinz Brandenburg, Pommern, Sachsen nnd Preußen im Jahre 1852: Berlin, Potsdam, Prenzlau, Schwedt, Straßburg, Angermünde, Gramzow, Bergholz, Groß-Ziethen, Battin, Buchholz, Stettin, Magdeburg, Königsberg. Es ist einerseits zu bemerken, daß fast jede der Hauptkirchen mehrere Filiale hat, welche in der alten Liste als selbstständige Kolonieen aufgeführt, hier aber weggelassen worden sind, andererseits haben sich viele Gemeinden mit den deutsch-reformirten verbunden, woraus sich die bei weitem geringere Zahl der jetzt noch bestehenden Kolonieen erklärt.



Gedruckt bei Robert Henrich in Berlin.

Verbesserungen.

Seite 5	Zeile	13	von	unten	lies	gerichtetes statt gerichteten.
- 17	-	10	-	-	-	Kirche st. Kirchen.
- 41	-	1	-	oben	-	ihm st. ihnen.
- 44	-	15	-	hinter Vergehen lies als.		
- 71	-	2	-	oben	-	1662 st. 1562.
- 76	-	15	-	-	-	war st was.
- 83	-	11	-	unten	-	wurde st. wurden.
- 130	-	14	-	oben	-	dem st. den.
- 131	-	7	-	unten	-	Geister st. Geistes.
- 143	-	13	-	oben	-	Marmite st. Mannite.
- 149	-	18	-	-	-	feine st. seine.
- 150	-	16	-	unten	-	ausübten st. ausübte.
- 151	-	7	-	oben	-	vortheilhaft st. Vortheilhaft.
- 153	-	4	-	unten	-	schiffbaren st. schiffbarem.
- 153	-	3	-	oben	-	die st. der.
- 177	-	2	-	unten	-	die st. der.
- 188	-	9	-	oben	-	Löcknitz st. Lanknitz.
- 210	-	2	-	unten	-	Diakonatshaus st. Diakonissen.
- 211	-	15	-	oben	-	Euler st. Eules.
- 220	-	1	-	unten	-	Tournier st. Fournier.
- 229	-	13	-	unten	-	haben st. habe.






Digitized by Google





